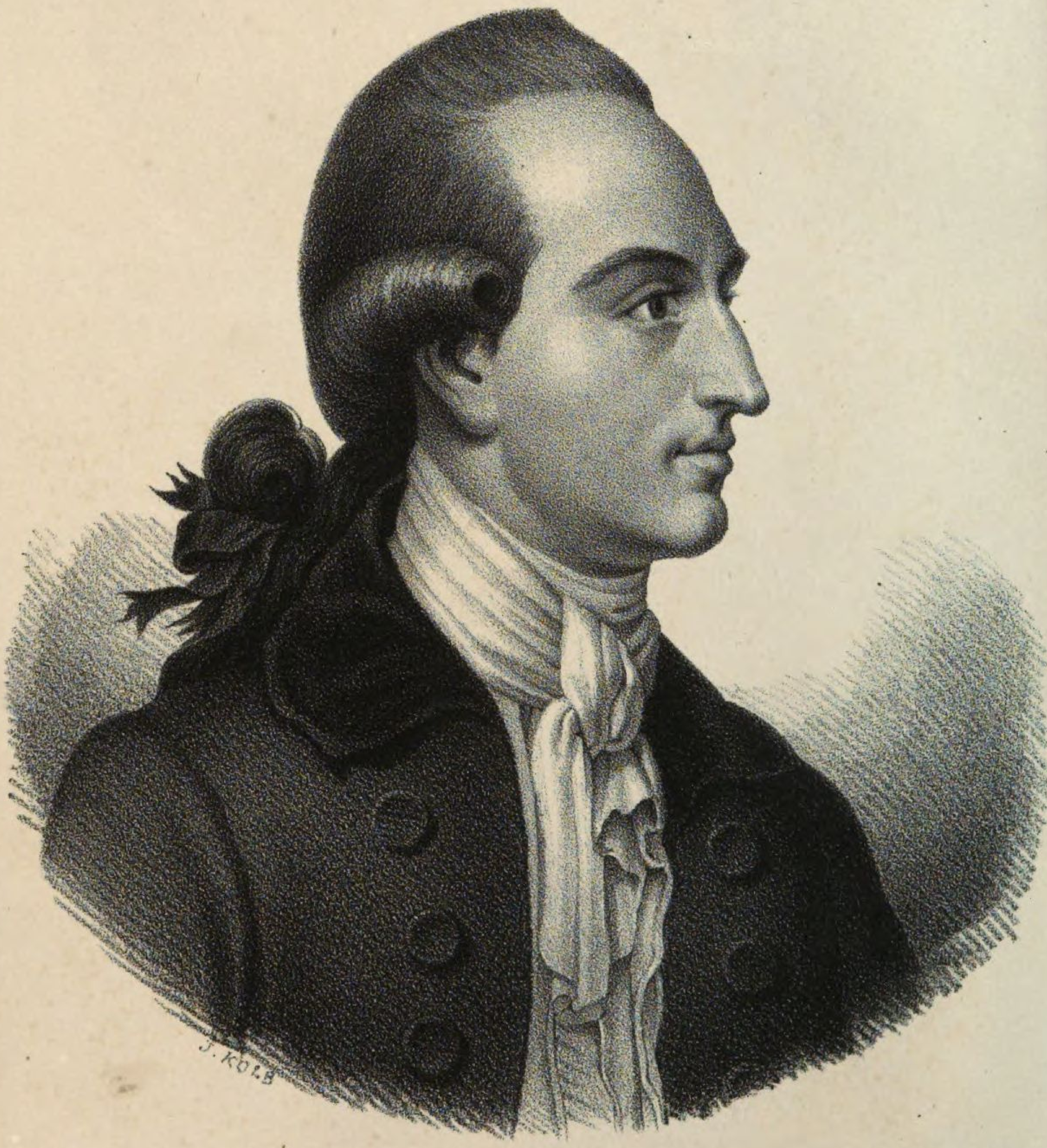
Goethe's Leben und Dichtungen.



GOETHE

im 30ten Jahre.

Wiesbaden: Kreidel & Niedner.

Goethe's

Leben und Dichtungen.

Im Zusammenhange

dargestellt

von

August Spieß.

Wiesbaden:

Kreidel und Niedner, Verlagshandlung.

1854.

Fräulein

Wilhelmine Magdeburg

in Wiesbaden

hochachtungsvoll

gewidmet

vom Verfasser.

Vorwort.

Nachfolgende Blätter sind aus Vorlesungen hervorgegangen, welche im Winter 1852/3 in Wiesbaden gehalten worden sind. Diese Art ihres Entstehens kann im Allgemeinen schon den Standpunkt bezeichnen, von welchem aus sie zu beurtheilen sind.

Im Hinblick auf die vielen vortrefflichen Werke über Göthe, biographischen und ästhetisch-kritischen Inhalts, welche die neuere Zeit hervorgebracht hat, mag leicht der Gedanke Raum gewinnen, daß es überflüssig sei, die ohnehin überreiche Götheliteratur durch einen neuen Beitrag zu vermehren. Schaefer, Viehoff, Düntzer, Rosenkranz, um viele Andere gar nicht zu erwähnen, haben, Jeder in seiner besondern Weise, ihre sich gestellte Aufgabe so vollständig gelöst, daß eine neue Bearbeitung desselben Stoffes unter gleicher Tendenz gewagt erscheinen muß.

Vorliegendes Buch verfolgt jedoch einen andern Zweck, als die Werke jener Männer; denn während diese alle

für Göthekenner geschrieben sind, hat es sich die Aufgabe gestellt, in die Göthe'schen Dichtungen einzuführen.

Wenn daher hier vorzugsweise Göthe's Meisterwerke behandelt worden sind, und die untergeordneteren nur eine kurze Besprechung oder gar nur eine flüchtige Berührung gefunden haben, so legte der Zweck des Buches uns diese Beschränkung auf. Denn während jene, welche mit den Göthe'schen Dichtungen schon näher vertraut sind, auch in seinen unbedeutenderen Schöpfungen mit Interesse das Wirken des dichterischen Genius verfolgen, werden diejenigen, welche als Neulinge in die Hallen seiner Poesie eintreten, sich zunächst nur an seinen vollendeten Gebilden erfreuen und erheben.

Schon bei jedem bedeutenderen Dichter erzeugt die größere Vertrautheit mit seinen Poesien auch ein wachsendes Interesse an ihm selber; bei Göthe jedoch macht das tiefere Verständniß seiner Dichtungen ein näheres Eingehen in seine Lebensverhältnisse unumgänglich nothwendig. Denn mehr als bei jedem andern sind bei ihm Dichtung und Dichter eng mit einander verwachsen, sodaß selbst manche seiner schöneren Poesien für den, welcher seine Lebensverhältnisse nicht kennt, geradezu in Dunkel gehüllt und deshalb unbeachtet bleiben.

Aber auch in Bezug auf das biographische Element gebot der Zweck des Buches eine Beschränkung. Es kam hier nicht darauf an, Göthe als Kunstkenner, Naturforscher &c. darzustellen; was für eine vollständige Biographie dessel-

den unabweisbare Forderung ist, ihn auch nach diesen Seiten hin zu schildern, das erscheint hier eher als ein unnöthiger, den Leser beschwerender Ballast. Hier galt es nur, ein Lebensbild Göthe's zu entwerfen, in welchem er uns als Mensch und Dichter entgegentritt. Seiner Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft konnte nur beiläufig, und zwar nur da, wo sie auf die Dichtung Einfluß übte, Erwähnung gethan werden.

Für die leichtere Auffassung eines solchen Lebensbildes schien es förderlich, zuweilen von der streng chronologischen Folge abzusehen und Zusammengehöriges oder Verwandtes zu einem Ganzen zu verknüpfen, zumal da der Uebergang von den biographischen Theilen des Buches zu den Besprechungen der einzelnen Werke ohnehin die fortlaufende Darstellung des Dichterlebens unterbrechen mußte.

Während des Druckes erschien „Göthe und Werther von A. Kestner.“ Indessen wurde dadurch keine wesentliche Berichtigung nöthig. Daß z. B. der Ball, auf welchem der Dichter Lotte kennen lernte, nicht auf dem Stoppelberge, sondern in dem benachbarten Volpertshausen stattgefunden, ist unerheblich. Die ausgesprochene Vermuthung, daß der „Wanderer“ vielleicht schon im Elsaß entstanden sei, ist dahin zu berichtigen, daß ihn Göthe „in seinem Garten“ in Wetzlar gedichtet hat. Ferner eröffnen nicht, wie angegeben ist, die bei seiner Abreise von Wetzlar geschriebenen Briefe die Correspondenz, sowie

auch sein Brief nach der Vermählung Lottens in dieser eine andere Fassung als im Werther hat.

So übergeben wir diese Blätter der Oeffentlichkeit, und begleiten sie mit dem Wunsche, daß auch sie ihr geringes Theil dazu beitragen mögen, die Poesien Göthe's der Nation immer näher zu bringen und die Vorurtheile zu zerstreuen, die bei uns, leider noch mehr als man erwarten sollte, einer gerechten Würdigung unseres größten Dichters entgegenstehen, auf welchen freilich seine eigenen Worte volle Anwendung finden:

Denn ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein.

Wiesbaden, 23. October 1854.

Der Verfasser.

Inhalt.

1.

Die Jahre der Kindheit.

„Am 28. August 1749", so beginnt Göthe's Selbstbiographie „Mittags mit dem Glockenschlag zwölf kam ich in Frankfurt am Main auf die Welt." Das Geburtshaus, welches in den Jahren der Kindheit unseres Dichters durch Renovation die Einrichtung erhalten hat, die ihm bis auf den heutigen Tag geblieben ist, liegt auf dem großen Hirschgraben, und ist seit der Aufstellung der Göthestatue auf dem Roßmarkte mit einer seine Bedeutung aussprechenden Inschrift in Marmor versehen. Wie diese jetzt dem Fremden die Stätte bezeichnet, wo der größte deutsche Dichter das Licht der Welt erblickt hat, so gaben schon früher drei Figuren über der Hausthür, in denen man drei Leiern hat erkennen wollen, zu der Deutung Anlaß, daß in ihnen die dreifache dichterische Thätigkeit des in diesen Räumen Geborenen, in der epischen, lyrischen und dramatischen Poesie, ahnungsvoll versinnbildlicht sei.

Johann Wolfgang Göthe war der Sohn des kaiserlichen Rathes Joh. Kaspar Göthe und Katharina Elisabetha, der ältesten Tochter des Schultheißen Textor zu Frankfurt. Der Vater des Dichters war acht und dreißig, die Mutter erst siebenzehn

Jahre alt, als sie im August des Jahres 1748 den Bund der Ehe eingingen. Wenn an ihres Erstgeborenen Wiege der Genius der deutschen Poesie gestanden, um ihn mit der reichsten Fülle seiner Gaben zu überschütten, so wurde demselben durch ihre wachsame Elternliebe auch das gedeihlichste Lebensloos für die Entwickelung seiner reichen Anlagen zu Theil. Der ernste Vater überwachte die geistige Ausbildung des Knaben mit strenger Sorgfalt, und seine ihm angeborene Neigung zum Unterrichten fand bald volle Gelegenheit, sich an dem wißbegierigen Knaben zu versuchen, während dessen reiche Einbildungskraft schon frühe zu beschäftigen und zu entwickeln die geistreiche Mutter besonders thätig war. Ihr lebhaftes und heiteres Temperament und ihr naiver Charakter, der noch so jugendlich unbefangen und unerfahren war, daß sie nach Göthe's Worten erst mit ihm und seiner Schwester Cornelia zum Bewußtsein heranwuchs, fesselte den Knaben mehr, als es der Ernst des älteren, nüchternen, in vieler Beziehung pedantischen Vaters vermochte. Höchst lebendig schildert Bettine aus dem Munde der Mutter Göthe's jene Stunden, wo diese den Kindern selbsterdichtete Märchen erzählte, und der kleine Wolfgang sie bald mit seinen großen schwarzen Augen verschlang und über das Schicksal irgend eines Lieblings, das nicht nach seinem Sinne ging, oft die Thränen verbiß. Auch die Großmutter von väterlicher Seite, deren Liebling er war, und in deren geräumiger Stube im Hinterhause die Kinder oft und gerne beim Spiele verweilten, war in das Interesse gezogen. Von ihr erfuhr die Mutter, wenn sie die Katastrophe ihrer Geschichte auf den nächsten Tag verschoben hatte, wie sie die Schicksalsfäden seinen Wünschen gemäß weiter lenken sollte. Und sagte sie dann: „Du hast's errathen, so ist's gekommen," da war der Knabe Feuer und Flamme, und man konnte sein Herzchen unter der Halskrause schlagen sehen. Durch dieses geheime diplomatische Treiben hatte die Mutter, wie sie erzählt, die Satisfaction, zum Genusse und Erstaunen der Zuhörenden ihre Märchen vorzutragen, und der Wolfgang, ohne sich je als den Urheber aller merkwür-

digen Ereignisse zu erkennen, sah mit glühenden Augen der Erfüllung seiner kühn angelegten Pläne entgegen, und begrüßte das Ausmalen derselben mit enthusiastischem Beifall.

Schon nach zurückgelegtem vierten Jahre begannen die regelmäßigen Lectionen, vom Vater selbst geleitet, der mit seiner Lust am Unterrichten eine entschiedene Abneigung gegen die öffentlichen Schulen verband. In dieser frühen Vereinsamung schloß sich der kleine Wolfgang um so inniger an seine Schwester Cornelia an, und es bildete sich schon in den Jahren der Kindheit zwischen Beiden das Verhältniß jener seltenen geschwisterlichen Zuneigung, jenes rückhaltlosen Vertrauens und gegenseitigen Ineinanderlebens, welches bis in ihre späteren Lebensjahre ungeschwächt fortbestanden hat. Auch fehlte es dieser Beschränkung auf die Räume des elterlichen Hauses nicht an bleibenden Eindrücken, welche die von der Natur in den Knaben gelegten Keime geistiger Eigenthümlichkeit schon frühzeitig entwickelten. So war dessen „liebster, zwar nicht trauriger, aber doch sehnsüchtiger Aufenthalt," die sogenannte Gartenstube im oberen Stocke, wo er über die Gärten, über Stadtmauern und Wälle in die schöne und fruchtbare Ebene nach Höchst zu hinaus sah, wo er in der Sommerzeit gewöhnlich seine Lectionen lernte, die Gewitter abwartete und sich nicht satt genug an der untergehenden Sonne sehen konnte, wohl geeignet, den kindlichen Sinn auf die Betrachtung der Natur hinzurichten, welche durch des Dichters ganzes Leben der Gegenstand eines unermüdlichen und tiefen Studiums gewesen ist. Und wenn von jenem stillen Aufenthalte aus der kleine Wolfgang die Nachbarn in den Gärten wandeln und die Blumen besorgen, die Kinder spielen, die Gesellschaften sich ergötzen sah, und die Kegelkugeln rollen und die Kegel fallen hörte, so erregte dies frühzeitig in ihm ein Gefühl der Einsamkeit und einer daraus entspringenden Sehnsucht, das dem von der Natur in ihn gelegten Ernsten und Ahnungsvollen entsprechend, seinen Einfluß gar bald und in der Folge noch deutlicher zeigte. Innerhalb des Hauses aber zog eine Reihe Römischer Prospecte, die Piazza del Popolo, das

Coliseo, der Petersplatz, die Peterskirche von außen und innen und so manches andere den Blick des Knaben am meisten auf sich. Wie wir in jenem Sichversenken des jugendlichen Gemüthes in die Natur und ihre Wunder des Dichters Hinneigen zur Naturbetrachtung in seinen Anfängen erblicken, so dürfen wir diese Abbildungen Römischer Baudenkmäler als die ersten Anregungen erkennen zu Göthe's nachmals unüberwindlichen und für ihn und die ganze deutsche Literatur so folgereich gewordenen Zuge, der ihn in seinem Mannesalter nach Italien, der Schatzkammer der vollendeten Kunstwerke des klassischen Alterthums, führte. So auch wurde die schlummernde Anlage zur dramatischen Dichtkunst vornehmlich durch ein Weihnachtsgeschenk der Großmutter, durch jenes Puppenspiel erweckt, welches in dem alten Hause eine neue Welt erschuf, und an das noch sehr lebhaft die Erinnerung in Wilhelm Meisters Lehrjahren nachklingt, wo der tiefe Eindruck, den es auf den Knaben gemacht, eine ausführliche Schilderung gefunden hat.

Durch den Umbau des elterlichen Hauses, welcher nach dem Tode der Großmutter erfolgte, sah sich, damit der Unterricht nicht unterbrochen würde, der Vater genöthigt, die Kinder eine Zeit lang in eine öffentliche Schule zu schicken. Der kurze Besuch derselben führte nach unseres Dichters Bericht manches Unangenehme mit sich, da die zarten und bisher abgesondert gehaltenen Kinder plötzlich mit der derben und rohen Masse der städtischen Jugend in Berührung kamen; auf der anderen Seite jedoch veranlaßte er auch manchen anregenden Genuß, indem er dem Knaben die erste Gelegenheit gab, seine Vaterstadt näher kennen zu lernen, die er von nun an häufiger, bald allein, bald in Gesellschaft munterer Gespielen durchwanderte. Auf solchen Wanderungen mochten wohl die ehrwürdigen Gebäude derselben, wie der Römer, der Dom, der Saalhof, das Auge des Frankfurter Stadtkindes fesseln, und in seinem lebhaften Geiste die Bilder einer reichen Vergangenheit heraufbeschwören; und wenn sich zur Meßzeit der Knabe in das dichte Gewühl des Volkes verlor, mochten die

fremden Trachten, die ihm begegneten, und die reichen Waarenlager oft seinen ahnungsvollen Blick auch über die Grenzen der Vaterstadt hinaus in ferne Gegenden und auf das Große des Völkerlebens richten. Je heimischer aber derselbe in dem Straßengewirre und auf den lebhaften Plätzen seiner Vaterstadt wurde, um so mehr schmeichelte ihm der Gedanke, daß sein Großvater es sei, der die hervorragendste Stellung bei der Leitung der städtischen Angelegenheiten einnehme, und sein Patrizierstolz wurde nicht wenig erregt, als er diesen, den er bisher nur in seinem talarähnlichen Schlafrocke und mit schwarzer Sammtmütze im Hause sich bewegen oder im Garten hinter demselben seine Nelken pflegen, Rosenstöcke oculiren und Obstbäume beschneiden gesehen, nun auch bei besonderen Gelegenheiten auf dem Römer in seiner Amtstracht, eine Stufe höher, als die übrigen Schöffen, auf seinem Schultheißenstuhle thronend erblickte.

Doch brachten ihm solche Aeußerungen, die ein allzustarkes Bewußtsein seiner vornehmen Herkunft verriethen, mehr Verdruß als Befriedigung, während ihm dagegen die angeborne Superiorität seiner geistigen Gaben eine diesen angemessene bevorzugte Stellung unter seinen Kameraden sicherte. Schon damals regte in ihm der Dichtergenius seine Schwingen; die Lippen des kleinen Erzählers öffneten sich dann, um in anmuthiger Lebendigkeit die Wunder der goldnen Märchenwelt zu verkündigen, während die jugendlichen Freunde ihrer Spiele vergaßen und seinen Worten begierig lauschten. Eines dieser Märchen, vom Dichter in seinem Mannesalter aus der Erinnerung niedergeschrieben, ist unter dem Titel „der neue Paris“ aufbewahrt, und gibt uns neben den reichen Gebilden der schöpferischen Phantasie auch ein Bild aus der Wirklichkeit, nämlich das des jugendlichen Erzählers selbst. Da sehen wir den schönen Knaben, wie er vor dem Spiegel beschäftigt ist mit den neuen Sommerkleidern, welche ihm die lieben Eltern auf das Pfingstfest hatten machen lassen; in Schuhen von sauberem Leder, mit großen silbernen Schnallen, feinen baumwollenen Strümpfen, schwarzen Unterkleidern von

Sarsche, und einem Rock von grünem Berkan mit goldnen Balletten. Die Weste dazu, von Goldstoff, ist aus des Vaters Bräutigamsweste geschnitten. Er ist frisirt und gepudert, die Locken stehen ihm wie Flügelchen vom Kopfe. Er nimmt den Hut unter den Arm, und den Degen an der Seite schreitet er also geputzt stolz einher, um einige Freunde zu besuchen, und sich in der neuen Kleidung sehen zu lassen.

Schon mehrere Jahre vor dieser Zeit, aus der wir uns eben ein Bild von dem jugendlichen Treiben des kleinen Wolfgang gemacht haben, war der siebenjährige Krieg ausgebrochen, welcher den Blick des Knaben auch auf die politischen Verhältnisse der Gegenwart gerichtet und das Interesse an ihnen lebhaft erregt hatte. Wie sich damals die Gegensätze des politischen Bekenntnisses nicht selten bis in den Kreis der einzelnen Familien hinein erstreckten und dieselben in Partei und Gegenpartei spalteten, so standen sich auch in der Göthe-Textor'schen Familie die einzelnen Glieder in ihren Sympathieen schroff einander gegenüber. Der Großvater, der den Thronhimmel über Franz I. bei seiner Krönung in Frankfurt als Schöffe getragen, war gut kaiserlich gesinnt, während der Vater seine Sympathie dem großen Friedrich zuwendete, den die aufgeklärten Deutschen, vorzüglich der jüngeren Generation, auch außerhalb der Grenzen Preußens als einen vaterländischen Helden verehrten. Natürlich, daß auch der kleine Wolfgang für Friedrich schwärmte, dessen Muth und Ausdauer, dessen gewonnene Schlachten sein Gemüth in helle Flammen setzten. Diesen Enthusiasmus vermochten auch die Ausfälle gegen seinen Helden, die er allsonntäglich im großelterlichen Hause beim Mittagstische hören mußte, nicht im mindesten abzukühlen; vielmehr wurden ihm durch dieselben diese Stunden, welche früher für ihn die vergnügtesten in der ganzen Woche gewesen waren, total verleidet. Um so eifriger aber that er zu Hause seiner Bewunderung für Friedrich Genüge, indem er die Siegeslieder auf ihn und die Spottlieder auf die Gegenpartei mit großer Befriedigung abschrieb.

Aber die Frankfurter sollten auch mitten in das Kriegsgetümmel hinein versetzt werden; am zweiten Januar 1759 nahmen die Franzosen, die bisher nur in kleineren Colonnen durch die Stadt gezogen waren, förmlich Besitz von ihr, und brachten neue Bewegung in ihre Straßen und große Unruhe in die Gemüther der Bürger. Die Truppen wurden einquartirt, und der Göthe'schen Familie wurde der Königslieutenant Graf Thorane zugewiesen. Als dieser kunstliebende freundliche Herr in das elterliche Haus einzog und gar bald seine leidenschaftliche Liebhaberei an Gemälden die Künstler in Frankfurt und aus der Umgegend in Thätigkeit setzte, that sich vor dem Knaben eine neue Welt auf. Er wußte sich sehr gut mit den ihm schon aus früherer Zeit bekannten Malern, unter denen auch Hofmaler Seekatz aus Darmstadt zu stellen, die, wenn sie in seinem zum Atelier umgewandelten Mansardenzimmer für den Grafen arbeiteten, ihn gar gern um sich leiden und Vorschläge und Urtheile des kleinen Kritikers freundlich anhören mochten. Auch der Graf selber erwies sich gegen die Kinder höchst freundlich und gütig, und suchte den Eltern die Last der Einquartirung so leicht als möglich zu machen. Jedoch drohte diesem guten Einvernehmen nach der für die Franzosen glücklich abgelaufenen Schlacht bei Bergen durch die derb heraussprudelnde preußische Gesinnung des Vaters ein schlimmer Ausgang; nur mit Mühe wurde der Graf Thorane von dem Vorsatze abgebracht, seinen Hauswirth verhaften zu lassen, und formell wenigstens das alte Verhältniß bis zu seinem Abzug wiederhergestellt.

Der Aufenthalt der französischen Truppen in Frankfurt bot übrigens dem jungen Wolfgang auch Gelegenheit, vorzüglich durch den Besuch des dort errichteten Theaters, zu dem er durch den Großvater ein Freibillet erhalten hatte, die französische Sprache mit Leichtigkeit und gleichsam spielend zu erlernen. Noch reißender aber wurden die Fortschritte, nachdem derselbe die Bekanntschaft des kleinen Schauspielers Derones gemacht hatte, eines „allerliebsten Aufschneiders", dem er eine Zeitlang seine Freundschaft

widmete und so viel Zutrauen schenkte, daß er, gutmüthig genug, ihm das Recht eines Kritikers über ein von ihm selbst in französischer Sprache geschriebenes Theaterstück einräumte. Freilich wurde dasselbe von dem kleinen Raisonneur unbarmherzig zerpflückt, und nur mit Mühe rettete der junge Autor das Manuscript vor gänzlichem Verderben, um es, reinlich abgeschrieben, seinem Vater zu dessen großer Befriedigung als Frucht seiner französischen Studien einzuhändigen. Indessen wurde durch die scharfe Kritik des Freundes das gute Einvernehmen nicht gestört; doch hatte auch dieser Seelenbund seine Feuerprobe zu bestehen, denn ein andermal während der Sonntagsspiele fühlte sich das hyperromantische Ehrgefühl des kleinen Schauspielers so tief verletzt, daß er erklärte, der ausgebrochene Zwiespalt könne nur durch einen Zweikampf wieder beigelegt werden; der theatralische Akt ging hinter einigen Scheunen vor sich, und nachdem dem Wolfgang die seidene Degenschleife durchstochen worden, erklärte sich der Gegner für satisfacirt, und die Versöhnung wurde in einem nahe gelegenen Kafehaus bei einem Glase Mandelmilch rite gefeiert.

Als nach dem Abzuge des Grafen Thorane sich die alte Ordnung im Göthe'schen Hause wiederhergestellt hatte, wurde auch der Unterricht, der bis dahin öfters Unterbrechungen hatte erleiden müssen, wieder regelmäßiger vom Vater betrieben. Um das Versäumte nachzuholen, führte derselbe in seinem pädagogischen Eifer unter Mithülfe von einzelnen Privatlehrern den Sohn nicht gerade zweckmäßig mehr in die verschiedensten Gebiete der Wissenschaften ein, als er ihn in einzelnen Zweigen derselben gründlich unterrichtete; neben Musik und Zeichnen traten von nun an die französische, englische, italienische, lateinische und griechische Sprache als Lehrobjecte auf. Doch wußte die Erfindungsgabe des Knaben alle diese auseinandergehenden Stoffe gar bald zu einer gewissen Einheit sich zurecht zu legen. So verfiel er unter anderem auf den Gedanken, dieselben in einem Briefwechsel, einer Art Roman, dergestalt zusammen zu

fassen, daß er sechs Geschwister, welche in der Welt zerstreut lebten, in den verschiedenen Sprachen mit einander correspondiren ließ. Der siebente Bruder gar, eine Art von naseweisem Nestquackelchen, hatte sich, da ihm die übrigen Sprachen abgeschnitten waren, das Judendeutsch angeeignet, und brachte mit dessen schrecklichen Chiffern die Geschwister zur Verzweiflung und die Eltern über den guten Einfall zum Lachen. Denn auch mit dem letzteren sich zu befassen, hatte den Knaben eine wunderliche Grille getrieben. Da er jedoch bald finden mußte, daß dasselbe ohne einige Kenntniß des Hebräischen nicht wohl zu erlernen sei, drang er in den Vater, ihm auch in dieser Sprache Unterricht ertheilen zu lassen. Dabei verfolgte er noch den höheren Zweck, durch die Lectüre des alten Testamentes in seiner Grundsprache sich ein tieferes Verständniß desselben zu eröffnen. Trotz des mangelhaften Unterrichts, welchen ihm der originelle Rector Albrecht ertheilte, fesselte den Schüler immer mehr der Inhalt seiner Lectüre, und die einfach großen Bilder aus der Patriarchenwelt erfaßten sein Gemüth so tief, daß sie ein dauernder Lieblingsgegenstand der Betrachtung auch in späteren Jahren geblieben sind. Ueberhaupt wurde damals des jungen Göthe Interesse am Biblischen und Religiösen von mehreren Seiten aus lebhaft erregt. In der Tagesliteratur fand er bedeutsame Stoffe, wie Moser's Daniel in der Löwengrube und Klopstock's Messiade, welche ihn auf dasselbe hinführten; außerdem aber wurde die treffliche Fräulein Susanna Katharina von Klettenberg schon zu jener Zeit, mehr aber noch, wie wir sehen werden, in einer späteren Lebensepoche, höchst einflußreich auf seine sittlich-religiöse Bildung. Als Freundin der Mutter besuchte sie öfters das Göthe'sche Haus, und von ihr vornehmlich theilte sich dem Knaben jene Richtung des Gemüthes auf das Religiöse mit, welche in dem ersten poetischen Producte, das wir von ihm besitzen, in der Höllenfahrt Christi, ihren entsprechenden Ausdruck gefunden hat. Göthe war dreizehn bis vierzehn Jahre alt, als er dieses Gedicht verfaßte; ist aber dasselbe auch wahrscheinlich drei Jahre später

einer Nachfeile unterworfen worden, so haben wir doch noch allen Grund, ein selbst für dieses Alter höchst bedeutendes Product in demselben zu bewundern, da in der Kühnheit der Phantasie, in der Kraft und Lebendigkeit der Schilderung, in der gewandten Behandlung der Sprache und poetischen Form die außergewöhnliche Begabung des jungen Dichters sich schon aufs deutlichste offenbart.

Unter solcherlei geistiger Beschäftigung wuchs der Knabe allmählich zum Jüngling heran, sodaß der Vater bereits anfing, ernstlicher an seine Berufsbildung zu denken. Er hatte ihn zur Jurisprudenz bestimmt, und demgemäß begann er nun auch, ihn neben seinen andern Studien in die Elemente dieser Wissenschaft einzuführen. So sehr er jedoch bemüht war, die geistige Ausbildung seines Sohnes so viel als möglich selber zu leiten und zu überwachen, so wußte sich dieser dennoch manchmal von der elterlichen Aufsicht zu emanzipiren, was ihm um so leichter gelang, als er in der allzugroßen Nachsicht der Mutter eine nicht geringe Stütze für seine frühen Selbständigkeitsversuche fand. Daher konnte es geschehen, daß die natürliche Gutmüthigkeit, mit welcher schon der Knabe durch sein unter den Genossen rühmlichst bekanntes Dichtertalent auch Andere zu vergnügen bereit war, und wohl auch geschmeichelter Autorstolz ihn eine Verbindung anknüpfen ließ, welche den Unbewachten in große Verlegenheit stürzte. Er wurde nämlich einst durch einen früheren Gespielen mit einer Gesellschaft junger Leute bekannt, die, unter seinem Stande und seiner Bildung stehend, in Anfertigung von Aufsätzen, Hochzeitspoemen und in anderen Schreibereien ihre Erwerbsquelle fanden, und die es gelegentlich auch nicht verschmähten, durch allerlei Mystificationen, zu denen sie ihre Schreibfertigkeit befähigte, sich einen Scherz zu erlauben. Der helle Kopf und die gewandte Feder des jungen Poeten mochte ihnen als eine treffliche Acquisition für ihren Kreis erscheinen, von der sie ebensoviel für ihren pecuniären Vortheil, als für ihr Vergnügen erwarten durften. Eine beim ersten Begegnen aus

dem Stegreife niedergeschriebene Liebesepistel hatte ihren vollen Beifall gefunden, und war auch sofort, ohne Wissen des Autors, benutzt worden, einen eingebildeten jungen Mann zu mystificiren. Der Plan war vollkommen gelungen, und als der Bethörte nun seinerseits die Kameraden bat, für ihn eine Antwort in zierlichen Versen an die vermeintliche Geliebte abzufassen, so wurde der junge Dichter, nachdem man ihn von dem Schicksal seiner früheren Epistel in Kenntniß gesetzt, nicht vergeblich um Verfertigung dieser zweiten angesprochen. So unbehaglich auch seine Stimmung bei dem Abendfeste, das der Mystificirte ausstattete und zu dem auch er in das Haus zweier Kameraden geladen war, während der Ausbrüche der leichtfertigen und schadenfrohen Gesinnung der Gesellen sein mochte, so sollten doch diese Stunden noch die Quelle ungeahnter Freuden für ihn werden. Denn er sah hier zum erstenmale Gretchen, das Bürgermädchen, dessen Erscheinung die erste bleibende Empfindung für das weibliche Geschlecht in seinem Herzen zurückließ, welche gar bald zu einer innigen Neigung sich steigerte. Sie war eine Verwandte des Hauses, und hatte, unvermögend, ihr Unterkommen in demselben gefunden. Eine zierliche Gestalt, an der alles auserlesen schien, mit schön gebildetem Kopfe, den der schlanke Hals gar anmuthig mit dem Nacken und den Schultern verband, stille, treue Augen und ein lieblicher Mund — das ist das Bild, welches uns der Dichter von ihr entworfen hat. Trotz der laxen Umgebung, in der diese Liebe erblühte, schuf dieselbe dem Jüngling doch eine Welt des Schönen und Vortrefflichen; sie war rein und schüchtern, und hielt ihn über aller Niedrigkeit empor; schon darin erwies sich ihre sittliche Macht, daß der Liebende, von Gretchen wohlmeinend und freundlich gewarnt, sein Talent nicht mehr zu Mystificationen mißbrauchen ließ. Seine Neigung wuchs täglich, er suchte nun der Geliebten auch bei Tage außerhalb des Hauses zu begegnen, bis ihn der Abend wieder zu ihr führte. Selbst die Festlichkeiten bei der Krönung Josephs II. im Frühjahre des Jahres 1764, welche in Wahrheit und Dichtung eine

so treffliche Schilderung gefunden haben, genoß er zum Theil in ihrer Gesellschaft. An ihrer Seite durchwanderte er in Verkleidung am Abend des dritten Tages die illuminirten Straßen der Stadt. Als er sie bis an ihre Thür begleitet hatte, küßte sie ihn, wie er erzählt, auf die Stirn. Es war das erste- und letztemal, daß sie ihm diese Gunst erwies; er sollte sie nie wiedersehen.

Denn so unschuldig die Freuden waren, welche dem Jüngling aus seiner Liebe zu Gretchen erwuchsen, so sollten doch die schlimmen Folgen des Umgangs, in den er, um sie zu genießen, gewissermaßen gebannt war, für ihn nicht ausbleiben. Mehrere jener jungen Leute wurden der Fälschung verdächtig, und nur durch die Vermittelung einflußreicher Personen wurde die Beschimpfung von dem Patriziersohn, dem Enkel des Schultheißen, abgewendet, als der Genosse einer leichtfertigen Gesellschaft von zweifelhaftem Rufe genannt zu werden. Mit tiefer Scham und der bittersten Reue endigte dies Verhältniß, welches ihn wenigstens dem unsittlichen Treiben nahe geführt hatte. Er verbrachte Tag und Nacht, wie er erzählt, in großer Unruhe, in Rasen und Ermattung, sodaß er sich zuletzt glücklich fühlen mußte, als eine körperliche Krankheit mit ziemlicher Heftigkeit eintrat. Gretchen verließ Frankfurt; sie hatte, um ihn befragt, freimüthig erklärt, daß sie ihn oft und gern gesehen habe; aber sie habe ihn immer als Kind betrachtet, und ihre Neigung zu ihm sei eine wahrhaft schwesterliche gewesen. Diese Erklärung, die man dem Jüngling nicht vorenthielt, trug viel dazu bei, ihn von seiner Leidenschaft allmählich zu heilen. Aber das Bild der ersten Geliebten hatte sich tief in seine Seele eingeprägt, so daß er noch nach Jahren ihr die Züge entleihen konnte, die sich in poetischer Verklärung zu einem seiner schönsten Frauenbilder, zu Gretchen im Faust, zusammenfügten.

Mit erneutem Eifer wandte sich der angehende Jüngling, dem man einen jungen Mann zum Hauslehrer gegeben hatte, nach dieser Katastrophe zu den Wissenschaften, zu denen als ein

neuer Gegenstand seines Studiums nun auch die Philosophie hinzukam. Wanderungen nach den anmuthigen Abhängen des nahen Taunus und den Ufern des Rheines erweiterten den Kreis seiner Anschauungen, und erfrischten wohlthuend das Gemüth. In der Heimath aber wurde im geselligen Verkehre dem poetischen Talente des jungen Dichters vielfache Gelegenheit gegeben, sich in seiner Schlagfertigkeit und ganzen Fülle zu zeigen. Unterdessen rückte die Zeit heran, wo er die Universität besuchen sollte, und wir begleiten ihn nach Leipzig, wohin er sich nach des Vaters Wunsch zuerst, nach dem vollendeten sechszehnten Jahre, begab.

2.

Die Leipziger Jahre.

Voll gespannter Erwartung und das Herz von mannichfachen Hoffnungen erfüllt, reiste Göthe Michaeli des Jahres 1765 in Begleitung des Buchhändlers Fleischer und dessen Gattin seinem neuen Bestimmungsorte entgegen, die werthe Stadt, die ihn geboren und erzogen, gleichgültig hinter sich lassend. Nach einer langwierigen und beschwerlichen Fahrt auf schlechten Wegen, auf denen sogar ein Reiseunfall die Gesellschaft betraf, langte der angehende Studiosus gerade zur Meßzeit in Leipzig an. Der neue Wohnort machte einen günstigen Eindruck auf ihn, wenn ihm auch derselbe in dieser Zeit erhöhten Verkehrs nichts wesentlich Neues bot, vielmehr das Bild der eben verlassenen Vaterstadt wieder lebhaft in seine Erinnerung brachte. Aber ungewohnt für den Jüngling war in diesem ihm schon bekannten Treiben der Genuß, welchen er im Bewußtsein des Besitzes der lang ersehnten academischen Freiheit mit inniger Befriedigung empfand. Sein gesteigertes Gefühl ergießt sich in lyrischen Rhythmen, wenn er die Stimmung seiner Seele schildernd, in den ersten Wochen seines Aufenthalts an seinen Freund Riese schreibt, er lebe

So wie ein Vogel, der auf einem Ast
Im schönsten Wald sich Freiheit athmend wiegt,
Der ungestört die sanfte Luft genießt,
Mit seinen Fittichen von Baum zu Baum,
Von Busch zu Busch sich singend hinzuschwingen.

Und wenn er nun, ins Einzelne gehend, im Bewußtsein dieser Freiheit und einer noch reichlich gefüllten Börse, welche

ihm den vollen Genuß derselben vergönnte, in jovialer Stimmung von der großen Figur berichtet, die er in Leipzig mache, von den Gesellschaften, Concerten, von der Comödie, von Gastereien, Abendessen und Spazierfahrten, woran er sich ergötze, so wird die launige Schilderung wahrhaft drastisch: „Ha, das geht köstlich, aber auch kostspielig, das fühlt mein Beutel. Halt! rettet! haltet auf! Siehst Du sie nicht mehr fliegen? Da marschirten zwei Louisd'or! Helft! Da ging eine! Himmel, schon wieder ein paar! Groschen, die sind hier, wie Kreuzer bei euch draußen im Reiche." Indessen ließ der Jüngling trotz dieser rückhaltlosen Hingabe an die Freuden des academischen Lebens keineswegs den eigentlichen Zweck seines Aufenthalts aus dem Auge. Vom Vater, der für die zweckmäßige Anordnung seiner Studien schon Sorge getragen hatte, war der angehende Musensohn an Hofrath Böhme, Professor des Staatsrechtes und der Geschichte, empfohlen worden, und besuchte nach dessen Vorschlägen juristische und philosophische Kollegien. Auch hatte dieser, freilich nur mit Widerstreben, eingewilligt, daß er die Vorlesungen Gellerts über Moral und Literärgeschichte frequentirte, und sich an den praktischen Uebungen im deutschen Styl betheiligte, welche derselbe zu leiten pflegte. Dagegen hatte seinerseits der junge Göthe, der mit Hoffnungen auf eine allseitige Ausbildung seines Geistes und vornehmlich des Geschmacks nach Leipzig gekommen war, nur mit Ueberwindung sich in die Anordnungen Böhme's gefügt, welche ihn dem Studium der Jurisprudenz und Philosophie, dem er schon entflohen zu sein wähnte, wieder zuführten. Es war daher trotz der Gewissenhaftigkeit, mit welcher er die Collegien in diesen Doctrinen anfänglich besuchte, nicht gerade zu verwundern, wenn denselben um die Fastenzeit bedenkliche Rivalen in den Kräpfeln erwuchsen, welche auf dem Thomaskirchhofe gar vortrefflich, warm vom Feuer weg, zu kaufen waren. Daß übrigens auch der Einfluß Gellerts, vor welchem Göthe die größte Hochachtung hegte, und von dessen Vorlesungen er ein gewissenhafter Zuhörer war, nur unbedeutend für ihn blieb, kann nicht befremden, wenn man

weiß, daß die Vorträge desselben über Moral einer die Jugend fesselnden Frische der Darstellung entbehrten, und in den Collegien über Literärgeschichte namhafte, dem Jüngling liebgewordene Autoritäten der Gegenwart, wie Klopstock und Andere, gänzlich ignorirt wurden, und wenn man überdies die Verschiedenheit der Naturen Beider in Anschlag bringt, welche eine richtige Beurtheilung des Schülers von Seiten des Lehrers geradezu unmöglich machte. Die Aufsätze Göthe's, freilich oft formlos und leidenschaftlich, fanden bei Gellert wenig Beifall; sie wurden, mit rother Tinte corrigirt, wie die übrigen, ohne besondere Auszeichnung zurückgegeben. Auf ähnliche Weise sah sich der Jüngling getäuscht, als er im richtigen Gefühle von der Bedeutung des Alterthums, und gleichsam den Einfluß vorahnend, welchen dasselbe noch auf ihn ausüben sollte, in den Vorträgen des berühmten Philologen Ernesti Aufschluß über die Grundsätze der schönen Rede zu erhalten hoffte, und bei manchem Nützlichen, das er lernte, doch eigentlich über das, was er suchte, nicht aufgeklärt wurde.

Auch die Einwirkung Böhme's auf den angehenden Studiosus war, wie zu vermuthen, nur von kurzer Dauer, um so mehr, da demselben das Gewinnende und Freundliche im Aeußeren fehlte, das den Jüngling hätte anziehen können. Dagegen wußte die Frau Hofräthin Böhme, eine kränkliche Dame von vieler Herzensgüte, ihn erfolgreicher zu leiten, und ihrer Kritik über sein Aeußeres und sein geselliges Benehmen die gebührende Achtung zu verschaffen. Zwar kostete es manche Kämpfe, bis der Jüngling von allerlei Ansichten und Gewohnheiten bekehrt war, wie ihm denn gleich Anfangs die Ausstellungen an seiner von Frankfurt mitgebrachten Kleidung keineswegs behagen mochten, obwohl diese, als Producte eines Hausschneiders, welcher bei dem sparsamen Vater Bedienten- und Schreiberstelle mit diesem Geschäfte verband, auf Eleganz des Schnittes wohl keinen Anspruch machen konnte. Den vielfach angegriffenen unmodischen Tressenrock, auf welchen der Inhaber sich nicht wenig zu Gute that, legte derselbe sogar nicht eher ab, als bis der Herr von

Masuren, der damalige Typus der albernen Dorfjunkerschaft auf dem Theater, in ähnlichem Kostüme auftrat und ihm denselben verleidete. Unberechtigter und für den jungen Göthe verletzender war der Tadel, welcher seine Ausdrucksweise betraf und ihm den Gegensatz von Nord- und Süddeutschland zuerst und am unangenehmsten fühlbar machte. Der bilder- und sprüchwortreiche rheinische Dialekt, der im Munde des in der Bibel und in alten Chroniken wohlbewanderten jungen Dichters noch lebendiger und kerniger sich gestaltete, erregte manchen, gewiß oft unbegründeten Anstoß bei den gebildeten Leipzigerinnen, welche nicht ohne Anmaßung die nüchterne meißnische Sprachweise als allgemeingültige Norm ansahen und anerkannt wissen wollten. Auch ertrug Göthe das Tadeln und Hofmeistern nicht von Jedermann; so willig er von der wohlwollenden Frau Hofräthin Zurechtweisungen hinnahm, wenn er Abends bei ihr und ihrer einzigen Gesellschafterin auch Studien im l'Hombre und Piquet machte, ebensosehr reizte ihn das hofmeisterliche Wesen der letzteren oft zu dem Muthwillen, solche Unarten wieder anzunehmen, die er sich schon abgewöhnt hatte. Wirklich erheblich aber und folgereich für die dichterische Entwickelung Göthe's war der Einfluß, welchen die mütterliche Freundin auf die Richtung seines Geschmacks ausübte. Als einer feingebildeten Dame war ihr das „Gottsched'sche Gewässer," das damals Deutschland überfluthet hatte, gänzlich zuwider. Doch bedurfte es keiner besondern Mühe, über die Nichtigkeit dieser Form von Poesie den Jüngling aufzuklären, welcher gleich zu Anfang seines Leipziger Aufenthalts über den Dictator des schon wankend gemachten Geschmacks in nicht sehr ehrerbietigen Ausdrücken, in denen er ihn unter anderm mit einem dicken Federsack vergleicht, an seinen Freund Riese berichtet, und in einem späteren Briefe nach einer humoristischen Schilderung seines Aeußeren sich folgendermaßen über ihn ausgelassen hatte:

Ich sah den großen Mann auf dem Catheder stehn,
Ich hörte, was er sprach, und muß es dir gestehn:

Es ist sein Fürtrag gut, und seine Reden fließen
Sowie ein klarer Bach. Doch steht er gleich den Riesen
Auf dem erhabnen Stuhl. Und kennte man ihn nicht,
So wüßte man es gleich, weil er stets prahlend spricht.

Jedoch zweifelte die Frau Hofräthin Böhme auch andere Autoritäten an, welche dem Jüngling lieb geworden waren und ihm in seinen poetischen Versuchen bisher als Muster gegolten hatten, wie auch diese selbst, wenn er sie anonym vortrug, ihren Beifall nicht erwarben, sodaß ihm, wie wir in Wahrheit und Dichtung lesen, in kurzer Zeit die schönen bunten Wiesen in den Gründen des deutschen Parnasses, wo er so gerne lustwandelte, unbarmherzig niedergemäht wurden, und er sogar genöthigt war, das trocknende Heu selbst mit umzuwenden und dasjenige als todt zu verspotten, was ihm kurz vorher eine so lebendige Freude gemacht hatte. Es ist daher nicht zu verwundern, daß der junge Dichter schon nach einem halben Jahre, im Frühling 1766, an denselben Freund, dem er in der heitersten Stimmung, voll sicheren Selbstgefühls, die Freuden des Universitätslebens geschildert hatte, mit ernster Resignation in Beziehung auf seine dichterischen Anlagen schreiben konnte, er habe früher nie gefühlt, daß ihm keine Schwingen gegeben wären, und ihm vielleicht auch niemals würden gegeben werden; sein erhabner Flug, wie es ihm geschienen, sei nichts gewesen, als das Bemühen eines Wurms, der den Adler zur Sonne steigen sieht, und sich wie dieser hinaufsehnt. Ja, das Zutrauen des Jünglings zu seiner dichterischen Befähigung wurde dermaßen wankend, daß er sich längere Zeit scheute, von selbst sich darbietende Verse niederzuschreiben, und in einer solchen Stimmung völliger Vertrauenslosigkeit mochte ihn auch der schnell zum Entschluß gereifte Gedanke überrascht haben, fast alle seine vorräthigen Gedichte schonungslos den Flammen zu übergeben.

So wirkte die erste Zeit des Leipziger Aufenthalts in mehr als Einer Beziehung negativ auf Göthe; der Nimbus liebgewordener Autoritäten war verschwunden, die Ideale, welche der Jüngling in sich getragen, waren zerronnen, Hoffnungen, die ihn

erfüllt hatten, vernichtet, die Dichterfreuden ihm verleidet, sein ganzer Entwickelungsgang hatte einen förmlichen Bruch erlitten. Aber auf desto festerem Boden ruhte, nachdem die bis dahin gewonnene Kulturstufe überwunden war, die Bildung, welche sich nun, gewissermaßen von Grund auf neu, in seinem Geiste wieder aufbaute.

Nach dem Tode seiner wohlwollenden Freundin, der Frau Hofräthin Böhme, welcher noch während des ersten Semesters erfolgte, zog sich der vereinsamte Dichter ganz auf sich selbst zurück; er suchte die Stille der Natur und fand in ihr Trost für sein ernst und oft trübe gestimmtes Herz. In solchem Gemüthszustande schreibt er:

Es ist mein einziges Vergnügen,
Wenn ich, entfernt von Jedermann,
Am Bache bei den Büschen liegen,
An meine Lieben denken kann!

Doch sollte der Jüngling nicht zu lange in diesem Zustande schmerzlicher Entsagung und schwermüthiger Flucht vor der Gesellschaft verbleiben; er wurde aus demselben durch seinen jovialen Freund Horn aus Frankfurt herausgerissen, welcher im Frühjahr 1766 nach Leipzig kam, und durch seinen Umgang das liebebedürftige Herz des jungen Dichters aufheiterte und ihn selbst dem geselligen Verkehre wieder zuführte. Bald langte auch ein anderer Landsmann, J. G. Schlosser, der nachmalige Schwager Göthe's, welcher damals Geheimschreiber bei dem Herzog Ludwig von Würtemberg war, in Leipzig an, und wirkte während seines kurzen Aufenthalts daselbst durch seinen reichen Schatz von Kenntnissen und sein ernstes Streben höchst anregend auf den jungen Dichter. Durch ihn wurde derselbe auch in einen neuen geselligen Kreis eingeführt, in die Tischgesellschaft des Schönkopf'schen Hauses, welche aus Mitgliedern bestand, die theils noch studirten, theils ihre Universitätsstudien schon absolvirt hatten, aber alle älter waren, als er selbst. Hier lernte Göthe neben manchen Andern Zachariä, den Bruder des Dichters des Renommisten, und später, während dessen kurzen Aufenthalts in

Leipzig, auch ihn selber kennen. Im Verkehr mit ihnen wurde der jugendliche Dichter lebhaft angeregt und aufgemuntert, das verloren gegangene Vertrauen zu seinem Talente kehrte zurück, und besonders dem wunderlich-originellen, aber zuverlässigen und rechtlichen Freunde Behrisch, dem Hofmeister des Grafen von Lindenau, gebührt das Verdienst, in dem Jüngling die Lust am Produciren wieder erweckt zu haben. So sehr derselbe es liebte, diesen in seinem Umgang zu hofmeistern, ebensowenig verschmähte es der schon in den Dreißigen stehende Mann, selbst durch Dienstleistungen untergeordneter Art, ihm wahrhaft förderlich zu werden. Ließ er sich doch die Mühe nicht verdrießen, diejenigen von Göthe's Gedichten, welche ihm gelungen schienen, in feiner und zierlicher Handschrift in ein besonderes Buch abzuschreiben, um sie in diesem vortheilhaften Aeußeren, in welchem sie gewissermaßen als etwas ganz Neues vor den Augen des Autors standen, demselben lieb und werth zu machen. Als Behrisch nach seiner Entlassung aus dem Lindenau'schen Dienste, welche von Göthe durch ein publik gewordenes Spottgedicht auf den Professor Clodius mit verschuldet worden war, Leipzig verließ, widmete ihm bei seinem Abzuge der junge Dichter „die drei Oden an meinen Freund Behrisch," aus welchen ebensowohl seine Hochachtung gegen ihn, „an den ihn Freundschaft mit Rosenketten fesselte," als sein Unmuth über die Leipziger Verhältnisse sichtbar wird. Auch er hofft, die ihm unlieb gewordene Stadt, den Gebärort schädlicher Insekten, die Mörderhöhle ihrer Bosheit, bald verlassen zu können:

Du gehst, ich bleibe.
Aber schon drehen
Des letzten Jahres Flügelspeichen
Sich um die rauchende Axe,
Ich zähle die Schläge
Des donnernden Rads,
Segne den letzten,
Da springen die Riegel, frei bin ich wie du!

Unter namhaften Autoritäten der damaligen Tagesliteratur kam Göthe noch mit dem im Umgang höchst liebenswürdigen

Dichter Weiße in Berührung, während er Lessing, als derselbe auf einige Zeit nach Leipzig gekommen war, aus einer wunderlichen Grille aufzusuchen vermied. Er selbst beklagt noch in Wahrheit und Dichtung die augenblickliche Albernheit einer anmaßlichen und grillenhaften Jugend, die sich zu gut dünkte, von ferne zu stehen, und doch keinen Anspruch machen konnte, in ein näheres Verhältniß mit dem ausgezeichneten Schriftsteller zu treten. Auch bestrafte sich dieselbe in der Folge hart, da es Göthe in späterer Zeit nie mehr vergönnt war, den von ihm auf's höchste geschätzten Mann mit Augen zu sehen. Nichtsdestoweniger wirkte damals gerade er unter allen Dichtern jener Zeit am tiefsten und nachhaltigsten auf den Jüngling. So aufrichtig derselbe Klopstock, den er sich schon in Frankfurt zu eigen gemacht hatte, verehrte, und so bereitwillig er der Muse Wieland's, die während des Leipziger Aufenthalts die Nation mit dem Lehrgedichte Musarion beschenkt hatte, huldigen mochte, so wurde doch erst mit Lessing's Minna von Barnhelm, welche im Jahre 1767 erschien, sein Geist mit wahrhaft lebendigem Interesse erfüllt. Diese Theaterproduction mit ihrem nationalen Gehalte, mit ihrem aus dem unmittelbaren Leben gegriffenen Stoffe lenkte den Blick des jungen Dichters aus dem literarischen und beschränkt bürgerlichen Gesichtskreis, in welcher sich bisher die Poesie bewegt hatte, in eine höhere und bedeutendere Welt. In Minna von Barnhelm wurde sich derselbe zuerst der lebendigen Wirkung eines gediegenen dramatischen Stückes bewußt, zumal da er durch die vortrefflichen Leistungen der Koch'schen Theatergesellschaft, welche die Leipziger Bühne zu verdientem Ruhme erhob, auch die wahre Bedeutung der Mimik zu würdigen gelernt hatte.

Ueberhaupt wurde während Göthe's Aufenthalt in Leipzig seine Einsicht in das Gebiet der verschiedenen Künste bedeutend erweitert, so daß er, durch Anschauung, Wort und Schrift mannichfach angeregt, nicht allein das Wesen jeder einzelnen von ihnen näher erkennen, sondern auch das gesammte Kunstgebiet als

ein ineinandergreifendes Ganze auffassen lernte. Durch die ausgezeichneten Leipziger Concerte, in welchen dazumal die später unter dem Namen Mara berühmt gewordene Demoiselle Schmehling und Corona Schröter glänzten, sowie durch den Verkehr mit Hiller und der Breitkopf'schen Familie wurde sein Sinn für Musik geweckt, und von dieser Seite auch auf seine lyrische Dichtung gewirkt. Bedeutender aber und einflußreich auf seine gesammte künftige Geistesentwickelung war die Einsicht, welche er in das Wesen der Plastik und Malerei gewann. Auch hier begegnen wir wiederum vor Allen Lessing als seinem Führer auf dem Felde der Kritik, der ihm das Verständniß der bildenden Kunst und ihres Verhältnisses zur Poesie durch den Laokoon eröffnete, jenen Lichtstrahl, den der vortreffliche Denker durch düstere Wolken auf die strebsame Jugend hinableitete. Die durchsichtige Klarheit und tief eindringende Schärfe dieser Schrift führte den Jüngling aus der Region eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens, dessen Entwickelung er mit dem enthusiastischen Eifer der Jugend verfolgte.

Daneben fand Göthe in dem Maler A. Fr. Oeser, dem Director der Leipziger Kunstacademie, einen Mann, durch dessen Umgang er in seinen Kunstansichten wesentlich gefördert wurde. Waren auch die Resultate des Unterrichts, den er bei demselben im Zeichnen genommen hatte, in Bezug auf Fertigkeit in der Ausübung dieser Kunst, die er schon in Frankfurt mit Eifer betrieben, nicht von sonderlicher Bedeutung, so wurde doch im Verkehr mit dem freundlichen und geistreichen Manne der Geschmack des Jünglings geläutert und sein Geist mit Nachdruck auf die vollendete Schönheit der griechischen Muster hingeleitet. Als ein Freund Winckelmann's, der ihm manche seiner Einsichten verdankte, wies Oeser denselben auf die Schriften dieses Kenners der alten Kunst hin und ergänzte die gewonnene Einsicht noch durch mannichfache Belehrung. Durch seine Vermittlung war Göthe'n der Zutritt zu den Kunstschätzen der Privaten in Leipzig

geöffnet; auch wurde er durch ihn mit einem Kreise Leipziger Künstler bekannt, mit denen er häufig in der Pleißenburg, in welcher Oeser wohnte, oder auf dessen Landgut zu Dölitz genußreiche Stunden zubrachte, welche die liebenswürdige Tochter des Wirthes, Friederike, ganz besonders zu beleben wußte. Auch die Reise nach Dresden, wo der Studiosus sich in der Wohnung eines Schusters einquartierte, und von diesem bescheidenen Logis aus die Gemäldegallerie besuchte und kennen lernte, darf wohl zum großen Theil der Anregung Oesers zugeschrieben werden. Wie viel überhaupt der Dichter diesem Manne nicht allein im Gebiete der bildenden Kunst, sondern auch in Beziehung auf seine gesammte geistige Entwickelung verdankt, das hat er selbst in einem Briefe, welchen er später von Frankfurt aus an denselben richtete, vollkommen gewürdigt und dankbar anerkannt: „Was bin ich Ihnen nicht schuldig, theuerster Herr Professor, daß Sie mir den Weg zum Wahren und Schönen gezeigt haben, daß Sie mein Herz gegen den Reiz fühlbar gemacht haben. Ich bin Ihnen mehr schuldig, als daß ich Ihnen danken könnte. Den Geschmack, den ich am Schönen habe, meine Kenntnisse, meine Einsichten, habe ich die nicht alle durch Sie? Wie gewiß, wie leuchtend wahr, ist mir der seltsame, fast unbegreifliche Satz geworden, daß die Werkstatt des großen Künstlers mehr den keimenden Philosophen, den keimenden Dichter entwickelt, als der Hörsaal des Weltweisen und des Kritikers. Lehre thut viel, aber Aufmunterung thut Alles. Wer unter allen meinen Lehrern hat mich jemals würdig geachtet, mich aufzumuntern, als Sie. Entweder ganz getadelt oder ganz gelobt, und nichts kann Fähigkeiten so sehr niederreißen. Aufmunterung nach dem Tadel ist Sonne nach dem Regen, fruchtbares Gedeihen. Ja, Herr Professor, wenn Sie meiner Liebe zu den Musen nicht aufgeholfen hätten, ich wäre verzweifelt. Sie wissen, was ich war, da ich zu Ihnen kam, und was ich war, da ich von Ihnen ging, der Unterschied ist Ihr Werk."

Die Freundlichkeit, mit welcher man dem jungen Dichter in

allen diesen genußreichen geselligen Zirkeln entgegenkam, ließ doch sein Interesse an einem Haus nicht erkalten, in welchem er sich schon lange wie im Schooße der Familie aufgenommen fühlte. Es war das Schönkopf'sche, in welchem er, wie wir wissen, den Mittagstisch hatte. Hier hatte er sich das Recht eines wohlgelittenen Hausfreundes erworben. Die Frau des Hauses, eine geborne Frankfurterin, war ihm schon als ihrem Landsmann zugethan, und auch Herrn Schönkopf scheint es, wenn er, von Geschäften ausruhend, auf seinem Canape saß, eine liebe Gewohnheit geworden zu sein, mit dem lebendigen und geistreichen Jünglinge „zu discuriren.“ Jedoch belebte sich öfters der Kreis noch mehr durch einige Bekannte, unter denen sich auch Freund Horn befand, es wurde nicht selten gesungen und musicirt; Göthe blies dann die Flöte, und Peterchen, der jüngste Sohn des Hauses, zeichnete sich durch sein fertiges Clavierspiel aus. Selbst bis zur Aufführung von Komödien erhob man sich; besonderen Beifall der Gesellschaft fand ein Lustspiel von Krüger, Herzog Michel, in welchem der junge Göthe als der Held des Stückes figurirte, und die Tochter des Hauses die Rolle Hannchens, der Geliebten desselben, übernahm. Diese — sie hieß Anna Katharina, ist aber in Wahrheit und Dichtung Annette oder Aennchen genannt, — war denn doch trotz aller Vertrautheit mit den übrigen Familiengliedern der eigentliche Magnet, welcher den Jüngling fortwährend in das Haus zog, und ihm dasselbe unentbehrlich machte. Sie war ein frisches, schöngewachsenes Mädchen mit braunen Augen, von regelmäßigen Gesichtszügen, dabei munter, liebevoll und anmuthig, und fesselte bald, obwohl sie drei Jahre älter als Göthe war, durch diese körperlichen und geistigen Eigenschaften den jungen Dichter. Seine rasch sich steigernde Liebe fand von ihrer Seite Erwiederung, und so verlebten Beide freundliche Stunden, des reinen Glücks sich erfreuend, das eine im Bewußtsein gegenseitigen Angehörens ruhig gewordene Herzensneigung gewährt. Auch geistige Genüsse theilten sie miteinander; empfänglich für den

Reiz der Poesie, hörte die Geliebte gerne dem jungen Dichter zu, wenn er ihr vorlas oder etwas von seinen eigenen Productionen mittheilte. Doch wurden bald diese stillen Freuden durch unbegründete Eifersüchteleien Göthe's getrübt; die üble Laune, die ihn beim Mißlingen seiner Gedichte befiel, verleitete ihn zu Quälereien aller Art, mit denen er das ihm ergebene Mädchen verfolgte. So geduldig sie dies Alles anfänglich hinnahm, so ertrug es doch ihr stets von Neuem verwundetes Herz nicht auf die Dauer, und dann trieb es wohl, wenn er die Thränen der Gekränkten fließen sah, den Jüngling wieder zu ihr hin, um reuevoll ihre Verzeihung zu erbitten. Einst hatte er in den schönen Stunden frisch aufgeblühter Liebe sein Glück hinausgetragen in die freie Natur, und einen Lindenbaum zum Zeugen desselben gemacht; er hatte in dessen Rinde über seinen schon früher eingegrabenen Namen die Namenszüge der Geliebten eingeschnitten; nun fand er nach einem halben Jahre den Frühlingssaft aus diesem herabgeflossen, und den seinigen von ihm benetzt. Er fühlte, es waren die Thränen, welche er ihr ausgepreßt, und aus seinem schuldbewußten Herzen löste sich als Bekenntniß seiner Reue eine leider verloren gegangene Idylle, „welche er nie ohne Neigung lesen und ohne Rührung Anderen vortragen konnte." Doch war das frühere Verhältniß nicht wieder herzustellen; der Jüngling mußte mit Verzweiflung gewahren, daß sich das Herz der Geliebten von ihm abgewendet habe. Nun übernahm er selbst die frühere Rolle derselben und gab sich der Hoffnung hin, durch Zuvorkommenheit und Gefälligkeit aller Art sie sich wieder zu gewinnen, doch wollte die einmal geflohene Liebe nicht wiederkehren. Aber noch längere Zeit bewahrte er seinerseits hoffende Liebe im Herzen. Als er später von Leipzig abzog, vermochte er nicht, Abschied von der Schönkopf'schen Familie zu nehmen; er war schon unten an der Thür, sah die Laterne brennen, ging bis an die Treppe, aber er hatte das Herz nicht hinaufzusteigen. „Zum letztenmale," schreibt er später, „wie wäre ich wieder heruntergekommen." Ja, er nahm Liebe und

Hoffnung mit nach Frankfurt hinüber; von dort aus suchte er durch selbstgefertigte Geschenke, die in gemalten Schuhen oder Fächern nach damaliger Sitte bestanden, der Geliebten seine Anhänglichkeit zu beweisen. Durch den Humor der sie begleitenden Briefe stiehlt sich mehr als Einmal der Ton einer weichen Wehmuth, welcher uns sein von Liebe erfülltes Herz verräth, oder es bricht der Schmerz unverhohlen aus demselben hervor. Als er die Gewißheit hat, daß die Geliebte für ihn verloren sei, schreibt er: „Wer einmal gefühlt hat, was das ist, aus einem Herzen verstoßen zu werden, das sein war, der mag nicht gerne daran denken, geschweige davon reden. Nichts soll mich mehr an Leipzig erinnern, kein Freund, der daher kommt, kein Brief. Ich mag Ihre Hand nicht mehr sehen, so wenig als ich Ihre Stimme hören möchte." Aber noch lange waren Träume geschäftig, ihm zu schmerzlicher Lust das theure Bild der Verlornen vor die Seele zu führen, bis unter den mannichfachen Eindrücken der Gegenwart die Farben desselben in Traum und Wachen mehr und mehr erbleichten und endlich ganz erloschen. Katharina Schönkopf gab später einem Dr. Kanne ihre Hand; im Jahre 1776 hat sie der Dichter noch einmal bei einem Besuche in Leipzig wiedergesehen.

So sehr das Interesse an der Entwickelungsgeschichte Göthe's es uns bedauern läßt, daß derselbe in einem Momente des Unmuthes und der gänzlichen Verzweiflung an seinen eignen Fähigkeiten jenes unnachsichtige Autodafé über seine Jugendproducte verhängte, ebensosehr müssen wir anerkennen, wie außerordentlich förderlich für seine ästhetische Bildung die Entschiedenheit gewesen ist, mit welcher er seine auf dem Gebiete der Poesie schon gewonnene Kultur, die auf dem Ballaste einer hergebrachten Weitschweifigkeit in Bildern und auf einem nutzlosen mythologischen Apparate ruhte, gänzlich bei Seite warf. Befreit von dieser werthlos gewordenen Bürde konnte er nun um so sicherer die Einsicht nützen, welche ihm vorzüglich sein Tischgenosse Hofrath Pfeil in die Bedeutung des poetischen Stoffes und die Weise der Behandlung

desselben eröffnete, und um so rüstiger auf dem Wege vorwärts schreiten, welchen ihm die Belehrung Oesers und die Lectüre der Lessing'schen und Winkelmann'schen Schriften zum Ideale einfacher Schönheit zeigten. Auf wenige naturgemäße Grundprincipien gestützt, durfte er nur dem Walten seines Genius vertrauen welcher fortan aus dem eigenen Gemüthe selbsterlebtes Leiden und selbstempfundene Freuden zur Poesie verklärte. Und so begann der Jüngling schon in Leipzig aus diesem reinen Quell der Dichtung, aus dem später alle seine Poesien geflossen sind, zu schöpfen, wenn auch noch nicht durch kräftigen Anstoß das Gemüth wohlthätig erschüttert und belebt, und von einem tiefen Gehalt erfüllt und erweitert wurde, welcher ihn zu großartigen, herzbewegenden Schöpfungen emporgehoben hätte.

Aus einem solchen Drange, das eigene Leiden in ein Bild zu verkörpern, ist auch die früheste dramatische Dichtung, welche wir von Göthe besitzen, die Laune des Verliebten, in Leipzig entstanden. Wie sich in jene verloren gegangene Idylle die schmerzliche Empfindung seines von Reue erfüllten Herzens ergossen, so trieb es ihn auch in diesem Schäferspiel, die Lage Käthchens und seine Unart gegen sie, und dagegen den zufriedenen Zustand eines anderen Paares aus der Gesellschaft zur belehrenden Buße niederzuschreiben. In Amine hat der Dichter die von seiner Eifersucht gequälte Geliebte, und in Eridon sich selbst in seinem Zustand inneren Unbefriedigtseins so menschlich wahr geschildert, daß wir über die Kunst der Darstellung erstaunen müssen, mit welcher der achtzehnjährige Jüngling sein eignes, vom Drange einer unruhig siedenden Leidenschaft bewegtes Innere in solcher Objectivität sich gegenüber zu stellen im Stande war. Auch die Form des Stückes, nach dem Muster der dem Dichter schon in Frankfurt bekannt gewordenen und von ihm mehrfach nachgeahmten französischen Theaterstücke, in welcher mit strenger Handhabung der Einheit des Ortes, der Zeit und der Handlung der Stoff sich in einfache Situationen gliedert, und die in dem Alexandriner

leicht und wohlklingend hinfließende Sprache lassen uns die bedeutende Formgewandtheit bewundern, welche demselben schon so frühe zu Gebote stand.

Ein zweites Product seiner dramatischen Muse ruhte auf der Erinnerung an die Frankfurter geselligen Zustände, welche durch die Verstimmung über manche Leipziger Verhältnisse wieder lebendiger geworden war. In jenem Umgang, welcher den jungen Dichter Gretchen nahe gebracht, hatte derselbe leider schon früh in die seltsamen Irrgänge geblickt, von welchen die bürgerliche Gesellschaft untergraben war; er war zu der Einsicht gelangt, daß äußerer Prunk und glänzender Aufwand in prächtigen Häusern tiefgewurzelte sittliche Schäden aller Art oft nur nothdürftig verdeckten; er hatte schon oft von Ehescheidungen, betrügerischen Bankerotten, Hausdiebstählen und anderen Ausbrüchen moralischer Zerrüttung gehört, sogar selbst in solchen Fällen, so jung er war, zur Rettung mehreremals die Hand geboten. Von dem Bewußtsein dieser unreinen Berührung, welches noch auf ihm lastete, suchte er sich dadurch zu befreien, daß er die Erinnerungen an jene Vorfälle in poetische Productionen niederlegte und sie auf diese Weise sich gewissermaßen entfremdete. Er entwarf mehrere Stücke; aber nur eins derselben, die Mitschuldigen, führte er bis zu Ende. Schon das Gefühl, aus welchem dies Lustspiel entsprungen ist, läßt uns nicht zweifeln, daß dasselbe von der Idealität der Jugend ganz abgewendet ist. Die Stimmung, welche sich von diesem Gefühle der Poesie mittheilen mußte, konnte nur eine niedergedrückte sein, wenn auch die komischen Conflicte in einzelnen Scenen ergötzen mögen. Auch die wohlgelungene Zeichnung der Seelenzustände vermag nicht für die verfehlte Auffassung des Komischen zu entschädigen, welches hier größtentheils in der Darstellung der nackten Gemeinheit der Gesinnung, anstatt in derjenigen der harmlosen Thorheit der Menschen besteht, deren Erscheinung im Lustspiel uns anspricht und ergötzt. Die ganze Entwickelung des Stückes dreht sich um verübten Diebstahl, einem Rendezvous, das eine mit einem leicht-

sinnigen Spieler und Trinker vermählte Frau einem früheren Geliebten gibt, und, was noch dem Charakter des Komischen am meisten entspricht, um die Befriedigung niedriger Neugier, so daß der Schluß des Stückes, in welchem sich alle Personen als Mitschuldige erkennen, und in dem Bewußtsein sich beruhigen, sich gegenseitig nichts vorzuwerfen zu haben, geradezu unser moralisches Gefühl verletzt. So erweckt das Stück, das übrigens das Lob einer großen Formgewandtheit beanspruchen darf, mehr ein psychologisches oder literargeschichtliches, als ästhetisches Interesse, indem es uns den Seelenzustand des Dichters vergegenwärtigt, der durch dasselbe einen lastenden Druck von seiner Seele wegnimmt, nach dessen Entfernung er sich frisch und ungehindert zur Höhe idealer Stoffe zu erheben vermochte.

Eine ähnliche, aus frühzeitiger Erfahrung zurückgebliebene Kälte und eine daraus hervorgehende lehrhafte Altklugheit, welche dem Drange jugendlichen Strebens wenig entspricht, tritt uns auch zum Theil aus den lyrischen Producten jener Zeit entgegen, welche in dem sogenannten Leipziger Liederbuche aufbewahrt sind. Zwanzig Gedichte, meist aus dem Jahre 1768, also von dem neunzehnjährigen Jünglinge verfaßt, und von Breitkopf in Musik gesetzt, füllen dasselbe aus. Sie sind übrigens alle, mit Ausnahme von dreien, jedoch mit mancher Veränderung, in die Gesammtausgabe der Gedichte übergegangen, und finden sich dort unter den Ueberschriften: „Der wahre Genuß“, „Die schöne Nacht“, „Verschiedene Drohung“, „Schadenfreude“, „Glück und Traum“, „Mädchenwünsche“, „Brautnacht“, „Die Freuden“, „Scheintod“, „Beweggrund“, „Wechsel“, „Unschuld“, „Der Misanthrop“, „Lebendiges Andenken“, „Liebe wider Willen“, „Glück der Entfernung“, „An Luna“. Obgleich diese Gedichte fast alle das Thema der Liebe behandeln, vermissen wir doch meist in ihnen die Begeisterung, welche einer liebeglühenden Jugend eigen ist, und welche in spätere erotische Lieder Göthe's, wie in die an Friederike und an Lili, sich so voll und tief aus dem Herzen ergossen hat. Die Gedichte sind nicht unmittelbare, glühende Reflexe

der Liebesflamme, welche das Gemüth erfüllt, sondern oft kalte Reflexionen, welche uns über die Natur der Liebe belehren wollen. Es wäre übrigens unrecht, wenn wir aus dem öfters aus ihnen hervorklingenden Tone der Aeltlichkeit einen allzustrengen Schluß auf die sittliche Haltung des Dichters zu jener Zeit ziehen wollten. Wenn wir uns erinnern, wie mißmuthig seine Stimmung in Leipzig oft gewesen, wenn wir bedenken, wie sehr seine Liebe zu Käthchen Schönkopf, die er allabendlich ganz familiär besuchte, selbst in ihren schönsten Tagen des eigentlichen romantischen Reizes entbehrte, so können wir uns zum Theil schon daraus jene Kühle und Lehrhaftigkeit erklären, die als hervorstechende Eigenschaft in diesen Liedern hervortritt. Indessen machen auch hierin einige durch höhere Wärme der Empfindung eine Ausnahme, sowie sie alle durch die klare und einfache Form, in welche der Inhalt eingekleidet ist, schon ganz den Charakter der nachmaligen Göthe'schen Lyrik an sich tragen, welche leicht, zwangslos und sicher auf der auf- und niederwogenden Empfindung dahinfließt. So spricht sich auch der Dichter über diese Lieder in der Zueignung aus:

Da sind sie nun! Da habt ihr sie!
Die Lieder, ohne Kunst und Müh'
Am Rand des Bachs entsprungen.
Verliebt und jung und voll Gefühl
Trieb ich der Jugend altes Spiel,
Und hab' sie so gesungen.

Noch vor seinem Abzug von Leipzig sollte der junge Dichter durch einen schlimmen Zufall, welcher ihn betraf, erkennen, wie viele treffliche Männer ihm in der ihm durch mancherlei Verhältnisse verleideten Stadt ihre unverdiente Neigung zugewendet hatten. „Unverdient", heißt es in Wahrheit und Dichtung, „denn es war keiner darunter, dem ich nicht durch widerliche Launen beschwerlich gewesen wäre, keiner, den ich nicht durch krankhaften Widersinn mehr als einmal verletzt hätte." Zu Anfang des Sommers 1768 kam ein verstecktes Körperleiden, das er schon länger mit sich herumgetragen, durch einen Blutsturz, welcher ihn

zur Nachtzeit überraschte und das Schlimmste befürchten ließ, zur Krisis. Doch war nicht die Lunge selbst, sondern nur die sie umgebenden Theile angegriffen, die Natur hatte sich auf diesem gewaltsamen Wege selber geholfen. Im Zustande langwierigen Daniederliegens wurde sein Gemüth durch die vielfältigen Beweise sorgender Freundschaft und Liebe auf das wohlthuendste bewegt. Der grübelnde Unmuth und die Unzufriedenheit entwichen, und eine elegisch-weiche Stimmung zog in seine ruhig gewordene Seele ein. Besonders mit Langer, dem Nachfolger von Behrisch im Lindenau'schen Dienste, knüpfte sich eine innige Freundschaft, „welche sich auf das Tiefere, das sich aufschließt, wenn das Verhältniß sich vollenden will, auf die religiöse Gesinnung, auf die Angelegenheiten des Herzens gründete, die auf das Unvergängliche Bezug haben, und die sowohl den Grund der Freundschaft befestigen, als ihren Gipfel zieren". Das Gemüth des Leidenden suchte und fand Trost in der Religion; alte Neigungen zu der ernsten Anschauungsweise der Klassiker, die lange geschlummert hatten, wurden wieder lebendig, vornehmlich aber wurde in der Beschäftigung mit der Bibel die innerste Befriedigung genossen. In solcher Seelenstimmung, noch nicht vollkommen von seiner Krankheit genesen, verließ der junge Dichter Leipzig an seinem Geburtstag, um in die Heimath zurückzukehren. Reich an manchen schönen und manchen traurigen Erfahrungen, verändert in vielen seiner Lebensanschauungen, unterrichtet in den wichtigsten Principien, welche ihn dem in der Ferne winkenden Ziele dichterischer Vollendung zuführen sollten, aber noch nicht erfüllt von dem kräftigen Gehalte einer großen Dichtung, ließ er die Universitätsstadt, in der er drei Jahre verweilt hatte, im Rücken. Erst dem Aufenthalt in Straßburg war es vorbehalten, in dem wieder völlig genesenen, jugendfrischen Dichter durch anregende Umgebung, durch entsprechenden freundschaftlichen Umgang, besonders durch die Bekanntschaft mit Herder, sowie durch den Genuß einer glücklichen Liebe die volle Blüthe

poetischer Productivität zu entfalten; hier erst erscheint uns derselbe als der frische und warme Jüngling, welcher in seinem idealen Streben alles Hohe und Schöne erfaßt, als der Dichter, der den Boden lockert und fruchtbar macht, auf welchem später der Götz und Werther zur Bewunderung aller Nationen hervorsproßten.

3.

Aufenthalt in Frankfurt und Straßburg.

Herbst 1768 bis Herbst 1771.

Nicht ohne Bewegung wurde der heimgekehrte Sohn im elterlichen Hause empfangen. Zu den höchsten Hoffnungen berechtigend, die er in jugendkräftigem Muthe zu erfüllen gedachte, war er vor drei Jahren hinausgezogen, und nun kam er zurück als ein Leidender, dessen bleiche Gestalt mit dem Bilde, welches in den Herzen der Seinigen lebte, gar sehr contrastirte und die größten Befürchtungen über seinen Zustand erwecken mußte. Wenn nach dem ersten Begegnen zwischen Sohn und Vater, das nicht ohne leidenschaftliche Aufregung von beiden Seiten blieb, dieser nur mit Mühe seinen Verdruß verbarg, daß er nun statt eines rüstigen und thätigen Sohnes einen Kränkling fand, der noch mehr an der Seele als am Körper zu leiden schien, und wenn seine Stimmung durch hypochondrische Aeußerungen desselben nur noch bitterer wurde, so waren Mutter und Schwester sorglich bemüht, dem Zurückgekehrten seinen Zustand möglichst erträglich zu machen. Vorzüglich die letztere, welche während des Bruders Abwesenheit viel durch die pedantische Lehrhaftigkeit des Vaters zu leiden gehabt, und sich mehr und mehr gegen ihn verschlossen hatte, öffnete nun ihr liebebedürftiges Herz ganz ihrem Bruder, der schon von Kindheit an ihr innigstes Vertrauen besessen hatte.

Die Sorge für seine Pflege verschlang alle ihre Zeit; sie war erfinderisch, ihn zu erheitern, und selbst die Freundinnen mußten allerlei aussinnen, um ihm trostreich und gefällig zu sein. Aber alle wohlthuende Aufmerksamkeit und Sorgfalt vermochte nicht seine lebhafte Erinnerung an Leipzig zurückzudrängen, an das ihn seine sehnsüchtige Liebe noch mit hundert Fäden knüpfte. Und kehrte, trotz seines leidenden Zustandes, die angeborene frohe Laune zuweilen wieder, so sah er sich in den Frankfurter Gesellschaftskreisen, mit welchen er in Berührung kam, in eine ganz fremde, ihm wenig zusagende Sphäre versetzt, in welcher die heitere Lebensweise, die ihm in Leipzig zu eigen geworden war, wenig Anklang fand. Diesen ernsten Gesellschaftston der Frankfurter schildert der Dichter mit Laune in der poetischen Epistel an Friederike Oeser, in welcher er sein körperliches Leiden und geistiges Mißbehagen während der schmerzhaften Kur, der er sich wegen eines eingetretenen Halsübels unterziehen mußte, der heiteren Freundin in humoristischem Tone klagt, und über die strengen Frankfurterinnen bittere Beschwerde führt:

Bin ich bei Mädchen launisch froh,
So sehen sie so sittenricht'risch sträflich;
Da heißt's, der Herr ist wohl aus Bergamo?
Sie sagen's nicht einmal so höflich.

Unverhohlen tritt sein Mißmuth in einem Briefe an dieselbe Freundin hervor, in welchem es heißt: „Sie stellen sich die Trockenheit nicht vor, in der man hier von Seiten einer angenehmen Gesellschaft lechzt.“ Er findet sich außer aller Connexion mit schönen Geistern und beneidet deshalb alle Welt, die nach Sachsen geht, und seine Briefe dazu. Dabei legte ihm sein Unwohlsein, das sehr hartnäckig zu werden drohte, Entsagungen aller Art auf, so daß er an die Freundin schrieb: „Ich habe das Kapitel von Genügsamkeit, Geduld und was übrigens für Materien in's Buch des Schicksals gehören, wohl und gründlich studirt, bin auch dabei etwas klüger geworden.“ Es ist daher nicht zu verwundern, daß in diesem Zustande körperlicher und geistiger Unbehaglichkeit, in dem sich Göthe befand, und bei dem

gänzlichen Mangel an Aufmunterung in jenen ernsten Gesellschafts-kreisen, in denen man noch altherkömmlich das Erstaunliche liebte, und von dem Schönen, Naiven, Heiteren wenig hielt, der Quell seiner Dichtung nur spärlich floß. Das, was er mochte gedichtet haben, übergab er in einem zweiten Hauptautodafé vor seiner Abreise nach Straßburg sammt andern Jugendwerken den Flammen, von denen nur Behrischen's Liederbuch, die Laune des Verliebten und die Mitschuldigen verschont blieben, so daß aus den anderthalb Jahren seines Aufenthalts in Frankfurt nur jene Epistel an Friederike Oeser als Denkmal seiner poetischen Thätigkeit auf uns gekommen ist.

Dafür wurde während dieser Zeit des Leidens und der Entsagung, in welcher der Jüngling von allen geselligen Freuden und von den künstlerischen Genüssen, welche ihm die größte Befriedigung gewährt hatten, abgeschnitten war, sein Geist allmählich auf andere Interessen hingelenkt, welche ihn bald völlig in Anspruch nahmen. Als ihm durch jenen bedenklichen Zufall in Leipzig der Ernst des Lebens mitten in seinen Freuden und Genüssen höchst fühlbar geworden war, hatte er in der Religion Trost für sein Leiden gesucht; diese Grundstimmung der Seele hatte er mit nach Frankfurt gebracht, und es öffnete sich daher sein Gemüth um so williger dem milden und troſtreichen Zuspruche der alten Freundin, der Fräulein von Klettenberg, an welche sich in der letzten Zeit Göthe's Mutter noch inniger als früher angeschlossen hatte.

Es ist ein charakteristischer, aber leicht erklärlicher Zug Göthe's, daß er durch sein ganzes Leben der Frauenwelt in ihren mannichfachsten Typen sich näherte, und sein Inneres mit ihnen in Berührung bringen mußte. Denn wie könnte der wahre Dichter, der „die Welt in sein Herze zurücke schlingt", dem Verkehre mit der edlen Weiblichkeit sich entschlagen, aus welcher ihm die zärteren Accorde reiner Menschlichkeit entgegentönen und aus verwandten Saiten in seiner Brust den Klang des Liedes erwecken? Mit immer sich erneuernder Gewalt wurde Göthe's

Dichtergemüth zu dieser Welt der Weiblichkeit hingezogen, nicht allein, wenn der Reiz der Schönheit und Anmuth sein Inneres in leidenschaftliche Aufregung versetzte und ihn die höchste Seligkeit und den tiefsten Schmerz der Liebe durchkosten ließ, sondern auch dann, wenn er leidenschaftslos und besonnen ächten Frauensinn und edle Frauensitte in harmonisch gestimmten Charakteren erblickte. Schon in Leipzig hatte er, als er in eine für ihn neue Welt eintrat, der Frau Hofräthin Böhme, welche ihn durch ihre Herzensgüte sich gewonnen hatte, willig die Rechte einer mütterlichen Leiterin zugestanden; später ward die geistreiche Friederike Oeser die Vertraute seines Herzens, bei welcher er nicht selten Zuflucht suchte, wenn ihn sein Verhältniß zu Käthchen Schönkopf beunruhigte. Fräulein von Klettenberg wurde ihm Leiterin und Vertraute, sie wurde ihm Freundin in der vollsten Bedeutung des Wortes, denn auch hier läßt sich anwenden, was der Dichter über seinen Verkehr mit Langer gesagt hat, ihr Verhältniß gründete sich auf jenes Tiefere, auf die Angelegenheiten des Herzens, die auf das Unvergängliche Bezug haben.

Wie nahe die Freundin Göthe'n gestanden habe, zeigt uns nicht nur die Schilderung ihres gegenseitigen Verhältnisses in Wahrheit und Dichtung, wo derselbe ihr anmuthiges Bild wiederholt mit Vorliebe gezeichnet hat, sondern wir können es auch aus den Beziehungen, welche sich im Werther, der Geschichte seines schmerzlich verwundeten Dichterherzens zu ihr finden, und ganz besonders aus dem ausführlichen Charaktergemälde ermessen, welches er, als schon Decennien seit ihrem Tode verflossen waren, von ihr entworfen und als „Bekenntnisse einer schönen Seele" in den Wilhelm Meister aufgenommen hat. Schon in jener früheren Lebensepoche unseres Dichters, in welcher wir die Klettenberg mit Göthe's Mutter verkehren und ihn selbst zu poetischen Productionen geistlichen Inhalts anregen sahen, mochte ihre ernste, auf's Religiöse hingewendete Gemüthsstimmung den Unterhaltungen mit der jüngeren Freundin, — sie selbst war 1723 geboren — einen beschaulichen Charakter mitgetheilt haben. Um

so mehr richteten sich dieselben jetzt, wo auch diese durch die nicht rein gestimmten Verhältnisse in ihrer Familie ernster geworden war, auf das Gebiet jener religiösen Betrachtungen, welche den Kreis der herzlichen Gottesverehrerinnen, dessen Mittelpunkt Fräulein von Klettenberg war, charakterisiren. Von Jugend auf kränklich, hatte diese schon frühe gelernt, die Leiden, von denen ihr zartgebauter Körper heimgesucht war, mit Geduld und Seelenstärke zu ertragen, und dieselben als einen nothwendigen Bestandtheil ihres vorübergehenden irdischen Daseins zu betrachten. Ihre ganze äußere Erscheinung, ihr netter und reinlicher Anzug, welcher an den der Herrnhuter erinnerte, war ein Abbild ihrer reinen Seelenstimmung; sie bewahrte sich jederzeit die Heiterkeit ihres Gemüthes und zeigte ein stets gleiches, herzliches und natürliches Betragen, das durch Welt und Hofart noch gefälliger geworden war. So wurde die durch langjährige Leiden Geprüfte auch dem leidenden Jüngling ein Vorbild im geduldigen Ertragen körperlicher Schmerzen; sie war bemüht, auch ihn zu der Quelle hinzuführen, aus welcher ihr Trost und Stärke zufloß, zur Religion, welche mit der unmittelbaren Gefühlsinnigkeit, wie sie bei Herrnhutern gefunden wird, ihr ganzes Wesen durchdrang. Sie glaubte aus einer gewissen inneren Unruhe des ihr lieb gewordenen Jünglings erkannt zu haben, daß derselbe nicht nur am Körper, sondern auch an der Seele leide, weil er keinen versöhnten Gott habe. Sie zeigte ihm den ihrigen, der ihr stets nahe war, mit dem sie wie im vertraulichen Verkehre lebte, den sie ihren unsichtbaren Freund nannte. Dabei war sie voll Milde und wohlwollender Freundlichkeit, auch wenn des Jünglings Ansicht von der ihrigen abwich; denn sie hatte sich auch selber zu eigen gemacht, was sie über die Pflichten einer christlichen Freundschaft niedergeschrieben hat: „Freundschaft und Freundlichkeit sind so genau dem Wesen als dem Worte nach verbunden; fehlt man in der letzten, so beleidigt man auch in der ersten. Eure Lindigkeit lasset kund sein allen Menschen, ist der uneingeschränkte Befehl Pauli an alle Jünger Christi." So kehrte ihr auf dem reinen Gefühle wur-

zelnder Glaube auch des jungen Göthe Gefühlswelt hervor, und der sittliche Ernst ihrer Selbstbeschauung und Selbstprüfung theilte sich auch ihm mit, dessen angeborene Natur ohnehin im Zustande sicheren Beruhens in sich selber ihr vollstes und reinstes Genüge fand.

Doch wendeten sich die Betrachtungen der Freunde bald auch auf andere Gebiete. Angeregt durch den Arzt Dr. Müller, der im Besitze gewisser Heilmittel zu sein vorgab, die sich wohl Jeder durch eigenes Studium erwerben könne, vermochte Fräulein von Klettenberg den jungen Dichter, mit ihr und der Mutter mehrere Schriften alchymistischen Inhalts zu lesen, da, wie sie meinte, das Heil des Körpers mit dem der Seele so nahe verwandt sei, und die größte Wohlthat und Barmherzigkeit ausgeübt werde, wenn man sich ein Mittel zu eigen mache, wodurch so manches Leiden gestillt, so manche Gefahr abgewendet werden könnte. Zwar nennt Göthe in Wahrheit und Dichtung die Beschäftigung mit diesen dunkeln Werken eine Krankheit, die ihm damals einoculirt worden sei, aber sie sollte für seine geistige Ausbildung von der größten Bedeutung werden, da sie, abgesehen von ihrem Einfluß auf seine dichterischen Productionen, ihn in das Studium der nachmals mit lebhaftem Interesse betriebenen Naturwissenschaften einführte. Noch im Winter 1770 legte er sich auf seinem Giebelzimmer einen chemischen Apparat an, durch den er sich die Stunden angenehm verkürzte, aber auch Neigung und Eifer zu ernsteren naturwissenschaftlichen Studien gewann.

Jedoch harrte der nun völlig Genesene mit sehnsüchtigem Verlangen dem Frühling des Jahres 1770 entgegen, welcher ihn, um sein noch nicht abgeschlossenes academisches Studium fortzusetzen, nach Straßburg führen und ihm zum zweitenmal die Freiheit bringen sollte, welche ihm um so begehrungswerther erschien, je gedrückter die Stimmung im elterlichen Hause durch den Mißmuth des Vaters und die Verschlossenheit der Schwester gegen denselben geworden war. In wenigen Tagen war die Reise nach seinem neuen Bestimmungsorte zurückgelegt, wo der

junge Dichter in allen seinen geistigen Thätigkeiten mächtig gefördert werden, und wo sein tiefes und reiches Gemüth durch Freundschaft und Liebe zu einer noch nicht geahnten Fülle sich erschließen sollte. Schon die anmuthige Gegend, die fruchtbare, von Gebirgen begrenzte und von dem schönen Strome durchzogene Ebene voll reicher Städte und Dörfer, wirkte wohlthuend und belebend auf sein Gemüth. Als er gleich nach seiner Ankunft in Straßburg die Plattform des Münsters bestieg, labte er den Blick an dem schönen Bilde der Landschaft und segnete voll Entzücken sein Schicksal, das ihm für einige Zeit einen so schönen Wohnplatz bestimmt hatte. In der Stadt aber erfüllte der herrliche Bau des Münsters in seinen erhabenen und doch zum Schönen gegliederten Formen, mit seinem zum Himmel aufsteigenden Thurme die Seele des Jünglings mit den Schauern andächtiger Bewunderung; durch ihn wurde sich derselbe hier an der Grenze Deutschlands der ausdauernden, edeln Kraft deutschen Wesens recht klar bewußt; an ihm entzündete sich die schwärmerische Begeisterung, welche seine später geschriebene Abhandlung „von deutscher Baukunst" durchweht. Die Gefühle demuthsvoller Verehrung und hohen Stolzes erfüllten zugleich sein Gemüth, wenn er vor dem erhabenen Werke Erwin's „sich beugen und anbeten mußte," und dann die Würde und Herrlichkeit desselben in jedem Lichte des Tages und der Abenddämmerung schauend, den Riesengeist unserer älteren Brüder in ihren Werken umfaßte, und sich in leisen Ahnungen der Genius des großen Werkmeisters ihm offenbarte. Dann konnte sein nationales Selbstgefühl „ergrimmen, daß der deutsche Kunstgelehrte das Werk des heiligen Erwin mit dem unverstandenen Worte gothisch erklärt, da er Gott danken sollte, laut zu verkündigen: das ist deutsche Baukunst, unsere Baukunst."

Eine gehobene Seelenstimmung bei der Spannkraft und frischen Energie des jugendlichen Geistes charakterisirt überhaupt Göthe's Aufenthalt in Straßburg. Der Dichter erscheint hier im Bilde edler, dem Schönen und Hohen zustrebender Jünglings-

schaft. Nach den Tagen der Entbehrung und der stillen Beschaulichkeit in Frankfurt genießt er die Freiheit zwar mit Besonnenheit, aber im Bewußtsein seiner neubelebten Jugendkraft; er tritt ebenso in seinen Studien wie im geselligen Verkehre selbständiger auf; er fühlt sich der Abhängigkeit entwachsen, ohne sich in stolzer Selbstüberhebung dem Rathe wackerer Freunde und dem Einfluß geistig bedeutender Persönlichkeiten entziehen zu wollen. Er war fleißig in seinen Studien; der Jurisprudenz konnte er zwar auch hier kein Interesse abgewinnen, er betrieb sie nur, so weit ihm ihre Kenntniß als Fachwissenschaft nöthig erschien. Desto eifriger verlegte er sich auf das schon begonnene Studium der Naturkunde; er hörte sogar mit lebhafter Theilnahme mehrere medicinische Collegien. Sein noch erhaltenes Tagebuch aus jener Zeit, welches uns einen Blick in seine Privatstudien thun läßt, zeigt uns ihn zwar noch mit mystischen Schriften beschäftigt, aber wir sehen auch, wie das Halbdunkel derselben allmählich vor dem Tageslichte philosophischer Werke weichen muß. Neben diesen geistigen Beschäftigungen übte sich der Jüngling in den ritterlichen Künsten; er stählte den Körper durch Fechtübungen, er erfrischte ihn durch manchen Spazierritt in die schöne Umgebung; um ihm gefällige Anmuth zu verleihen, wurde auch der Tanzunterricht nicht verabsäumt. Der Enthusiasmus der Jugend aber belebte sich in dem Kreise der von gleichem Streben erfüllten Freunde, ob man nun die Unterhaltungen auf ernste Betrachtungen über Kunst und Wissenschaft lenkte, oder ob man Stunden heiterer Geselligkeit mit einander feierte, wie die, in welcher der junge Dichter auf der Plattform des Münsters der über Frankreich untergehenden Sonne einen Becher Weines zum Scheidegruß darbrachte.

Auch in Straßburg hatte sich, wie in Leipzig, eine Anzahl strebsamer Jünglinge zu einer Tischgesellschaft zusammengefunden; die Gleichgesinnten hatten sich bald aneinander geschlossen und einen Freundschaftsbund gestiftet, in welchem Göthe schnell als Mittelpunkt anerkannt wurde. Den Vorsitz an jenem Tische führte

der schon den Fünfzigen nahe Actuar Salzmann, dessen freundschaftliche Beziehung zu Göthe sich mit Behrischen's Verhältniß zu demselben vergleichen ließe, wenn nicht das gemessenere Wesen des höchst achtbaren Mannes, und andererseits die größere Selbständigkeit Göthe's dem Umgange Beider den Charakter besonnenen Ernstes gegeben hätte. Einen anderen Freund, den man als Muster eines deutschen Jünglings hätte aufstellen können, fand Göthe in Lerse, dessen biederen Charakter er in seinem Götz unsterblich gemacht hat. Bald gesellte sich auch zu diesen der sanfte Jung Stilling, von dessen natürlichem, gemüthvollem, von Religiosität durchdrungenem Wesen sich Göthe gar sehr angezogen fühlte, während er an den strengen Pietisten in Straßburg, an welche man ihn empfohlen hatte, wenig Gefallen fand und den Umgang mit ihnen bald abbrach. Er ermunterte Stilling zu der Abfassung seiner bekannten trefflichen Selbstbiographie, in welcher wir auch einer Schilderung jener Tischgesellschaft begegnen, in der das Bild des jungen Göthe sehr anschaulich vor unsere Seele tritt: „Des andern Mittags gingen Stilling und Troost zum erstenmal in's Kosthaus zu Tisch. Sie waren zuerst da, man wies ihnen ihren Ort an. Es speisten ungefähr zwanzig Personen an diesem Tische, und sie sahen einen nach dem andern hereintreten. Besonders kam einer mit großen, hellen Augen, prachtvoller Stirn und schönem Wuchs, muthig in's Zimmer. Dieser zog Herrn Troost's und Stilling's Augen auf sich. Ersterer sagte gegen letzteren: das muß ein vortrefflicher Mann sein. Stilling bejahte es, doch glaubte er, daß sie beide viel Verdruß von ihm haben würden, weil er ihn für einen wilden Kameraden ansah. Dieses schloß er aus dem freien Wesen, das sich der Student herausnahm, allein Stilling irrte sehr. Sie wurden indessen gewahr, daß man diesen ausgezeichneten Menschen „Herr Göthe" nannte. Nun kam auch ein Theologe, der hieß Lerse, einer von den vortrefflichen Menschen, Göthe's Liebling, und das verdiente er auch mit Recht, denn er war nicht nur ein edles Genie und ein guter Theologe, sondern er hatte auch die

seltene Gabe, mit trockener Miene die treffendste Satyre in Gegenwart des Lasters hinzuwerfen. Noch ein vortrefflicher Straßburger war zu Tische; es war Herr Actuarius Salzmann; Göthe und er waren Herzensfreunde. Herr Troost sagte leise zu Stilling: Hier ist's am besten, daß man vierzehn Tage schweigt. Letzterer erkannte diese Wahrheit; sie schwiegen also, und es kehrte sich auch Niemand sonderlich an sie, außer daß Göthe zuweilen die Augen herüberwälzte; er saß gegen Stilling über, und hatte die Regierung am Tische, ohne daß er sie suchte. Als später ein Herr von Waldberg aus Wien durch eine Spottrede Jung Stilling verletzte, so daß ihm, während die ganze Tischgesellschaft außer Salzmann und Göthe in ein Gelächter ausbrach, der Zorn durch alle Glieder fuhr und er dem Spottenden erwiederte: „Schämen Sie sich Ihres Spottes, ein solcher alltäglicher Einfall ist nicht werth, daß er belacht werde," fiel Göthe ein und versetzte: „Probire erst einen Menschen, ob er des Spottes werth sei? Es ist teufelmäßig, einen rechtschaffenen Mann, der keinen beleidigt hat, zum Besten zu haben." Von dieser Zeit an nahm sich Göthe Stilling's an, besuchte ihn, gewann ihn lieb, machte Brüderschaft und Freundschaft mit ihm, und bemühte sich bei allen Gelegenheiten ihm Liebe zu erzeigen. „Schade," so schließt Stilling seine Schilderung, „daß so wenige diesen vortrefflichen Menschen seinem Herzen nach kennen."

Soll man dieser Genossenschaft Göthe's, welcher unter Andern auch der Elsasser Weyland angehörte, und zu der sich in der spätern Zeit des Straßburger Aufenthalts der excentrische Liefländler Lenz gesellte, einen besondern Charakter beilegen, so wird man sie in ihren Bestrebungen vorzugsweise eine deutsche nennen können. Wir haben schon gesehen, wie in Göthe das ehrwürdige Münstergebäude nationale Sympathieen erweckte; so offenbart sich auch ein entschiedener Sinn für deutsches Wesen in dem ganzen Straßburger Freundeskreise, indem man hier, wo deutsch und französisch neben einander gesprochen wurde, wo französische Sitte und Kultur schon herrschend zu werden begann,

sich mit Freuden als einen Deutschen bekannte und einen besonderen Werth darauf legte, deutsch zu sprechen, deutsch zu schreiben und deutsch zu sein. Man befleißigte sich mit warmem Eifer der vaterländischen Literatur, und wendete der „bejahrten und vornehmen" französischen, deren bedeutendste Autoritäten, wie Voltaire, durch ihre zersetzende Verstandesmäßigkeit und kalte Ironie die Freunde abstieß, gänzlich den Rücken.

So begann sich auch in dieser Umgebung und in diesem geistigen Verkehre eine neue Kunstansicht in unserem Dichter zu bilden, welche, der frischen Naturfülle einer kräftigen Jugend entsprechend, die Macht der unmittelbaren Empfindung als die Grundlage jeder wahren Kunst betrachtete. Noch in seinem Aufsatz „von deutscher Baukunst" erkennt er die charakteristische Kunst als die einzige wahre an. „Wenn sie aus innerer, eigner, selbständiger Empfindung wirkt, unbekümmert, ja unwissend alles Fremden, da mag sie aus rauher Wildheit oder aus gebildeter Empfindsamkeit geboren werden, sie ist ganz und lebendig." Mit diesen Worten charakterisirt der Dichter schon seinen Götz und seinen Werther; ja, jene rauhe Wildheit oder die Sentimentalität, die aus innerer, selbständiger Empfindung wirken, bilden den Grundton aller Werke, die jene Epoche unserer Literatur, welche man als die des Sturmes und Dranges bezeichnet, hervorgebracht hat.

Auf diesem Wege, den man mit bewußtem Selbstgefühle eingeschlagen hatte, voranzuschreiten, war Göthe besonders durch Herder ermuntert und bestärkt worden, dessen persönliche Bekanntschaft er schon im Herbste 1770 gemacht hatte, als derselbe nach Straßburg kam, um sich dort von einem lästigen Augenübel curiren zu lassen. Die Begegnung mit diesem bedeutenden Manne, der zwar nur fünf Jahre älter war als er selber, war für ihn von der tiefsten und nachhaltigsten Wirkung. Die wenigen Jahre, welche Herder voraus hatte, bedingten in der Lebensepoche, in welcher Beide standen, einen bedeutenden Vorsprung in seiner geistigen Entwickelung. Seit längerer Zeit mit den ernstesten Studien beschäftigt, hatte derselbe sich schon als Schriftsteller

durch die „Fragmente“ und die „kritischen Wälder“ die Achtung der Nation erworben, und fruchtreiche Ideen zu späteren Werken lagen vorbereitet in ihm. Göthe verhielt sich in seinem Umgange mit ihm zurückhaltend, und verbarg das, was in seinem Innern unruhig wogte, sorgfältig vor seinen Blicken, so daß es wohl erklärlich ist, wenn ihn derselbe, den Reichthum seines Geistes und Gemüthes nicht ahnend, in einem Briefe aus damaliger Zeit als „etwas leicht und spatzenmäßig“ bezeichnen mochte. Hatte Göthe in Leipzig aus einer anmaßlichen Grille es vermieden, sich Lessing zu nähern, so hielt ihn jetzt sogar der Spott und die üble Laune Herders, welche ihn öfters tief verletzte, nicht ab, den Verkehr mit ihm zu unterhalten, denn er hatte nun gelernt, die außerordentlichen Vortheile, welche der Umgang mit einem geistreichen Manne gewährt, zu hoch anzuschlagen, als daß er sich nicht ihm zu lieb über unangenehme Eindrücke dieser Art hätte hinwegsetzen können. Von Herder hörte er mit Eindringlichkeit und sicherer Begründung die Sätze, welche als das Wesen der Poesie einfache Empfindung aussprechen, und welche er selbst in den Losungsworten seiner Genossenschaft anerkannte:

Freundschaft, Liebe, Brüderschaft,
Trägt die sich nicht von selber vor?

Herder verwies ihn auf das Volkslied als auf einen frischen Quell ursprünglicher Dichtung, auf die schlichte Poesie des alten Testaments, auf die gefühlsweichen Gesänge Ossian’s und auf die Kraft und Genialität Shakespeare’s. Vorzüglich mit letzterem beschäftigte sich Göthe und seine Freunde. Die kürzlich von Otto Jahn veröffentlichte Rede Göthe’s zum Shakespearetage giebt uns den frischesten Eindruck von der enthusiastischen Verehrung, mit welcher er damals gegen den großen Dichter erfüllt war. „Ruhe der Seele,“ heißt es in derselben, „ist kein Festtagskleid, und noch zur Zeit habe ich wenig über Shakespeare gedacht; — geahnet, empfunden, wenn’s hoch kam, ist das Höchste, wohin ich es habe bringen können. Die erste Seite, die ich in ihm las, machte mich Zeitlebens ihm zu eigen, und wie ich mit

dem ersten Stücke fertig war, stand ich, wie ein Blindgeborner, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblick schenkt. Ich erkannte, ich fühlte auf's lebhafteste meine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert." Und nachdem er nun gegen das „regelmäßige Theater," wie es vornehmlich von den Franzosen ausgebildet worden, sich gewendet und sich förmlich von ihm losgesagt hat, ruft er aus: „Shakespeare, mein Freund! wenn du noch unter uns wärest, ich könnte nirgends leben, als mit dir; wie gerne wollte ich die Nebenrolle eines Pylades spielen, wenn du Orest wärest, lieber als die geehrwürdigte Person eines Oberpriesters zu Delphi." Die Reden der Shakespeare'schen Clowns reizten die Freunde auch im Umgang zur Nachahmung und ihre derbe Kernsprache ward als die Sprache der Natur von ihnen gepriesen. Aber man lauschte auch den gemüthvollen Weisen des oberdeutschen Volksliedes; dazu klang und summte die bedeutende Puppenspielfabel Faust gar vieltönig in dem Dichter wieder, und die ritterliche Gestalt des Götz löste sich von den Geschichten deutscher Vorzeit ab und gewann Leben in seiner schöpferischen Phantasie. Wenn aber die kraftvollen, lebentragenden Keime zu diesen gewaltigen Stoffen, welche sich in die Dichterbrust eingesenkt hatten und sich in ihr zu entwickeln begannen, Jahre bedurften, um aus den Tiefen derselben dem Licht des Tages entgegenzuwachsen, so blieb doch der Aufenthalt zu Straßburg nicht ohne bedeutende Denkmale der schöpferischen Thätigkeit des Dichters; denn es bedurfte nur des warmen Sonnenstrahles einer beglückenden Liebe, der in sein wohlthuend angeregtes Gemüth fiel, um bald aus demselben einen lieblichen Strauß zarter lyrischer Blüthen hervorsprossen zu lassen.

Göthe hatte schon den ersten Sommer, den er in Straßburg verlebte, häufig mit der Frauenwelt verkehrt; es wurden von den Freunden Spaziergänge auf die nahgelegenen Belustigungsorte unternommen, wo man mit den jungen Städterinnen in Berührung kam, und bei Tanz und Gesellschaftsspielen sich in jugendlichem Frohsinn vergnügte. Diesen Spielen verdanken mehrere

gesellige Lieder Göthe's, wie „Blindekuh," „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg," ihr Entstehen. Welche Anziehungskraft die Schönheit und Anmuth des geist- und gemüthvollen Dichters auf das weibliche Geschlecht damals ausüben mochten, läßt uns die ihm zugewendete Liebe der leidenschaftlichen Lucinde, der Tochter seines Tanzlehrers, ahnen, deren plötzlich hervorbrechendem Ungestüm er sich rasch entziehen mußte. Diesmal sollte ihm in der Stille des Landlebens ein reicher Liebesfrühling erblühen, in seinem vielbesprochenen Verhältniß zu Friederike Brion, der Pfarrerstochter von Sesenheim, das wir, indem wir auf die liebliche Idylle der Sesenheimer Besuche in Wahrheit und Dichtung verweisen dürfen, nur in seinen wesentlichsten Zügen zu berühren haben.

Es war im Herbst 1770, als Göthe nach seiner Gewohnheit, in der Umgegend umherzustreifen und sich an der Natur zu erfrischen, mit seinem Freunde Weyland einen Ausflug zu Pferde nach dem sechs Stunden von Straßburg gelegenen Sesenheim unternahm, wo ihn der Freund bei der ihm nahe verwandten Pfarrersfamilie einführen wollte. Sein Hang zu Mystificationen, jener Tik, den er noch im Briefwechsel mit Schiller sich zuschreibt, gern in Verkleidung sich zu zeigen, incognito zu reisen und überhaupt mit seiner Person Versteckens zu spielen, trieb ihn auch damals, als ein armer Theologe aufzutreten. Als die Gäste vor der bescheidenen, einem Bauernhause ähnlichen Pfarrwohnung anlangten, tröstete Weyland seinen Freund mit der Versicherung, daß es in ihrem Inneren nur um so schöner sei. Und wirklich wurde ihnen ein gar herzlicher Empfang von dem Pfarrer, einem kleinen und zutraulichen Manne, den sie allein in der Stube fanden, zu Theil. Bald erschien auch die Gattin, eine ruhig heitere, würdige Frau, die ältere Tochter kam kurz darauf hereingestürmt, und zuletzt trat auch ihre sechszehnjährige Schwester, Friederike, nach der man schon mehreremals gefragt hatte, in die Thür: „Da ging fürwahr," so berichtet der Dichter, „an diesem ländlichen Himmel ein allerliebster Stern auf. Ein

kurzes weißes rundes Röckchen mit einer Falbel, nicht länger, als daß die nettsten Füßchen bis an die Knöchel sichtbar blieben; ein knappes weißes Mieder und eine schwarze Taffetschürze, — so stand sie auf der Grenze zwischen Bäuerin und Städterin. Schlank und leicht, als wenn sie nichts an sich zu tragen hätte, schritt sie, und beinahe schien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heiteren blauen Augen blickte sie sehr deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forschte so frei in der Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte; der Strohhut hing ihr am Arm, und so hatte ich das Vergnügen, sie beim ersten Blick auf einmal in ihrer ganzen Anmuth und Lieblichkeit zu sehen und zu erkennen." Wie Göthe, dem seine muthwillige Maskirung den guten Leuten und besonders dem holden Mädchen gegenüber unerträglich wurde, am andern Morgen raschen Entschlusses forteilte und unterwegs auf den Gedanken kam, in einer andern Maske, als Bauernbursche, in das Pfarrhaus zurückzukehren, um so die Verwickelung auf heitere Weise zu lösen, ist eine der anmuthigsten Partieen in der Schilderung der Sesenheimer Tage. Des Dichters rasch entzündete Liebe zu dem anmuthigen Mädchen wuchs von Stunde zu Stunde, und der ländliche Aufenthalt ließ ihn das Glück derselben ungestört genießen. An ihrer Seite lustwandelte er in das nahegelegene Nachtigallenwäldchen und erfreute sich an ihrem kindlichheitern Sinn; von ihrer Nähe beseelt, ließ er in der traulichen Jasminlaube vor dem Hause schimmernde Märchengebilde aus der Tiefe seiner Dichterbrust aufsteigen, von denen uns noch „die neue Melusine" aufbewahrt ist. Nur zu schnell für ihn nahte die Stunde des Scheidens; aber das Bild des holden Mädchens beschäftigte ihn unablässig und er fühlte, nach Straßburg zurückgekehrt, das lebhafteste Bedürfniß, sich wenigstens in der Ferne mit ihr zu unterhalten. Den Brief, welchen er an die „liebe, liebe Freundin" richtet, und den uns allein die Gunst des Schicksals erhalten hat, ist „so ein wahrer Trost, so ein geflügeltes Pferd für ihn, mitten in dem lärmenden Straßburg."

Zwar hofft er, es solle besser werden, wenn er nicht mehr so lebhaft fühlen werde, wie gut, wie angenehm seine Freundin sei. „Doch sollte ich," fährt er fort, „das vergessen können und wollen. Ich will lieber das wenige Herzweh behalten und an Sie schreiben." Gewiß trieb die Sehnsucht nach der Geliebten den Dichter, das Project, sie bald wiederzusehen, möglichst schnell und immer wieder von Neuem auszuführen. Den hohen poetischen Reiz dieser romantischen Liebe, welche des Dichters Busen erfüllte, wenn er auf muthigem Rosse bei schon dämmernder Nacht zu der Geliebten hinflog, um nach kurzen Stunden beseligenden Wiedersehens den Schmerz der Trennung zu empfinden, hat derselbe in das herrliche Gedicht: „Willkommen und Abschied," zu bleibendem Dasein niedergelegt:

Es schlug mein Herz: geschwind zu Pferde!
Es war gethan, fast eh' gedacht;
Der Abend wiegte schon die Erde
Und an den Bergen hing die Nacht;
Schon stand im Nebelkleid die Eiche
Ein aufgethürmter Riese da,
Wo Finsterniß aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor;
Die Winde schwangen leise Flügel
Umsausten schauerlich mein Ohr;
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer,
Doch frisch und fröhlich war mein Muth;
In meinen Adern welches Feuer!
In meinem Herzen welche Gluth!

Dich sah ich, und die milde Freude
Floß von dem süßen Blick auf mich;
Ganz war mein Herz an deiner Seite
Und jeder Athemzug für dich.
Ein rosenfarbnes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Gesicht,
Und Zärtlichkeit für mich — ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!

Doch ach schon mit der Morgensonne
Verengt der Abschied mir das Herz:
In deinen Küssen, welche Wonne!
In deinem Auge, welcher Schmerz!

Ich ging, du standst und sahst zur Erden,
Und sahst mir nach mit nassem Blick;
Und doch! welch Glück geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Dem wechselnden Gefühle flüchtig genossener Seligkeit und schmerzlicher Trennung folgte das ruhige und ungetrübte Glück, das Göthe im Frühling und Sommer bei längeren Besuchen zu Sesenheim in der Nähe der Geliebten empfand. Es war die Zeit, „wo er an der Seite des lieben Mädchens der herrlichen Sonntagsfrühe auf dem Lande genoß, wie sie der unschätzbare Hebel vergegenwärtigt hat,“ wo sich die Liebenden einst durch die herzlichste Umarmung und treueste Versicherung gestanden, daß sie sich von Grund aus liebten. Aus solcher beglückenden Stimmung, zu welcher Liebe und Natur das Herz des Dichters erhob, ging wohl das herrliche „Mailied“ und das Gedicht „An Friederike“ hervor, aus welchem uns der stille Friede, den nun das Gemüth erlangt hat, entgegenweht:

Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle,
Ihr Herz gewann ich mir beim Spiele,
Und sie ist nun von Herzen mein.
Du gabst mir, Schicksal, diese Freude,
Nun laß mich morgen sein, wie heute
Und lehr' mich ihrer würdig sein.

Auch durch ein geselliges Fest, welches damals die ländliche Gastfreundschaft bereitete, wurde nicht das Glück der Liebenden gestört. Sie theilten bei Spiel und Tanz den Frohsinn mit den Gästen, bei denen sie wohl schon als Verlobte galten. Wahrscheinlich damals wurde zur Erinnerung an die Tage, welche so viele frohe Menschen zusammengeführt hatten, im Nachtigallenwäldchen an einer schönen Buche eine Tafel mit vieler Freunde Namen befestigt, unter welche als den letzten Göthe den seinigen mit den Versen einschrieb:

Dem Himmel wachs entgegen
Der Baum, der Erde Stolz.
Ihr Wetter, Stürm' und Regen,
Verschont das heil'ge Holz!

Und soll ein Name verderben,
So nehmt die obern in Acht!
Es mag der Dichter sterben,
Der diesen Reim gemacht.

Aus diesem beglückenden Liebesverhältniß Göthe's sind die Lieder hervorgegangen, welche sich in dem sogenannten Sesenheimer Liederbuche, dem Nachlasse Friederikens, finden, und welche zum Theil auch in die Sammlung seiner Werke mit wenigen Veränderungen übergegangen sind. Sie sind theils in Sesenheim selbst, theils in Straßburg gedichtet, und waren dann wohl als freundliche poetische Grüße seinen Briefen an Friederike beigeschlossen, oder wurden ihr mit Geschenken übersendet, wie das anmuthige Lied „Kleine Blumen, kleine Blätter," welches ein Paar von ihm selbst für die Geliebte gemalte Rosabänder, wie sie damals Mode waren, begleitete. Außer den schon erwähnten ist besonders das schöne Lied „An die Erwählte" hervorzuheben, in welchem sich die frohe Zuversicht auf das Glück einer dereinstigen dauernden Verbindung mit der Geliebten ausspricht. In den einfachen Tönen dieser Sesenheimer Lieder gibt sich überall das liebewarme Herz des Dichters kund, dessen hohes Glück und dessen süße Schmerzen in ihnen den entsprechenden Ausdruck gefunden haben. Tragen sie aber auch alle, da sie der unmittelbaren Gegenwart gewidmet sind, den Charakter der Zufälligkeit an sich, so entbehren sie dennoch nicht jener Allgemeinheit der Empfindung, durch welche sie, gleichsam losgelöst von ihrer zufälligen Entstehung, immer die Herzen bewegen werden. Gerade das, worin sich der wahre Dichter bewährt, daß er nämlich die momentane und individuelle Stimmung zur idealen Allgemeinheit erhebt, hat Göthe auch in ihnen verwirklicht. Zwar finden wir in denselben noch manche Ungleichheit; einige scheinen, vom Momente eingegeben, nur schnell und leicht hingeworfen, während andere mit den schönsten lyrischen Productionen späterer Zeit wetteifern können. Vergleicht man das Leipziger mit dem Sesenheimer Liederbuche, so findet man in diesem einen unverkennbaren Fortschritt, besonders dem

Inhalte nach. Während man dort häufig der mit Reflexion und Lehrhaftigkeit nothwendig verbundenen Kälte begegnet, ist hier nur warme Empfindung, nur inniges Gefühl.

Doch sollte dies Liebesglück des Dichters nur zu bald wie ein schöner Traum zerrinnen. In einem Briefe, den Göthe von Sesenheim aus an Salzmann richtet, ist schon das Herabsinken desselben von seinem Höhepunkt ersichtlich. „Der Zustand meines „Herzens," schreibt er, „ist sonderbar. Die angenehmste Gegend, Leute, die mich lieben, einen Cirkel von Freunden! Sind nicht die Träume meiner Kindheit alle erfüllt? frage ich mich manchmal, wenn sich mein Aug' in diesem Horizonte von Glückseligkeit herum weidet. Sind das nicht die Feengärten, nach denen du dich sehntest? Sie sind's, sie sind's! Ich fühl' es, daß man um kein Haar glücklicher ist, wenn man erlangt, was man wünschte." Er ahnte, daß diese Liebe sein reiches inneres Leben nicht ausfüllen werde, aber er empfand auch schmerzlich, daß er mit der Auflösung des Verhältnisses den Frieden des besten Herzens untergraben werde, und dieser Zwiespalt in seinem Innern verursachte ihm manche trübe Stunde, so daß seine Freunde Weyland und Engelbach den nach Straßburg Zurückgekehrten veranlaßten, zu seiner Zerstreuung mit ihnen einen Ausflug nach Saarbrücken zu unternehmen, von wo aus derselbe an eine Freundin schrieb: „Welch' Glück ist es, ein leichtes, ein freies Herz zu haben! Muth treibt uns an zu Beschwerlichkeit, zu Gefahren; aber große Freuden werden nur mit großer Mühe erworben. Und das ist vielleicht das meiste, was ich gegen die Liebe habe. Man sagt, sie mache muthig; nimmermehr! Sobald unser Herz weich ist, ist es schwach. Wenn es so ganz warm an seine Brust schlägt, und die Kehle wie zugeschnürt ist, und man Thränen aus den Augen zu drücken sucht, und in einer unbegreiflichen Wonne dasitzt, wenn sie fließen: o, da sind wir so schwach, daß uns Blumenketten fesseln, nicht weil sie durch irgend eine Zauberkraft so stark sind, sondern weil wir zittern sie zu zerreißen."

Bei einem Besuche, den die Sesenheimer ihren Verwandten in Straßburg abstatteten, schien Göthe's Liebe schon mehr erkaltet; es störte ihn wenigstens, seine Geliebte, deren Bild er sich nur zwischen ländlicher Staffage denken konnte, nun in städtischer Umgebung zu erblicken. Doch dauerte der Briefwechsel in der letzten Zeit seines Straßburger Aufenthalts noch lebhaft fort, wenn auch die Besuche, zumal bei den gehäufteren Arbeiten, welche ihm die Abfassung seiner Doctordissertation verursachte, spärlicher wurden. Vor seinem Abzug von Straßburg ging er noch einmal nach Sesenheim, um Abschied zu nehmen; es war, wenn auch nicht ein Abschied auf Nimmerwiedersehen, so doch der letzte trübe Moment eines Verhältnisses, welches mit ihm aufhören sollte. Wohl mochte auch in Friederikens Seele eine dunkle Ahnung davon aufsteigen. Von Frankfurt aus löste Göthe die Verbindung förmlich. Die Antwort Friederikens zerriß ihm das Herz. „Es war," so spricht er, „dieselbe Hand, derselbe Sinn, die sich zu mir, die sich an mir herangebildet hatten. Ich fühlte nun erst den Verlust, den sie erlitt, und sah keine Möglichkeit, ihn zu ersetzen, ja nur zu lindern. Sie war mir ganz gegenwärtig; stets empfand ich, daß sie mir fehlte, und was das Schlimmste war, ich konnte mir mein eignes Unglück nicht verzeihen. Gretchen hatte man mir genommen, Annette mich verlassen, hier war ich zum erstenmal schuldig; ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet, und so war die Epoche einer düstern Reue bei dem Mangel einer gewohnten erquicklichen Liebe höchst peinlich, ja unerträglich." Damals lösten sich mehrere Lieder, wie „Wonne der Wehmuth," „An die Entfernte," „Herbstgefühl," „Jägers Abendlied," als wehmuthsvolle Nachklänge des verschwundenen Liebesglückes aus seiner Dichterbrust, oder der Schmerz ergoß sich in stürmischen Rhythmen, wie in „des Wanderers Sturmlied," das Göthe auf einer seiner häufigen Excursionen in die Umgebung von Frankfurt bei einem ihn treffenden Unwetter gedichtet hat.

Friederiken hatte der Schmerz auf das Krankenlager gewor-

fen, aber genesen, ward sie stille, und die Erinnerung an die schönen Tage füllten ihr ganzes Leben aus. Alle Anträge, welche ihr später gemacht wurden, lehnte sie ab; wer von Göthe geliebt worden, sagte sie, kann keinem Andern angehören. Nach ihrer Eltern Tode lebte sie eine Zeitlang in Paris bei einer Verwandten, und später in Dießburg und Meißenheim im Badenschen, „allgemein geliebt und als eine bereite Helferin verehrt.“ „Ueber Göthe,“ so heißt es in einem glaubwürdigen Berichte über ihre späteren Lebensjahre, „sprach sie nur mit Verehrung; auf bittere Anspielungen über ihr Verhältniß zu ihm äußerte sie mit weiblicher Bescheidenheit, er sei zu groß, seine Laufbahn zu hoch gewesen, als daß er sie habe heimführen können.“ Auch habe das versöhnende Wiedersehen der früher Verbundenen nicht gefehlt. Acht Jahre nach der Auflösung des Verhältnisses suchte Göthe auf seiner Reise in die Schweiz auch Sesenheim auf. Er fand die ganze Familie liebevoll und zutraulich, wie sonst. Friederike führte ihn in jede Laube, und so war's gut; er fand alte Lieder, die er gestiftet, eine Kutsche, die er gemalt hatte; sie erinnerten sich an manche Streiche jener guten Zeit. Und wie rührend klingt das Wort, das aus seinem nun beruhigten Herzen kommt: „Ich schied den andern Morgen bei Sonnenaufgang, von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken, und in Frieden mit den Geistern dieser Ausgesöhnten leben kann.“

Aus dem stillen Seelenfrieden, den Friederike gewonnen und sich in ihrem vereinsamten, nur durch die Erinnerung an die glückliche Jugendzeit erhellten Dasein bis zu ihrem im Jahre 1813 erfolgten Tode bewahrte, fällt auch in unser Gemüth ein milder Strahl, der uns mit ihrem Schicksale versöhnt. Und ist ihr nicht auch ein herrlicher Ersatz geworden für ihre getäuschten Hoffnungen, ihre Schmerzen, für ihre Entsagung und Vereinsamung? Durch denselben Dichter, welcher ihr Herz auf's tiefste verwundet hatte, ist sie aus ihrem bescheidenen Dasein an ein unvergängliches Licht gezogen worden; so lange

Menschen fühlen, werden sie mit Lust und Rührung die Idylle von Sesenheim lesen, in der ihr Bild mit dem unseres großen Dichters sich so lieblich verwebt, und so lange der Götz noch die Gemüther bewegt, wird die edle Gestalt der Maria in ihnen fortleben, welcher der Dichter die Züge Friederikens geliehen, und in deren treulosem Geliebten Weislingen er seine eigne Untreue sich selbst zur reinigenden Buße geschildert hat.

4.

Aufenthalt in Wetzlar.

Weit freundlicher, als nach der Zurückkunft von Leipzig gestalteten sich die Verhältnisse, als Göthe nun nach Abschluß seines academischen Studiums von Straßburg in's elterliche Haus heimkehrte. Er selbst fühlte sich körperlich gesund und kräftig, sein Geist war lebhaft angeregt, sein Gemüth war heiter, und der früher oft mißstimmte Vater war befriedigt, daß nun durch die Promotion der erste Schritt zum bürgerlichen Lebensgange seines Sohnes gethan war. Die Doctordissertation hatte seinen Beifall gefunden, und die Hoffnung, mit der Veröffentlichung der Gedichte und Aufsätze, die während seines Aufenthalts in Straßburg entstanden waren und die er selber sorgfältig ordnete und rubricirte, nun auch den Sohn in die Reihe der vaterländischen Schriftsteller eintreten zu sehen, mußte seinem väterlichen Stolze schmeicheln. Zwar gab es auch jetzt noch häufig Anlaß zu Conflicten zwischen seiner Ordnungsliebe und der Excentricität des Sohnes, jedoch wußte die Mutter, an die Vermittlerrolle schon gewöhnt, meistens die Mittel zu finden, durch welche sie dieselben noch vor ihrem Ausbruch auf befriedigende Weise ausglich. Von seinen früheren Bekannten fand Göthe den treuen Horn in unveränderter Heiterkeit, und den alten Freund Riese, mit welchem er jetzt besonders gern verkehrte, da derselbe oft beim Disputiren über wissenschaftliche und religiöse Gegen-

stände seinen Scharfsinn übte und prüfte. Vornehmlich aber waren ihm die Gebrüder Hieronymus und Georg Schlosser ein lieber und anregender Umgang, da er in beiden dasselbe ernste Streben wiederfand, welches er in dem jüngeren schon in Leipzig zu seinem nicht geringen Vortheile kennen gelernt hatte. Auch verdankte er ihnen die nähere Bekanntschaft mit einem literarischen Kreise, durch dessen Berührung er sich in seiner ästhetischen Ausbildung und in seiner dichterischen Thätigkeit bedeutend gefördert sah. Es war der Kreis jener feingebildeten Männer, welche die vortreffliche Landgräfin Caroline in Darmstadt um sich versammelt hatte, und welche die damals rasch voranschreitende Entwickelung der deutschen Literatur lebhaft interessirte. Außer dem Geheimenrathe von Hesse, dem nachmaligen Schwager Herder's, dem Professor Petersen und Rector Wenck war es vorzüglich der Kriegszahlmeister Joh. Heinrich Merck, mit welchem der junge Dichter einen fortgesetzten freundschaftlichen Umgang pflog. Daß diese Freundschaft, welche der um mehrere Jahre ältere Mann dem Jüngling zuwendete, von dem größten Einfluß für das ganze Leben Göthe's gewesen sei, bekennt dieser selbst in Wahrheit und Dichtung. Er rühmt daselbst von Merck, daß er, mit Verstand und Geist geboren, sich eine sehr schöne Kenntniß, besonders in der neueren Literatur erworben und sich in der Welt- und Menschengeschichte nach allen Zeiten und Gegenden umgesehen habe, und daß treffend und scharf zu urtheilen ihm gegeben gewesen sei. Sein mit dieser scharfen und kritischen Natur wohl übereinstimmendes Aeußere, seine lange und hagere Gestalt mit der hervordringenden spitzen Nase, mit den hellblauen, vielleicht grauen Augen, die seinem Blicke, welcher aufmerksam hin- und wiederging, etwas Tigerartiges gaben, mag dem Dichter des Faust wohl zur Figur des Mephistopheles als des Geistes der Verneinung gesessen haben. Die Gewöhnung aber, sich mit dieser dichterischen Gestalt zugleich auch die des Originals vorzustellen, und beide gewissermaßen ineinander fließen zu lassen, ist wohl der Grund, daß das Bild, welches

Göthe in Wahrheit und Dichtung von Merck entwirft, nicht wenig verzogen erscheint, und daß demselben dort sogar Züge beigelegt sind, welche keineswegs ein ehrendes Zeugniß für des Freundes Charakter abgeben. So berichtet Göthe, daß derselbe im Umgang die Menschen oft hämisch und tückisch behandelt habe, wiewohl er gesteht, ihn selbst habe ein zuversichtliches Gefühl ahnen lassen, daß derselbe gegen ihn seine schlimme Seite nicht kehren werde, und wie man mit etwas Gefährlichem gerne umgehe, wenn man selbst davor sicher zu sein glaube, habe er eine um so größere Neigung gehabt, mit ihm zu verkehren, und seiner guten Eigenschaften zu genießen. Daß aber auch Andere von dieser vermeintlichen schlimmen Seite Merck's nichts empfunden haben, daß derselbe vielmehr ein Mann von höchst ehrenwerthem Charakter gewesen, bei welchem freilich die „verwünschte Scharfsichtigkeit vorherrschte, vor der kein Nebel schützte und keine Täuschung bestehen konnte“ und dessen Ironie sich gelegentlich auch wohl in poetischen Episteln voll Derbheit und swiftischer Galle auslassen mochte, das beweist ebensosehr die ehrende Aufmerksamkeit und das ausgezeichnete Vertrauen, deren sich derselbe von der Landgräfin Caroline und später von der Herzogin Amalie und dem Herzog Karl August von Weimar zu erfreuen hatte, wie die Achtung, welche ihm nach dem Zeugniß der vielen an ihn gerichteten Briefe von Bekannten und Freunden, zu denen namhafte Autoritäten, wie Wieland und Herder gehörten, stets zu Theil geworden ist. Auch erkennt der unparteiische Blick selbst aus den Erzählungen in Wahrheit und Dichtung, wie richtig Merck auch da, wo es dem etwas verwöhnten Jünglinge unbequem sein mochte, und wo derselbe an ihm eine mephistophelische Ader zu sehen meinte, dem jungen Freunde gegenüber geurtheilt, wie klar er dessen Natur erkannt, wie rastlos er dem Unbestimmten und Schwankenden in derselben die mangelnde Festigkeit zu geben gesucht habe, und wie eifrig er für die richtige Ausbildung seiner großen Naturanlagen besorgt gewesen sei. Ja selbst die bei der Herausgabe des Götz geleistete Geldunterstützung ist man viel eher geneigt für ein

Opfer der Freundschaft Merck's zu halten, um dem Jüngling den Eintritt in die literarische Laufbahn zu ermöglichen, als für eine von seinem merkantilischen Geiste eingegebene Speculation, wie sie Göthe bezeichnet hat. So bildete in diesen Jahren Merck's Einfluß auf Göthe einen ergänzenden Gegensatz zu der nachhaltigen Einwirkung, welche die Fräulein von Klettenberg auf ihn ausübte; während diese durch ihre liebevolle Theilnahme an allem, was ihm widerfuhr, durch ihr mildes, schonendes Urtheil und durch ihre stets auf das Religiöse gerichteten Unterhaltungen seine Gefühlswelt in steter Anregung erhielt, zwang jener beständig den jungen Dichter, sich selbst und seine Productionen zum Gegenstande einer verstandesmäßigen klaren Betrachtung zu machen.

Die schon in Straßburg genährte Neigung Göthe's, sich auf Ausflügen in die Umgegend zu erheitern und zu erfrischen, wurde auch in Frankfurt trotz der herbstlichen und winterlichen Witterung befriedigt. Der Verkehr mit dem Darmstädter Kreise veranlaßte ihn zu öfteren Besuchen der Nachbarstadt; auch nach anderen nahe gelegenen Orten, wie nach Homburg wurden Excursionen unternommen, so daß man den jungen Dichter wegen dieser oft sich wiederholenden Spaziergänge unter seinen Bekannten den Wanderer zu nennen pflegte. Auf solchen Wanderungen suchte derselbe auch, als ihn Friederikens trostlose Antwort erschütterte, für sein Gemüth die Beruhigung, die ihm nur unter freiem Himmel, in Thälern, auf Höhen, in Gefilden und Wäldern zu Theil ward. In der Stille der Natur linderte sich der leidenschaftliche Schmerz und strömte in jene Lieder aus, welche mit Wehmuth des verlorenen Liebesglückes gedenken. Ueberhaupt setzte diese wenn auch schmerzliche Bewegung des Gemüthes, und andererseits die mannichfache Anregung, welche Göthe im Freundeskreise erfuhr, der briefliche Verkehr, welchen er fortwährend mit Herder unterhielt, und die bedeutenden Erscheinungen im Gebiete der Literatur, wie Hamann's tiefsinnige Schriften und Klopstock's Oden, welche in Darmstadt ganz besondere Anerkennung fanden, den Geist des Dichters in die regste Thätigkeit,

und erweckten seine poetische Schöpferkraft zu solcher Energie, daß seine Lust zu produciren damals grenzenlos war. Diese warf sich besonders auf die Dramatisirung der Geschichte des Götz von Berlichingen, welche in ihrer ersten Gestalt in jenen Tagen schon vollständig ausgeführt wurde.

Im Frühling des Jahres 1772 begab sich Göthe, wahrscheinlich auf Anrathen des Professors Höpfner aus Gießen, welcher mit Merck befreundet war, und wohl auch auf des Vaters Wunsch nach Wetzlar, um sich am dortigen Reichskammergerichte in einer Art practischem Cursus im deutschen Civil- und Staatsrechte näher zu unterrichten. Die kurze Zeit seines Aufenthalts in dieser Stadt während der Frühlings- und Sommermonate wurde, so ruhig sie auch äußerlich verlief, dennoch höchst fruchtbringend für seine dichterische Thätigkeit und bedeutungsvoll für die Geschichte seines Herzens, indem sie den Stoff des Götz in seinem Geiste zur völligen Reife brachte und die nächste Veranlassung zu den Leiden des jungen Werther wurde.

Göthe sah sich in Wetzlar, wo er eine nicht unbedeutende Anzahl junger Juristen vorfand, welche sich theils aus demselben Grunde wie er dorthin begeben hatten, theils den einzelnen Gesandtschaften als Gehülfen beigegeben waren, in ein drittes academisches Leben versetzt. Da die jungen Leute durch ihre Geschäftsthätigkeit nicht sehr in Anspruch genommen wurden, so setzten sie die Scherze und Jovialitäten des eben erst verlassenen Universitätslebens fort. Göthe fand sogar in der Tischgesellschaft, welcher er sich anschloß, eine Art burschikosen Ritterordens vor, in den auch er unter dem Namen „Götz von Berlichingen, der Redliche", wegen der enthusiastischen Verehrung, die er gegen diesen Mann an den Tag legte, aufgenommen wurde. Da ihm jedoch diese Gesellschaften, wo man Spielereien mit großem Ernst betrieb, auf die Dauer nicht mehr zusagten, zog er sich sehr bald von ihnen zurück. Während seines Winteraufenthalts in Frankfurt war ihm die Natur als eine Trösterin in seinem Seelenleiden erschienen; er hatte sich daran gewöhnt, in ihr jene be-

schauliche Ruhe des Geistes zu suchen, welche dieselbe stets dem sie sinnig betrachtenden Menschen mittheilt. Nun fand er in Wetzlar eine Umgebung, welche in ihrem Frühlingsschmucke ganz dazu geschaffen war, diese reine Empfindung für die Natur noch mehr zu beleben und zu nähren. Der herrliche Blüthenwald um die Stadt, die traulichen Gründe, die sich in das Gebirg hinziehen, das weite Lahnthal mit seinen schönen Wiesen und fruchtbaren Feldern luden ihn zu dem reichsten Naturgenusse ein, und ließen ihn die einfachen und reinen Freuden empfinden, welche er so wahr in dem ersten Theile des Werther geschildert hat. In diesem stillen Genießen bedurfte er auch nicht eines ausgedehnten Umgangs; es waren nur Wenige, mit welchen er gesellig verkehrte. Zu diesen gehörte der Secretär der Gothaischen Gesandtschaft, der Dichter Gotter, mit welchem Göthe auch noch nach dessen bald erfolgender Rückkehr in seine Vaterstadt in Berührung blieb, und durch den auch seine erste Annäherung an den Göttinger Dichterbund vermittelt wurde. Auch mit dem Braunschweigischen Legationssecretär Jerusalem wurde er bekannt, wenn auch der Verkehr zwischen Beiden nicht lebhaft unterhalten wurde. Noch konnte Göthe nicht ahnen, daß der hübsche blonde Jüngling mit den blauen Augen und den weichen, ruhigen Zügen, welcher still für sich hinlebte, und gleich wie er selbst, die Natur besonders in dem ruhigen Charakter einsamer Gegenden liebte, sich ihm zu einem höchst lebenvollen poetischen Charakterbild gestalten, und daß mit dessen traurigem Schicksale er sein eignes Seelenleiden in der Welt der Dichtung so wunderbar verknüpfen werde. Am bedeutsamsten wurde für Göthe der Umgang mit dem bremischen Gesandtschaftssecretär Kestner, welcher mit dem jungen Dichter einst auf einem benachbarten Orte, Garbenheim, zusammentraf, als dieser im Grase liegend eifrig über Probleme der alten Philosophie disputirte. Kestner fand Gefallen an dessen liebenswürdiger Persönlichkeit und an der Lebendigkeit und Frische seines sprudelnden Geistes, und knüpfte, obgleich schon einunddreißig Jahre alt, eine nähere Bekanntschaft mit ihm an. Göthe rühmt an

ihm ein ruhiges, gleiches Betragen, Klarheit der Ansichten, Bestimmtheit im Handeln und Reden. Er war mit der zweiten Tochter des Amtmanns Buff in Wetzlar verlobt, und hoffte, da er durch heitere Thätigkeit und anhaltenden Fleiß sich seinen Vorgesetzten empfohlen hatte, und eine baldige Anstellung in der Heimath erwarten durfte, sich in der Kürze dauernd mit ihr zu verbinden. Wie er bei näherem Umgang über seinen neuen Bekannten geurtheilt haben mag, läßt eine Schilderung, welche sich in den Kestner'schen Briefen vorfindet, vermuthen. „Göthe", heißt es in derselben, „ist ein wahres Genie und hat eine ganz außerordentlich starke Einbildungskraft. Er hat viele Kenntnisse und viele Talente. In seinen Affecten ist er sehr heftig. Er ist ein Mensch von Charakter und hat eine edle Denkungsart. Mit einem Wort, er ist ein merkwürdiger Mensch." Aber auch hier begegnen wir bei der Anerkennung seiner großen geistigen Fähigkeiten dem Ausdruck einer ähnlichen Befürchtung, wie sie Jung Stilling in Straßburg bei seinem ersten Zusammentreffen mit Göthe äußerte, er habe nämlich in seinem Wesen Vieles, was ihn unangenehm machen könnte. Uebrigens sei er bei Frauen und Kindern wohl gelitten, gebe sich gern mit ihnen ab und hege gegen das weibliche Geschlecht eine tiefe Verehrung. Daß sich indessen diese Befürchtung, ebensosehr wie Stilling's grundlos erwiesen, das bezeugt der beständige freundschaftliche Verkehr, in welchem er selbst sowohl wie seine Braut nachmals mit Göthe lebte.

Kestner hatte nämlich den neuen Bekannten auch bei seinem zukünftigen Schwiegervater eingeführt, wo derselbe seine Verlobte, Charlotte, eine anmuthige Blondine, kennen lernte. Sie gehörte nach Göthe's Schilderung zu denen, die, wenn sie nicht heftige Leidenschaften einflößen, doch ein allgemeines Gefallen zu erregen geschaffen sind. „Eine leicht aufgebaute, nettgebildete Gestalt, eine reine, gesunde Natur und die daraus entspringende frohe Lebensthätigkeit, eine unbefangene Behandlung des täglich Nothwendigen, das Alles war ihr zusammen gegeben." Nach dem das Jahr zuvor erfolgten Tode ihrer Mutter stand sie dem Haus-

wesen und der Erziehung ihrer jüngeren Geschwister mit großer Thätigkeit und Sorgfalt vor, sodaß sie durch solche Eigenschaften den Vater in seinem Wittwenstande allein aufrecht erhielt. Die herzliche Aufnahme, welche dem jungen Freunde in der Familie des Amtmanns zu Theil wurde, veranlaßte denselben zu öfteren Besuchen, die sich bald täglich wiederholten. Denn der stille Zauber des Mädchens wirkte um so tiefer auf ihn, je sorgloser er in ihrer Nähe sein zu dürfen glaubte, da sie, schon versagt, alle erwiesene Freundlichkeit nicht als Bewerbung auslegen konnte. Auch sah es der Bräutigam gerne, wenn seine Verlobte, während er seinen Geschäften oblag, sich sonst unterhielt, und sich gesellig auf Spaziergängen mit Freunden und Freundinnen ergötzte, und so ward Göthe bald bei der ausgedehnten Wirthschaft auf Acker und Wiese, auf dem Krautland wie im Garten ihr wohlgelittener Begleiter. „Erlaubten es dem Bräutigam seine Geschäfte, so war auch er bei den Spaziergängen, und so hatten sie alle drei sich an einander gewöhnt, und wußten nicht, wie sie dazu kamen, sich nicht entbehren zu können." Auch eine Freundin Charlottens, an welche das Gedicht Elysium gerichtet ist, von vollem und majestätischen Körperbau, nahm an den gemeinsamen Spaziergängen öfters Antheil. So reich aber an unschuldigen Freuden die „ächt deutsche Idylle" war, welche die in Freundschaft Verbundenen den Sommer über in der schönen Natur verlebten, so drohte doch der Sturm der Leidenschaft zerstörend über den heiteren Frieden derselben hereinzubrechen. Für das leicht erregbare Herz des jungen Dichters lag in der beständigen Nähe des liebenswürdigen Mädchens eine Gefahr, welcher vorzubeugen seine Sorglosigkeit ihn übersehen ließ, und gegen welche, als sie herannahte, zu kämpfen er nicht die ganze Kraft seines Willens aufbot. Er setzte der aufkeimenden Neigung zu der Verlobten seines Freundes nicht den sittlichen Ernst der Entsagung entgegen, und fühlte bald sein Herz von jener heftigen und leidenschaftlichen Liebe erglühen, deren Entstehen und Emporwachsen im ersten Theile des Werther geschildert ist, während Charlotte und ihr

Bräutigam sich mit Heiterkeit in einem Maße hielten, das nicht schöner und liebenswürdiger sein konnte.

Im Spätsommer kam Merck nach Gießen, um Höpfner'n einen Besuch abzustatten; auch Göthe war dorthin eingeladen worden und wurde von Merck nach Wetzlar zurückbegleitet. Daß auch ihm die Geliebte des Freundes, welche ihm schon früher von demselben auf das Vortheilhafteste geschildert worden war, wohlgefiel, bezeugt ein an seine Gattin gerichteter Brief aus diesen Tagen. Jedoch urtheilte er Göthe'n gegenüber kühler über die Vorzüge derselben und zog ihr die junonische Gestalt der Freundin vor, welche ohnehin noch frei sei. Auch war er bemüht, den von der heftigsten und hoffnungslosesten Liebe gefesselten Freund zur Abreise von Wetzlar zu überreden. So unangenehm diese nüchterne Mahnung des Freundes den liebeglühenden jungen Dichter berühren mochte, so können wir doch in Merck's Benehmen zu damaliger Zeit nichts von der kalten Schadenfreude des Mephistopheles finden, die noch in Wahrheit und Dichtung Göthe selbst darin gefunden hat, sondern wir können dasselbe nur als eine mit gutem Vorbedacht ergriffene Maßregel des besorgten Freundes ansehen, welcher den in sichtlicher Gefahr Schwebenden um jeden Preis aus derselben herausziehen wollte. Er bestimmte Göthe'n, bald in Koblenz mit ihm zu einer gemeinsamen Reise rheinaufwärts zusammenzutreffen. Auch fühlte dieser selbst nach Merck's Abreise lebhafter die Nothwendigkeit, sich der bedenklichen Lage, in der er sich befand, zu entziehen, und faßte nun ernstlich den Entschluß, freiwillig zu gehen, ehe er durch das Unerträgliche vertrieben würde. Ohne mündlichen Abschied von den Freunden zu nehmen, brach er an einem Septembermorgen früh auf und wanderte das schöne Lahnthal hinunter. Doch hatte er zwei in der Nacht vor seiner Abreise geschriebene Briefe an Kestner und Lotte zurückgelassen, welche die an Beide gerichtete Correspondenz, jene höchst interessanten Actenstücke über den damaligen Seelenzustand unsers Dichters, eröffneten. Diese Briefe, welche nun auch nicht lange mehr der Oeffentlichkeit werden vorenthal-

ten bleiben, sollen nach Gervinus mehr als alles Andere das kindliche, durchsichtige, unverdorbene und harmlose Gemüth aufdecken, das Göthe edlen Anforderungen gegenüber entfaltete, aber auch den vertrauensvollen, kühnen und doch gefaßten Muth aussprechen, mit dem er damals der Welt entgegentrat und Alle, die ihm begegneten, elektrisirte, mit dem er im Göz und Werther vor dem Publikum erschien, und mit Einem Schlage die ganze Gestalt unserer Literatur verwandelte. Auch sind uns noch zwei an dem Abschiedsmorgen entstandene lyrische Gedichte erhalten, die uns einen Blick in die Seelenstimmung des abziehenden Dichters thun lassen, „Pilgers Morgenlied" und „Elysium." Das erstere ist an Lotte unter dem Namen Lila gerichtet, mit welchem Namen man damals in erotischen Liedern die Geliebte häufig benannte. Wohl klagt der Dichter, daß Lila's Thurm, der starke Thurm der Ruine Carlsmunt vor Wetzlar, der Zeuge seiner Wonne, ihm durch Morgennebel verhüllt sei, doch schweben tausend Bilder seliger Erinnerung ihm heilig warm um's Herz. Aber es offenbart sich in dem Gedichte nicht der leidenschaftliche Schmerz eines liebekranken Gemüthes, sondern ein gefaßter Muth, welcher der Zukunft entschlossen entgegensieht:

Zische Nord!
Tausend=schlangenzüngig
Mir um's Haupt!
Beugen sollst Du's nicht!
Beugen magst Du
Kind'scher Zweige Haupt,
Von der Sonne
Muttergegenwart geschieden.

Allgegenwärtige Liebe!
Durchglühst mich;
Beut'st dem Wetter die Stirn,
Gefahren die Brust;
Hast mir gegossen
In's früh welkende Herz
Doppeltes Leben:
Freude zu Leben
Und Muth.

In Ehrenbreitstein wurde Göthe in dem Hause des Geheimenrathes von la Roche, des Gatten der Jugendfreundin Wie=

lands, bei welchem ihn Merck schon angekündigt hatte, freundlich empfangen. Bald erschien auch auf seiner Durchreise der hessen-darmstädtische Rath Leuchsenring, welchen Göthe später in einem satyrischen Gedichte als Pater Brey verewigt hat, und endlich traf auch Merck mit seiner Familie ein. Indem sich dieser dem Hausherrn und die beiden Frauen untereinander näherten, war Göthe auf die Unterhaltung und den Umgang mit den Töchtern angewiesen, deren älteste, Maximiliane, eine anziehende Erscheinung, „mit den schwärzesten Augen und einer Gesichtsfarbe, die nicht reiner und blühender gedacht werden kann,“ den Dichter durch ihren jugendlichen Frohsinn und ihre Anmuth besonders erheiterte und anzog. Es fehlte nicht an reicher Unterhaltung in und außer dem Hause in der herrlichen Rheingegend. Nach manchem angenehm verbrachten Tage fuhr Göthe mit Merck rheinaufwärts seiner Heimath zu; er sah zum erstenmal die Herrlichkeiten des Rheinthales, er genoß die unendlich mannichfaltigen Gegenstände, welche bei dem schönsten Wetter jede Stunde an Schönheit zunahmen, und sowohl an Größe als an Gefälligkeit immer neu zu wechseln schienen. In seiner Vaterstadt angelangt, lag er mit Eifer der juristischen Praxis ob, und genügte mehr als je seinem Vater, zu dem sich deshalb sein Verhältniß äußerst günstig gestaltete. Derselbe sah nun auch seinerseits willfähriger als früher den Liebhabereien seines Sohnes nach. Auch sollte dieser die Freude haben, durch die Verlobung seiner Schwester Cornelia mit dem jüngeren Schlosser, welche neues Leben in das Göthe'sche Haus brachte, sich durch noch innigere Bande mit seinem bewährten Freunde verbunden zu sehen. Für ihn selbst aber fehlte es nicht an Ermunterungen, vornehmlich von Seiten der Schwester, zur Erfüllung seines eigentlichen Berufs, den Gehalt seines Geistes in poetische Schöpfungen niederzulegen, und so ging unter diesen günstigen Verhältnissen gar bald aus der Hand des jungen Dichters das unsterbliche Meisterwerk „Götz“ hervor, das wir nun näher zu betrachten haben.

5.

Götz von Berlichingen.

Als Göthe in Straßburg der einfachen und natürlichen Empfindung als dem wahren Prinzip jeder Kunst mit dem Enthusiasmus der Jugend huldigte, und gleichzeitig sein Geist von dem Gehalte deutschen Wesens mächtig ergriffen und tief durchdrungen wurde, war Götz von Berlichingen, dessen Selbstbiographie sein regstes Interesse in Anspruch genommen hatte, eine der Figuren, in welche seine schaffende Phantasie dasjenige hinübertrug, was in dem bewegten Dichtergemüthe nach Gestaltung rang. In Frankfurt leiteten sich die in jener Stadt empfangenen Anregungen und mannichfach geweckten Empfindungen lebhaft fort; der Straßburger Münster, welcher einen sehr tiefen Eindruck zurückgelassen hatte, konnte für den in die deutsche Vorzeit gerichteten Dichtergeist als ernster Hintergrund zum Götz, der an der Grenze des Mittelalters spielt, gar wohl dastehen. So fügte sich das Gerüste des Dichtwerks bald zusammen, so daß schon im Frühling 1772 die erste Bearbeitung des Götz zum Abschluß geführt war. In Wetzlar sollten dem Dichter aus der Gegenwart ganz ähnliche Anzeigen des Reichsverfalles vor Augen treten, wie sie zur Zeit des Götz von Berlichingen erschienen waren; er sah

dort in dem Zustande des Reichskammergerichtes, der obersten richterlichen Instanz Deutschlands, ein sehr düsteres Abbild des gesammten Reichskörpers. Das Gericht vermochte die Zahl der Processe, welche in's Ungeheure angelaufen waren, nicht mehr zu bewältigen. Eine vom Kaiser Joseph angeordnete Visitation desselben war, als Göthe nach Wetzlar kam, schon seit mehreren Jahren in vollem Gang; in Folge derselben waren sogar einige Assessoren, welche begangener Verbrechen beschuldigt waren, vom Dienste suspendirt worden; der Dichter erblickte demnach ein richtendes und gerichtetes Gericht. Welches Bild eines Reiches, dessen gänzlich daniederliegende Rechtspflege sich in dem Zustande des obersten Gerichtshofes so trostlos offenbarte! So fand Göthe auch in der Gegenwart, in welcher der Verfall des Rechtszustandes das nahe bevorstehende Auseinanderfallen des Reiches selber ankündigte, eine Folie zu dem Thema seines Götz, „die Auflösung des deutschen Mittelalters", und noch voll von diesen tief empfundenen Eindrücken ging er nach seiner Rückkehr nach Frankfurt mit verstärktem Interesse an die Umarbeitung seines Dichtwerkes. Mit unnachsichtiger Strenge wurden diejenigen Scenen, welche der Einheit des Stückes Eintrag thaten, trotz der Vorliebe, mit welcher sie ausgeführt worden waren, entweder ganz herausgenommen oder bedeutend zusammengezogen, und überhaupt das Ganze einer Nachfeile unterworfen. Doch wollte dem Autor auch jetzt noch die Dichtung in Vielem nicht genügen, und er beabsichtigte eine zweite strenge Durchsicht und Umgestaltung mit ihr vorzunehmen. Aber Merck widerrieth; „bei Zeit auf die Zäune, so trocknen die Windeln", rief er sprichwörtlich aus, „das Säumen und Zögern mache nur unsichere Menschen." Da Göthe sich scheute, das ihm lieb gewordene Werk einem Buchhändler anzubieten, und sich vielleicht eine abschlägliche Antwort zu holen, zumal da er für seine Mitschuldigen sich schon früher vergeblich nach einem Verleger umgesehen hatte, so übernahm Merck die Druckkosten, und er selber besorgte die Herbeischaffung des Papiers. So ging im Frühling 1773 das große Erstlingswerk

des Dichters unter dem Titel „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, ein Schauspiel", von keinem bedeutenden Verleger empfohlen, selbst ohne Namen des Verfassers in die Welt hinaus. Aber der mächtige Geist, der aus ihm sprach, bedurfte auch keiner besonderen Empfehlung und Anpreisung; wie ein electrisches Feuer zündete er in den deutschen Gemüthern, und brachte aller Orten die gewaltigste Bewegung hervor. Während jedoch das Werk des Dichters die deutsche Nation ergriff, war dieser selbst, zumal da sich auch ein Nachdrucker desselben bemächtigt hatte, in großer Verlegenheit, wie er die Kosten des Papiers aufbringen sollte. Es war nicht Geldeslohn, den er mit diesem Geschenk an seine Nation eintauschte; aber reichlichen Ersatz für diesen fand er in der begeisterten Anerkennung, die überall seinem Genius zu Theil wurde.

Der Götz ist ein Product jener stürmischen Periode der deutschen Literatur, in welcher die jungen Titanen, angeregt durch Lessing's scharfe Kritik gegen das altherkömmliche, in steifen Regeln sich bewegende Conventionelle, durch Herder hingewiesen auf die Einfachheit der Volkspoesie, und genährt durch die Kraft der Shakespeare'schen Dichtung, zu einer Zeit, wo Natur und Freiheit in allen Verhältnissen die Losungsworte wurden, die alte Welt der Dichtung mit stürmischer Kraft umstießen, um eine neue, naturgemäße, freie auf ihren Trümmern zu erbauen; ja, man kann ihn als die Sturmglocke selbst bezeichnen, welche jene Epoche unruhvollen Drängens in gewaltigen Tönen einläutete, und hundertfältigen Widerhall in Deutschland erweckte. Die schlagartige Wirkung, welche er auf die Nation ausübte, beruhte vornehmlich auf zwei Eigenschaften: das Naturgemäße trat in demselben mit Entschiedenheit, wenn auch zuweilen mit Derbheit auf, wie denn Rosenkranz Recht hat, wenn er sagt, daß einige Dutzend Donnerwetter und ähnliche Kraftäußerungen ohne Schaden der Poesie fehlen könnten; dazu aber zeigte sich das ursprünglich Nationale, getragen von dem Geiste einer edeln Freiheit, in einer Klarheit und Fülle, wie es seit Luther noch nicht wieder erschienen

war. Es war ein Werk, von deutschem Geiste eingegeben, von deutschem Wesen bis in's Innerste erfüllt, voll deutschen Gemüthes und voll deutscher Kraft. Die Sprache, ihrer Fesseln entledigt, zeigte sich in der Ursprünglichkeit des concreten Ausdrucks und in ihrer ganzen lebendigen Kraft; dazu war derselben nach Rosenkranz's Ausdruck ein gewisser alterthümlicher Rost eingeprägt, der vortrefflich und ohne alle Zudringlichkeit die Vergangenheit zurückrief. Durch diese Eigenschaften wurde der Götz ein Volksdrama im besten Sinne des Wortes. In der lebendigen Schilderung der Sitten und der Charaktere der Vorzeit, in dem biederen Götz und den übrigen Rittern, in der einfachen, würdigen Hausfrau Elisabeth erkannten die Deutschen sich selber wieder, daher auch das lebhafte Interesse, mit welchem man die Dichtung aufnahm, meistens mehr ein stoffartiges, als ein künstlerisches war.

Wenn Göthe den Stoff seiner dramatischen Dichtung aus der deutschen Vorzeit selbständig ergriff, wenn persönliche Verhältnisse und Erfahrungen in Straßburg, Frankfurt und Wetzlar dazu beitrugen, daß er denselben zu immer größerer Lebendigkeit in sich gestaltete, so zeigte ihm das Studium Shakespeare's den Weg zur Behandlung desselben. Freilich vermochte der jugendliche Dichter nicht die gewaltige Masse des Stoffes, die überaus bewegte Welt in dramatischer Zusammenfassung völlig zu bewältigen, das Ganze, mannichfach zersplittert, verlief sich in eine gewisse epische Breite. Auch fühlte Göthe selbst gar wohl, daß das, was Vielen gerade als das Vortrefflichste erschien, und was auch in den unzähligen Nachahmungen zur Hauptsache gemacht wurde, jene Schlachten, Burgbelagerungen, Gerichte, Zigeunerwirthschaft, und die durch sie bedingte allzuhäufige Veränderung des Ortes zu sehr von der Einheit des Stückes abführten; er erkannte, daß er beim Versuche, auf die Einheit der Zeit und des Ortes Verzicht zu thun, auch der höheren Einheit, der Einheit der Handlung, die dann um desto mehr gefordert wird, Eintrag gethan hatte. Besonders hatte bei der ersten Abfassung des Stückes den

Dichter gegen Ende eine wundersame Leidenschaft unbewußt hingerissen, deren Einwirkung auf das Dichtwerk auch in der Umarbeitung noch nicht ganz verwischt ist. Er hatte sich, indem er Adelheid, jenes verführerische Weib, um das, wie Weislingen in der ersten Bearbeitung sagt, Gott und Teufel um das Meisterstück wetteten, liebenswürdig zu schildern trachtete, selbst in sie verliebt; seine Feder war ihr gewidmet, so daß sie den Helden des Stückes, der ohnehin gegen Ende außer Thätigkeit gesetzt ist, bei dem Autor ausstach. Doch wer möchte um dieser einzelnen Fehler willen, mit dem dreiundzwanzigjährigen Dichter rechten? Und wie reichlich entschädigt uns für sie die von Kraft und Leben durchdrungene Darstellung und der frische Geist, der das Ganze wie reine Morgenluft durchweht, die meisterhafte Zeichnung der verschiedenen Charaktere in den mannichfachen Situationen und Conflicten, in welche sie der stürmische Gang der Handlung führt, der bedeutungsvolle Hinweis auf die sichtbar sich offenbarende Hand der göttlichen Gerechtigkeit, welche über dem mit Schuld belasteten Menschengeschlechte schwebt, und nach den tiefsten Erschütterungen der milde Geist der Versöhnung, mit der uns die Dichtung am Schlusse entläßt.

Wie lebendig tritt uns das Hauptthema der Dichtung, der Verfall des deutschen Mittelalters in einem farbenreichen Bilde entgegen! Das Leben des gesammten Volkes in seinen verschiedenen Ständen, die nicht mehr einträchtig sich zusammenfügen zu einem Ganzen, sondern selbstsüchtig auseinanderfallen und sich gegenseitig bekämpfen, ist vor uns entfaltet. Der altersschwache Kaiser, welcher bei gesunkener Rechtspflege und mit einer armseligen Reichsarmee das Reich nicht mehr zusammenhalten kann, die schwelgerische Hofhaltung eines sich emancipirenden geistlichen Fürsten, das Schalten und Walten einer nicht würdig beschäftigten biderben Ritterschaft, das nach Besitz und Gewinn strebende Bürgerthum, und der von seinem Druck entfesselte, der neuen Freiheit ungewohnte rohe Bauernstand erscheinen in lebenvoller Gestaltung; und als Gegensatz des staatlichen Lebens zeigt

sich uns die dunkle Vehme, welche im Verborgenen über das Verbrechen Gericht hält, und selbst das unstäte Treiben einer in der Wildniß hausenden Zigeunerbande. Aus diesem breiten Gemälde treten aber die Hauptfiguren der Dichtung in kräftigen Farben hervor und lassen den Blick nicht zu lange auf den Nebengruppen verweilen: Götz von Berlichingen, der Held des Stückes, und nächst ihm seine Gattin Elisabeth und seine Schwester Maria, ihnen gegenüber Weislingen und Adelheid von Walldorf.

Wir sehen uns in eine Zeit versetzt, in der unter dem Kaiser, welcher der letzte Ritter genannt wird, das Ritterleben zu Grabe geht. Eine der ächt deutschen Gestalten, welche dasselbe noch aufrecht halten wollen, ist zum Mittelpunkt der dramatischen Dichtung gemacht. Der einfache, kräftige, von einem edlen Willen geleitete Götz von Berlichingen strebt überall und auf jede Weise die Pflicht des Ritterthums zu erfüllen, Gedrückten zu ihrem Rechte zu verhelfen, und das Unrecht in jeglicher Form zu bekämpfen und niederzuhalten; er wirft sich in jenen verworrenen Verhältnissen des deutschen Reiches, in welchen die kaiserliche Macht zur Ohnmacht herabgesunken war, und Jeder nur seinem eigenen Vortheile nachging, ohne das Ganze zu berücksichtigen, als Vermittler und Lenker der Begebenheiten in seinem näheren Kreise auf, um sie aus wohlmeinenden Absichten selber frei zu gestalten. Das sittliche Gesetz, das ihn dabei leitet, ist ihm sein gerader, schlichter Verstand, und der Vollstrecker desselben sein redlicher Wille. In den beengenden Banden, welche die stets mächtiger werdenden Fürsten um die übrigen Stände legen, weiß er das edle Gut persönlicher Freiheit um so höher zu schätzen; allen seinen Handlungen liegt das Bestreben zu Grunde, dieselbe in voller Geltung aufrecht zu halten. Aber mit treuer Liebe und Verehrung hängt sein Herz an dem angestammten Herrscher; selbst als er, der Reichsacht verfallen, auf Befehl desselben in seiner Burg belagert und bedrängt wird, trinkt er mit seinen Getreuen den letzten Tropfen Weines, der ihm noch geblieben war, auf das Wohl des Kaisers und auf die Freiheit aus. Und wie mild, wie frei von aller Härte zeigt sich

auf der andern Seite der durch seinen ungebeugten Muth dem Feinde furchtbare Mann gegen seine Untergebenen, welche sich ihm, dem Vorbild in jeder ritterlichen Tugend, in ausdauernder Treue verbunden haben! Und welches erhebende Bild ehelicher Eintracht und inniger Gattenliebe stellt sich uns in dem häuslichen Leben auf dem Schlosse Berlichingens dar! Hier, wo die vortreffliche Elisabeth, die sorgsame Hausfrau und treuergebene Gattin waltet, begegnen wir dem stillen Gemüthsleben und dem ruhigen Glück der Familie, wenn auch die Stürme eines aufgeregten und gefahrvollen Lebens die den häuslichen Frieden umschließenden Mauern umbrausen. Neben Elisabeth erblicken wir die edle Maria, eine ächt deutsche Jungfrau, welche der Grundzug weiblichen Wesens, die Liebe, ganz durchdringt, die auch da noch ungeschwächt erscheint, wo Undank und Treulosigkeit sie getäuscht und ihre schönsten Hoffnungen vernichtet haben.

Der kräftigen Männlichkeit des Götz und der reinen Weiblichkeit in Elisabeth und Maria ist eine Folie gegeben in Weislingen und Adelheid. Ersterer steht in doppeltem Gegensatz zu Götz; der Treue und Biederkeit setzt er Treulosigkeit und Falschheit, dem Geiste freien Ritterthums die Entartung desselben durch Unterwerfung unter fremde Macht entgegen. Er verläßt Maria, welcher er während seiner Gefangenschaft Treue geschworen hatte, und begeht einen doppelten Verrath, an Bruder und Schwester, indem er sich an dem Hofe des Bischofs von Bamberg durch Adelheid fesseln und seiner ritterlichen Selbständigkeit berauben läßt. Ebenso steht Adelheid von Walldorf im Gegensatz zu Maria und Elisabeth; sie kennt nicht die stille Flamme sich hingebender treuer Liebe, sondern nur das verzehrende Feuer unreiner und selbstsüchtig berechnender Leidenschaft. Um sie zu befriedigen, bebt sie nicht vor dem Schrecklichsten zurück; denn nicht genug, daß sie mit frevelnder Hand das geheiligte Band der Ehe, das sie an Weislingen knüpft, zerreißt; sie macht auch ihren Buhlen Franz zum Werkzeug des furchtbarsten Verbrechens, des Gattenmordes.

Wenn aber hier Ränke, Treulosigkeit und Verbrechen zu ihrem eignen Verderben geschäftig sind, so muß doch auch der ritterliche Götz in seinen Bestrebungen die Unzulänglichkeit des Einzelnen, auch wenn er vom besten Willen beseelt ist, der gebieterischen Macht der Allgemeinheit gegenüber erfahren. Er vermochte den gewaltigen Geist der Zeit, welcher die Interessen des Mittelalters auflöste, nicht mehr aufzuhalten und ging in dem Versuche, dies zu vollführen, zu Grunde. Durch sein energisches Auftreten war er von vorn herein in Kampf mit den weltlichen und geistlichen Fürsten, sowie mit den durch ihren Reichthum zu bedeutender Macht gelangten Städten gekommen; jene alten Feindseligkeiten der Ritterschaft gegen Geistlichkeit und Bürgerthum waren auch von ihm mit Kampflust aufgenommen worden. Ob aber auch in den Conflicten, in welche die sich feindlich begegnenden Mächte geriethen, die ritterliche Kraft des Helden an der Spitze seiner treuen Kampfgenossen sich herrlich bewährte, so vermochten doch selbst die erfochtenen Siege ihn nicht mehr vor seinem Falle zu schützen; denn was hilft das redlichste Bemühen des Einzelnen, wenn die ganze Corporation, welcher er angehört und deren ursprünglicher Geist noch in ihm lebt, dem sichtbaren Verfalle entgegeneilt? Mit dem sinkenden Sterne des Ritterthums mußte auch Götz von Berlichingen untergehen, und seine eigne Treuherzigkeit mußte dazu beitragen, seinen Fall zu beschleunigen. Er hatte sich in seinem guten Glauben an die Würde der menschlichen Natur verleiten lassen, die nöthige Vorsicht außer Acht zu lassen; denn indem er Weislingen aus seiner Gefangenschaft losgegeben hatte, obwohl er ihn schon früher als unzuverlässig und als einen vom Ritterthume Abgefallenen kennen gelernt, hatte er sich in ihm einen Feind erweckt, der im Bewußtsein seiner Schuld nach Art selbstsüchtig feiger Naturen mit um so leidenschaftlicherer Hast den Mann zu verderben trachtete, welchen er doppelt durch Treulosigkeit verletzt und als doppelt eifrigen Rächer zu fürchten hatte. Zwar hegte der Kaiser wohlwollende Gesinnungen gegen Götz, da gleiche Sympathieen ihn bewegten,

er suchte ihn auch dann noch zu retten, als derselbe durch die Nürnberger und Bamberger Händel in offene Feindschaft gegen das Reich verwickelt wurde. Nach beschworener Urfehde sollte derselbe auf seinem Schlosse jedem Kampfe entsagen. Da verletzte Götz, im Glauben Gewaltthätigkeit und Unheil vorzubeugen, den durch den Kaiser günstig für ihn gestellten Vertrag und wurde der Anführer der aufrührerischen Bauern, die plündernd und mordend das Land durchzogen. So rein auch seine Absicht war, so viel Uebel er während seiner Hauptmannschaft über die wilden Rotten wirklich verhütete, er lud den Schein der Empörung auf sich; er wurde gefangen und in den Kerker gesetzt, in dem er sein Leben beschloß. Was er zu büßen hatte, büßte er hier aus; indem er an die Staatsgewalt anstieß und sie verletzte, fiel er ihr anheim; nur diese, und keine andere Schuld lastete auf ihm.

Aber auch der verrätherische Weislingen entging seiner gerechten Strafe nicht; in dem Momente, wo er über seinen ihm in die Hände gegebenen Gegner triumphiren wollte, stürzte ihn die Treulosigkeit seines Weibes in das Elend eines qualvollen Todes. Und so auch vollzieht sich an Adelheid auf erschütternde Weise die göttliche Gerechtigkeit; wie sie durch lichtscheues Verbrechen ihre Seele belastet hatte, so trifft sie auch heimlich und unversehens die Rache, welche, im Gegensatz zu der offen strafenden Gerechtigkeit des Staates im Verborgnen wachte, und den Frevel in furchtbar stiller Weise sühnte. Die Vehme hält über sie ihr Gericht, um sie spurlos von der Erde wegzuschaffen. Wir ahnen, daß nicht vergeblich die Worte gesprochen sind, mit denen der Aelteste am Schlusse der geheimnißvollen Sitzung den Rächer beschwört: „Faß' hier Strang und Schwert, sie zu tilgen von dem Angesicht des Himmels, binnen acht Tage Zeit. Wo du sie findest, nieder mit ihr in den Staub! Richter, die ihr richtet im Verborgenen und strafet im Verborgenen Gott gleich, bewahrt euer Herz vor Missethat und eure Hände vor unschuldigem Blut."

Den Schluß der dramatischen Dichtung bildet billig das Ende des Helden. Der Blick darf nach der abschließenden Darstellung des Schicksals der übrigen wichtigeren Personen nun ungestört auf der Gruppe ruhen, in welche die bewegte Welt des Drama's zusammengeht; eine Gruppe, vortrefflich geeignet für den Pinsel des Malers, der sterbende Götz in der Mitte, und um ihn die wenigen Treuen, welche ihm noch geblieben sind. Wohl ergreift uns das tragische Schicksal des Helden, den wir im Genusse seiner Freiheit die noch rüstige Manneskraft den ritterlichen Pflichten weihen sahen, und dessen Mark sich allmählich verzehrt, wie das der Eiche, deren Wurzeln man untergraben hat; der bei seiner unwandelbaren Liebe zum Kaiser der Reichsacht verfällt, und der, von Zigeunern gegen die ihn verfolgenden Reichstruppen vertheidigt, in die schmerzlichen Worte ausbricht: „O Kaiser, Kaiser, Räuber beschützen deine Kinder"; der nur dem Rechte Schutz und Schirm gewesen, und wie ein Missethäter im Kerker liegt, der nur in der Freiheit leben mochte, und in enger Haft seine Tage beschließen muß. Und doch ist sein Schicksal nicht ohne Trost, sein Ende nicht ohne Versöhnung, die wie ein mildes Licht die Nacht erhellt, die über ihn hereingebrochen ist. Als er noch einmal im Gärtchen des Wärters die laue Frühlingsluft kostete, und sich zum Sterben niedersetzte, war er umgeben von denen, welche ihm im Leben am nächsten gestanden, von seinem Weibe, die wie im Glücke so auch im Unglücke redlich bei ihm ausgehalten, und in der Pflege ihres Gatten Trost gefunden hatte, von seiner Schwester Maria und seinem treuen Anhänger Lerse. Er weiß seine Gattin in dem Schutze eines wackern Mannes, er sieht Maria's Edelmuth durch die Verbindung mit dem mächtigen Sickingen belohnt, er vernimmt den Tod des Kaisers, des letzten Repräsentanten des Ritterthums, und fühlt, daß mit dessen Ableben auch für ihn die Zeit des Wirkens zu Ende sei, und als er gehört, daß sein theurer Georg einen rühmlichen Rittertod gefunden, erkennt er, daß auch die ritterliche Jugend vom Schauplatze abtreten muß. Da haucht er seine

Seele aus mit den bedeutungsvollen Worten: „Himmlische Luft, Freiheit!“ in denen sich das Vorgefühl der Seligkeit mit dem Bewußtsein verbindet, nun das Besitzthum zu erreichen, für welches er auf Erden beharrlich gestritten hatte. So scheidet er versöhnt in sich nach den Stunden der Leiden, und die Umstehenden geben durch ihre Aussprüche die zuverlässige Bürgschaft, daß auch in kommenden Zeiten das Gedächtniß seines Namens in Ehren gehalten werde.

Mit dem ruhigen Hinscheiden des lebensmüden Helden steht in erschütterndem Contraste das Ende Adelheid's von Walldorf, die unversöhnt, in der Blüthe ihrer Sünde dahin gerafft wird, und die Sterbescene Weislingen's, der schwere Schuld auf sich geladen hatte, aber im Tode sich zum Besseren wendet. Wie ein schützender Engel erscheint ihm Maria, als er von den furchtbaren Qualen des nahenden Todes und den schrecklicheren des nagenden Gewissens gefoltert wird; noch in den letzten Augenblicken seines Lebens siegt die Macht des Guten in ihm, und indem er das Todesurtheil Götzens zerreißt, entlastet er sterbend seine Seele von einer größeren Schuld, die er begehen wollte. Nachdem er hier für seinen Frevel gelitten, ist seine Buße zu Ende; er hat Verzeihung gefunden bei Maria, welche er durch seine Treulosigkeit am tiefsten verwundet hatte, und wie sollte die göttliche allerbarmende Gnade ihm nicht vergeben, wenn selbst die verrathene Liebe, in Selbstverläugnung die Thränen des zugefügten Kummers vergessend, für ihn die Fürbitte zum Himmel sendet: „Erbarmer, erbarme dich seiner! Nur Einen Blick der Liebe in sein Herz, daß es sich zum Troste öffne, und sein Geist Hoffnung, Lebenshoffnung in den Tod hinüberbringe.“

6.

Werther's Leiden.

So vielbeschäftigt und so aufgelegt zu poetischen Productionen wir den Dichter in Frankfurt verlassen haben, so war doch die Wunde, welche ihm die hoffnungslose Liebe zu Charlotte Buff geschlagen hatte, noch nicht vernarbt. Wohl mochten die belebenden Eindrücke heiterer Geselligkeit während seines Besuches zu Coblenz und der erhebende Genuß einer herrlichen Natur, den er auf seiner Rückreise nach Frankfurt empfand, und die in anhaltender Thätigkeit gefundene Zerstreuung in der Heimath ihm Linderung gebracht haben; aber die Schmerzen sollten von Neuem und um so heftiger wiederkehren, je näher Kestner's und Lottens Hochzeittag heranrückte. In diesen trüben Stunden ließ er sein bedrängtes Innere in Briefen, die an den Bräutigam gerichtet, aber der Braut gewidmet waren, ausströmen. Der tiefste Liebesschmerz, die hoffnungsloseste Resignation spricht nach dem Berichte eines Kundigen aus diesen Ergüssen, und einmal bricht in einem Schreiben, das halb Brief, halb Selbstgespräch ist, die Gluth der Schmerzen in die orientalisch-erhabenen Schriftworte aus: Ich wandle in der Wüste, da kein Wasser ist; mein Haar ist mein Schatten, mein Blut ist mein Brunnen. In diesem neu-

erwachten Seelenleiden, welches durch die Stimmung der sentimentalen englischen Romane und besonders der Ossian'schen Gesänge und der Nachtgedanken Young's, deren Melancholie er begierig in sein Gemüth einsog, noch genährt wurde, erfährt Göthe plötzlich im October 1772 die Nachricht von dem Selbstmorde des jungen Jerusalem und unmittelbar nach dem allgemeinen Gerüchte sogleich durch Kestner die genaueste und umständlichste Beschreibung des Vorgangs. Daß man auch von einer Leidenschaft sprach, welche der Unglückliche zu der Gattin eines Freundes genährt hatte, und daß derselbe für sein Vorhaben die Pistolen durch ein in den Roman eingeschaltetes Billet: „Wollen Sie mir wohl zu einer vorhabenden Reise Ihre Pistolen leihen? Leben Sie recht wohl!" von Kestner sich verschafft hatte, diese Zufälligkeiten wurden höchst wirksame Motive für den Dichter, das Leiden seines eignen Herzens mit dem Schicksal des jungen Jerusalem in der Dichtung zu verweben. Wenn aber auch nach Göthe's eigner Angabe schon in dem Augenblick, als er den Kestner'schen Bericht über den Tod Jerusalem's in sich aufgenommen hatte, der Plan zu Werther gefunden sein mochte, so liegt doch zwischen diesem Momente und der Abfassung der Dichtung noch ein Zeitraum von mehr als einem Jahre. Während dieser Zeit war zwar des Dichters Geist durch mannichfache Thätigkeit auf andere Interessen gerichtet, jedoch hielt sein nahes Verhältniß zu Maximiliane von La Roche, welche seit Kurzem nach Frankfurt an Brentano verheirathet war, und als die auf das Haus beschränkte Frau eines Kaufmanns des gewohnten geistigen Umgangs entbehrend, sich in ihren Verhältnissen nicht sehr glücklich fühlte, die schmerzhafte Seelenstimmung in demselben lebendig, welche sich bei Verheirathung Lottens seiner bemächtigt hatte. Erst im Februar 1774, aber in der kurzen Frist von vier Wochen, während deren er sich jeden Besuch der Freunde verbat, schrieb Göthe die im Geiste völlig gereifte Dichtung „Die Leiden des jungen Werther" nieder. Er befreite durch sie seine Seele von einem lastenden Druck, denn indem er ihr alle Gluth selbsterlebter

Empfindungen einhauchte, und das stürmische Element der Leidenschaft, welches während dieser Jahre sein Gemüth erfaßt hatte, in sie hinübertrug, „fühlte er sich nach Abfassung des Werkes wie nach einer Generalbeichte wieder frei und froh und zu einem neuen Leben berechtigt."

In den ersten Theil der Leiden des jungen Werther hat Göthe außerordentlich viele Zustände, Erlebnisse, Stimmungen und Empfindungen aus seinem Wetzlarer Aufenthalte eingeflochten, ja man kann sagen, die ganze „Idylle," welche er in dieser Stadt verlebte, findet in demselben ihre Darstellung. Der Schauplatz der Dichtung ist nicht zu verkennen. Die enge und winkelige Stadt in der lieblichen Gegend, das weite Thal, vom sanften Flusse durchzogen, vor dem Thore der Stadt der Wilbacher Brunnen, unter dessen Linden auf dem kleinen Maueraufsatze sitzend Werther so gerne verweilte und der Zeit gedachte, wo Patriarchen an den Brunnen kamen, um Wasser zu schöpfen, die alte Gießener Warte mit der herrlichen Aussicht und das Forsthaus auf dem Stoppelberg, wo der für ihn so bedeutungsvolle Ball stattfand, das Dorf Garbenheim, im Romane Wahlheim genannt, das sich an den Hügel lehnt, und in ihm der Platz vor der Kirche, wo er ungestört seinen Homer zu lesen pflegte, nur daß die Linden, welche der Dichter erwähnt, nun beide abgestorben sind. Aber neben diesen genau sich an die Wirklichkeit anschließenden Schilderungen finden wir auch manche Abänderungen, welche Göthe der dichterischen Wirkung zulieb getroffen hat. So verlegt derselbe, um den poetischen Reiz der Besuche Werther's bei Lotten zu erhöhen, die Wohnung des Amtmanns auf ein anderthalb Stunden von der Stadt gelegenes Jägerhaus, während dieser innerhalb derselben in einem Nebenbau des deutschen Hauses wohnte, so wie er auch darin von der Wirklichkeit abweicht, daß er Albert, mit welchem Namen Kestner im Romane bezeichnet ist, zu Anfange der Begebenheit abwesend sein läßt, während der neue Freund unsern Dichter in das Haus seines zukünftigen Schwiegervaters selber eingeführt hatte, offenbar um

durch diese Abweichung von der Wirklichkeit einen wirksamen Knotenpunkt für die Handlung zu gewinnen. Das erste Buch schließt mit der freiwilligen Entfernung Werther's, ganz der Wirklichkeit gemäß; im zweiten Buche hingegen sind die Nachrichten, welche Göthe über den Tod Jerusalem's und dessen Beweggründe zu demselben erhalten hatte, mit zu Grunde gelegt, so daß einzelne Stellen des Kestner'schen Berichtes geradezu in den Roman übergegangen sind. Dagegen ist die Schilderung der inneren Zustände Werther's der getreue Abdruck des Seelenleidens, das den Dichter ergriff, als er die herannahende Vermählung Lottens mit Kestner erfuhr und später Beide verheirathet wußte; auch hier ist ein Brief Göthe's an Kestner, in welchem er um den zweiten Platz in Lottens Herz bittet, wortgetreu dem Romane einverleibt.

In den Charakter Werther's ist alle jene Weichheit des Gemüthes niedergelegt, welche zur Zeit der Sturm- und Drangperiode dicht neben dem Kraftgenialen bei unseren jungen Dichtern lag, jene aus gebildeter Empfindsamkeit geborne Empfindung, welche wir Göthe als den Quell ächter Dichtung haben preisen hören, und welche durch Klopstock's Einfluß und die Lectüre Ossian's zu der sentimentalsten Gefühlsschwärmerei sich gesteigert hatte. Schon in den ersten Briefen erscheint der Held der Dichtung als ein durchaus weicher, empfindsamer Jüngling, welcher in der Natur und ihrer sinnig-religiösen Betrachtung die höchste Befriedigung des Gemüthes findet, nachdem er an dem conventionellen Leben, sowie an dem ernsten Studium einer frühern Zeit sich gesättigt hat. Die Einsamkeit ist seinem Herzen köstlicher Balsam in der paradiesischen Gegend, und die Jahreszeit der Jugend wärmt mit aller Fülle sein oft schauderndes Herz. Eine wunderbare Heiterkeit hat seine ganze Seele eingenommen, gleich dem süßen Frühlingsmorgen, den er mit ganzem Herzen genießt. Er ist so glücklich, so ganz in dem Gefühle von ruhigem Dasein versunken, wenn das liebe Thal um ihn dampft und nur einzelne Strahlen der Sonne sich in das innere Heiligthum des Waldes stehlen, wo er in hohem Grase am rauschenden

Bache liegt, und im Anschauen der mannichfaltigen Gräschen und der kleinen Welt zwischen den Halmen die Gegenwart des Allmächtigen fühlt, der uns nach seinem Bilde erschuf, und das Wesen des Alliebenden, der uns in ewiger Wonne trägt und erhält. Bei diesem Sichversenken in die Natur, bei dieser Flucht in die Einsamkeit aus den beengenden Kreisen der Gesellschaft hat Werther ein offnes und warmes Herz für die Menschheit, wo sie in ihrer Einfalt und ungeschminkten Natürlichkeit sich zeigt. Die geringen Leute des Ortes sind schon gleich in den ersten Tagen seines Aufenthalts dem leutseligen Jünglinge zugethan, welcher es nicht verschmäht, dem Dienstmädchen am Brunnen das Gefäß auf den Kopf heben zu helfen, und der jungen Bauersfrau in Wahlheim theilnehmend zuhört, wenn sie in vertraulicher Redseligkeit von ihren Hoffnungen auf eine kleine Erbschaft spricht. Vor allem aber ist es die Kinderwelt, zu deren unschuldsvollen Frieden sein Herz ihn zieht. In Wahlheim sind die Kinder der Nachbarsfrau ganz an ihn gewöhnt; sie bekommen Zucker, wenn er Kaffe trinkt, und theilen das Butterbrot und die saure Milch mit ihm des Abends, und Sonntags fehlt ihnen der Kreuzer nie. Auch die Geschwister Lottens hängen mit ganzer Seele an dem Jüngling, der mit den Kleinen in kindliche Spiele sich einläßt, und „ein großes Geschrei" mit ihnen erregt. Wenn er daher den Kindern, von denen er sagt, daß sie seinem Herzen am nächsten auf der Erde sind, zusieht und in ihnen die Keime aller Tugenden, aller Kräfte sieht, die sie einmal so nöthig brauchen werden, wenn er Alles in ihnen so unverdorben, so ganz erblickt, dann muß er immer wieder die goldenen Worte des Lehrers der Menschheit wiederholen: „Wenn ihr nicht werdet, wie eines von diesen."

In diesem Naturgenuß und in dem Verkehre mit der schlichten Einfalt der Landbewohner und der reinen Unschuld der Kinderwelt sind Werther nicht nur alle beschränkenden Gesetze und Regeln der Convenienz zuwider, sondern er flieht auch die Beschäftigung mit Wissenschaft und Kunst; er will in dem Ueber-

drange des Gefühles nicht mehr durch Bücher geleitet, ermuntert, angefeuert sein; „braust dieses Herz doch genug aus sich selbst“; er braucht Wiegengesang und den hat er in seiner Fülle gefunden in seinem Homer. „Wie oft,“ ruft er, „lull' ich mein empörtes Blut zur Ruhe; denn so ungleich, so unstät hast du nichts gesehen, als dieses Herz!“ Indem er jedoch dieser Weichheit des Gefühls nicht die männliche Willenskraft entgegensetzt, und sein volles, glühendes Herz keine Schranke in seinem schwelgerischen Genießen kennt, erwächst jede Leidenschaft, welche sich in ihm regt, zu einer Macht, der er nicht mehr widerstehen kann; er vermag seinen Wünschen nichts zu versagen, es drängt ihn unabläßig, bis er sie erfüllt sieht oder die Vereitlung derselben ihm bittere Schmerzen erweckt. „Ich halte,“ schreibt er, „mein Herzchen wie ein krankes Kind; jeder Wille ist ihm gestattet.“ Daher liegt der Umschlag zu düsterer Melancholie für ihn sehr nahe, sobald einmal dieser krankhaften Weichheit des Gemüthes die gebieterischen Forderungen einer strengen Wirklichkeit entgegentreten sollten. Schon durch die Lust, welche der Jüngling in dem Genusse der Frühlingspracht empfindet, zieht sich ahnungsvoll ein trüber Ton der Schwermuth hindurch, welcher besonders in der Trauer um eine dahingeschiedene, geliebte Freundin — eine Anticipation des Todes der leidenden Fräulein von Klettenberg — seinen Ausdruck findet. Ja, der Gedanke an die Möglichkeit eines Selbstmords, der im dunklen Grunde seiner Seele schlummert, kündigt sich schon in den Worten an, wenn er von der Beschränktheit des Menschen redet, „und dann, so eingeschränkt er ist, hält er im Herzen doch immer das süße Gefühl der Freiheit und daß er diesen Kerker verlassen kann, wann er will.“

In dieses empfindsame Herz, welches voll Mitgefühl für Natur und Menschheit in schwelgerischem Genießen hinlebt, aber den Keim zu einer düstern Schwermuth in sich trägt, fällt plötzlich der Funke einer leidenschaftlichen Liebe, der schnell zu verzehrender Flamme emporschlägt. Schon bei dem ersten Begegnen

nahm die schöne Amtmannstochter, welche zu einem Tanzvergnügen abzuholen Werther mit einer Freundin gekommen war, alle seine Sinne gefangen, als sie, schon zur Abfahrt gerüstet, in dem einfachen weißen Kleide mit blaßrothen Schleifen an Arm und Brust, den Geschwistern eine zweite Mutter, dastand, den Kleinen ringsumher Jedem ein Stück Brod abschnitt und den Harrenden mit freundlicher Liebe darreichte. „So viel Einfalt," sagt er von ihr, „bei so viel Verstand, so viel Güte bei so viel Festigkeit und die Ruhe der Seele bei dem wahren Leben und der Thätigkeit." Durch diese Eigenschaften ist sie ihm einestheils innig verwandt, aber sie besitzt auch das, was ihm selber zu einem gesunden und harmonisch ausgebildeten Charakter fehlt. Wohl weiß er sie als die Verlobte eines braven Mannes, aber es kümmert ihn nicht; seit dem Balle, wo nach einem heftigen Gewitter, als der herrliche Regen auf das Land säuselte und die erquickendsten Wohlgerüche in aller Fülle in die warme Luft aufstiegen, der Ausdruck ihres tiefen Gefühls ihn zu den wonnevollsten Thränen gerührt hatte, können Sonne, Mond und Sterne geruhig ihre Wirthschaft treiben; er weiß weder daß Tag, noch daß Nacht ist, und die ganze Welt verliert sich um ihn her. Er lebt so glückliche Tage, wie sie Gott seinen Heiligen aufspart; mit ihm mag werden, was will, er darf nicht sagen, daß er die Freuden, die reinsten Freuden des Lebens nicht genossen habe. So schwillt die Leidenschaft zu Lotten immer höher in seinem Busen empor; das Wesen der Geliebten füllt seine ganze Seele aus, für sie denkt, in ihr lebt und fühlt er. Wohl glaubt er in ihren Augen Theilnahme an ihm und seinem Schicksale zu lesen, und doch, wenn sie von ihrem Bräutigam mit solcher Wärme und Liebe spricht, da ist es ihm wie Einem, der aller seiner Ehren entsetzt und dem der Degen genommen wird. So ist der Glücklich-Unglückliche in ihre Nähe gebannt; hier nur schweigt alle Begierde; Irrung und Finsterniß, die allmählich seine Seele verdüstern, zerstreuen sich, wenn er ihrem einfachen Gesange lauschen kann.

Da naht der für ihn verhängnißvolle Zeitpunkt heran, wo

Albert von seiner Reise zurückkehren soll. Nach dessen Ankunft faßt er den Entschluß zu gehen, aber derselbe wird noch nicht so rasch zur That; wie in einem magischen Kreise wird der Liebende in der Nähe der Geliebten und in seinem unerträglichen Zustande festgehalten. Die Leidenschaft verzehrt ihn mit ihrer Gluth, er hat kein Gebet mehr, wie für Lotten, seiner Einbildungskraft erscheint keine andere Gestalt als die ihrige, Alles in der Welt sieht er nur im Verhältniß zu ihr; eine thatlose Erschlaffung hat sich seiner bemächtigt, und der wilde Schmerz, der ihn durchwühlt, bricht einmal am Ende eines Briefes in die Worte aus: „die einsame Wohnung einer Zelle, das härene Gewand und der Stachelgürtel wären Labsale, nach denen meine Seele schmachtet. Ich sehe dieses Elendes kein Ende, als das Grab.“ Endlich gewinnt er, durch seinen Freund Wilhelm in seinem Entschluß zur Flucht bestärkt, es über sich, dieser quälenden Verzweiflung sich zu entziehen. Noch einmal genießt er das Glück der Nähe der Geliebten während jener Abendstunden im Garten, deren hochsentimentale Stimmung in dem Schlußbriefe des ersten Theiles der Dichtung geschildert ist. Indem er seine wahre Absicht unter doppelsinnigen Worten verhüllt, scheidet er von den nichts ahnenden Freunden. Erst nach ihrer Entfernung bricht der heftigste Schmerz aus ihm hervor: „Sie gingen die Allee hinaus, ich stand, sah ihnen nach im Mondscheine und warf mich an die Erde und weinte mich aus, und sprang auf und lief auf die Terrasse hervor, und sah noch dort unten im Schatten der hohen Lindenbäume ihr weißes Kleid nach der Gartenthür schimmern, ich streckte meine Arme aus und es verschwand.“

Als Werther der ihm so schmerzlichen Nähe der Geliebten entflohen war, hofft er noch immer, daß er, entfernt von ihr, vor der ihn durchwühlenden Verzweiflung Ruhe finden werde, wenn er auch ahnt, daß er noch schwere Prüfungen zu bestehen habe. Er sucht Arbeit und Zerstreuung, aber bald empfindet er seine neue Stellung als ein Joch, und in den geselligen Verhältnissen seines Wohnortes, dessen Schilderung abermals Wetzlarer Zustände

zu Grunde gelegt sind, in dem glänzenden Elende erfaßt ihn die Langeweile „unter den garstigen Leuten.“ Er muß zur Erleichterung seines Herzens an Lotten schreiben, und als zweiter Brief an sie und Albert folgt jener den Kestner'schen Briefen wörtlich entnommene, der nach der Vermählung des Brautpaares geschrieben worden ist: „Nun seid Ihr ein Paar, und ihr Bild ist noch hier! Nun, so soll es bleiben! Und warum nicht? Ich weiß, ich bin ja auch bei Euch, bin, Dir unbeschadet, in Lottens Herzen, habe, ja ich habe den zweiten Platz darin, und will und muß ihn behalten.“ Doch bald nimmt er Abschied aus seiner neuen Stellung; ein ihn demüthigender Vorfall, dem ein Begegniß Jerusalems im Hause des Präsidenten Grafen von Bassenheim zu Grunde liegt, treibt ihn, den Ort zu verlassen, wo es ihm ohnehin niemals wohl gewesen war. Er faßt nun momentan den Entschluß, in den Krieg zu ziehen; er begibt sich dann in die Dienste eines Fürsten, welchen er kennen und schätzen gelernt hatte; aber auch hier hält es ihn nicht, unwiderstehlich zieht es ihn nach dem Wohnorte Lottens hin, und er ruht nicht eher, bis er sie wieder von Angesicht zu Angesicht sieht und den Taumeltrank bittersüßer Schmerzen in vollen Zügen schlürft. Das unablässige Grübeln und Brüten, die Sophistik der Selbstsucht, der aufkeimende Wunsch, wie wenn Albert stürbe, zeigen, wie seine Seele sich immer mehr verdüstert. Die Natur, welche ihm früher Alles war, hat keinen Reiz mehr für ihn; der lebensfrische Homer wird von dem schwermuthsvollen Ossian verdrängt. Es ist ihm wohl, im Geiste mit ihm zu wandern über die Haide, umsaust vom Sturmwinde, der in dampfenden Nebeln die Geister der Väter im dämmernden Lichte des Mondes hinführt, zu hören vom Gebirge her im Gebrülle des Waldstroms halbverwehtes Aechzen der Geister aus ihren Höhlen und die Wehklagen des um ihren gefallenen Geliebten zu Tode sich jammernden Mädchens. Das Leben wird ihm eine unerträgliche Bürde, mit dem Gedanken, freiwillig aus ihm zu scheiden, wird er immer vertrauter. Zwar wendet er sich in seinem Elende zu Gott, aber

statt Trost und Kraft zur Ergebung in sein Schicksal zu erflehen, mischt er die Worte in das Gebet: „Vater, den ich nicht kenne, Vater, der sonst meine ganze Seele füllte und nun sein Angesicht von mir gewendet hat, rufe mich zu dir! Schweige nicht länger! dein Schweigen wird diese dürstende Seele nicht aufhalten." Die Leidenschaft seiner Liebe steigert sich fast zum Wahnsinn, die Gestalt seiner Geliebten verfolgt ihn überall hin, ihre schwarzen Augen ruhen da, wo die innere Sehkraft sich vereinigt, wie ein Abgrund vor ihm, in ihm, füllen die Sinne seiner Stirn. Der milde, besonnene und eindringliche Zuspruch Lottens: „Sein Sie ein Mann und wenden Sie diese traurige Anhänglichkeit von einem Geschöpfe, das nichts thun kann, als Sie bedauern", konnte ihn nicht mehr heilen. Sein Entschluß, die Welt zu verlassen und seinen Qualen zu entrinnen, gewinnt in seiner Seele siegende Kraft; in einem Briefe, den man nach seinem Tode auf seinem Schreibtische fand, schreibt er an Lotte: „Tausend Anschläge, tausend Aussichten wütheten durch meine Seele und zuletzt stand er da, fest, ganz, der letzte, einzige Gedanke: ich will sterben! Ich legte mich nieder, und Morgens in der Ruhe des Erwachens steht er noch fest, noch ganz stark in meinem Herzen: ich will sterben!" Nun folgt in der Schilderung seiner Leiden der letzte verhängnißvolle Abend, welchen er bei Lotten zubrachte, an welchem er ihr jene klagenden Gesänge Ossian's vorlas, und Beide von dem schmerzlichsten Gefühle übermannt wurden bei den ahnungsvollen Worten: „Warum weckst du mich, Frühlingsluft? Du buhlst und sprichst: Ich bethaue mit Tropfen des Himmels! Aber die Zeit meines Welkens ist nahe, nahe der Sturm, der meine Blätter herabstört! Morgen wird der Wanderer kommen, der mich sah in meiner Schönheit, ringsum wird sein Auge im Felde mich suchen und mich nicht finden." Noch einmal genießt er in kurzen Augenblicken die höchste Seligkeit, als er in stürmischer Erregtheit die Geliebte umarmte und ihre Lippen mit leidenschaftlichen Küssen bedeckte; sich ermannend, entzieht sich diese dem Rasenden; er ruft ihr das letzte Lebewohl zu und in dunkler Stunde der Nacht

zerreißt die Kugel das Leben, das so viel Wonne und so viele Qualen in sich gefaßt hatte.

Mit dieser tragischen Katastrophe endigt der einfache Entwickelungsgang der Dichtung, welche in ihren Schilderungen eine solche Naturwahrheit an sich trägt, daß man behaupten darf, in keinem Werke ruhe die Poesie so fest auf dem Grunde lebenvoller Wirklichkeit als hier. Ueberall begegnen wir der reinsten psychologischen Wahrheit; auch der kleinste, scheinbar geringfügigste Umstand muß mitwirken, die Handlung der Dichtung zu bestimmen. Selbst die Natur in ihrem Wechsel greift ein und begleitet die Veränderung der Seelenzustände und den Verlauf des aus ihnen hervorwachsenden Kampfes und der ihnen folgenden That. Im blüthenreichen Lenze ist auch ein wonnevoller Frühling in Werther's Gemüth eingezogen, das Glück der Liebe reift im Sommer und welkt im Herbste hin, bis diese in den düsteren Tagen des Winters zugleich mit dem, der sie im Herzen trug, zu Grabe geht. Das bewegte Innere des Helden aber in allen Nüancen zu entfalten und die allmähliche Verdüsterung seines klaren und heiteren Gemüthes bis zu dem qualvollen Zustande wilder Verzweiflung darzustellen, in welchem der Entschluß, das Leben freiwillig zu verlassen, zu fürchterlicher Wahrheit wird, konnte keine Form glücklicher gewählt werden, als die Briefform, in welche der Roman gekleidet ist, und die nur da unterbrochen wird, wo die Handlung rascher zum Ziele treibt und der Dichter zugleich als Berichterstatter ihres Fortgangs mit einer gegen das Ende höchst wirkungsreichen Kürze der Darstellung auftritt. Und wie fesselnd und hinreißend, wie frisch und lebenvoll ist die Sprache, wie ergreift sie, aus dem innersten Dichtergemüth geflossen, mit unwiderstehlicher Gewalt die Herzen! Wie durch einen Krystall schaut man durch sie in die Tiefe der Seele und gewahrt das verborgene Sehnen und Streben, den Freude und Leid bringenden Drang des Menschenherzens, die stürmische Leidenschaft und ihr verzehrendes Feuer. „Ein jedes Wort," sagt Rosenkranz, „ist frisch, wie ein funkelnder Thautropfen." Als

Göthe in dem Götz die derbe Kraft der Volkssprache zuerst in unsre Dichtung einführte und in sie den Inhalt eines überströmenden jugendlichen Freiheitsdranges einkleidete, erregte und entflammte er die Geister mit noch nicht geahnter Macht; noch tiefer erschütterte er die Gemüther, als er im Werther die weiche und warme Sprache des Herzens anschlug, und in ihr das ungekünstelte, reine Gefühl in wunderbarer Wahrheit aussprach. Ein solcher Stoff in solche Form gekleidet mußte, in das Leben geworfen, die ungeheuerste Wirkung ausüben. Man darf behaupten, daß keine Dichtung bei ihrem Erscheinen so tief in die Herzen gegriffen, keine so sehr den Quell der Thränen geöffnet habe, als Werther's Leiden. Zwar war auch hier die erste Wirkung, wie bei dem Götz, oft mehr eine stoffartige als eine ästhetische; wie der blaue Wertherfrack, die ledergelbe Weste und Beinkleider eine Modesache wurden, so zog ein Wertherfieber durch alle Länder Europa's. Wenn aber sogar, durch das Büchlein veranlaßt, der Selbstmord unglücklich Liebender sich öfters wiederholte, so trifft doch die Schuld dieser Wirkung nicht den dichterischen Genius, der nicht didaktische Zwecke für Schwache und Kranke verfolgt, sondern in der Schilderung dessen, was ihn und seine Zeit bewegt, seinen wahren Beruf findet. Auch beweist Jerusalem's Selbstmord, daß schon vorher jene moralische Epidemie vorhanden gewesen ist; wie für Göthe selbst die Dichtung eine befreiende That war, so sind Werther's Leiden nicht die Ursache der Krankheit, sondern schon die Heilung derselben. Zwar hatte Göthe bald nach dem Erscheinen des Werkes manchen Angriff von Seiten der Moralisten und der Vertreter einer hausbackenen Poesie zu erfahren, der Rigorismus bekämpfte ihn, die Satyre schärfte ihre Waffen gegen ihn; aber die Angriffe waren bald verschollen und sein Ruhm war durch sie nicht geschmälert worden. Eine Fluth von Nachahmungen bezeugte vielmehr, wie tief das Werk, nach dessen Erscheinen der Dichter nach Heinse's Worten in seiner höchsten Größe an der äußersten Grenze seiner Jünglingschaft dastand, in das Herz der Nation eingegriffen hatte. Wenn wir aber zu unserer Zeit, welche eine

andere ist, als jene durch die Lectüre Ossian's und durch den Einfluß Klopstock's sentimental gewordene Epoche, auch einen anderen Maßstab an den Helden der Dichtung legen, wenn wir ihn mehr bemitleiden müssen, als bewundern dürfen, so thut diese veränderte Anschauung doch der Schätzung des dichterischen Werthes des Romans keinen Eintrag; wir genießen vielmehr, befreit von allem Stoffartigen, um so reiner und voller seinen poetischen Gehalt.

Und so verlassen wir das Büchlein, das bei seinem Erscheinen die Welt durchflog, an dem sich nicht allein die Deutschen, sondern alle Nationen Europa's entzündeten, das selbst bis in das ferne Asien seinen Weg fand, dem nicht blos friedliche Zeiten günstig waren, dessen Wirkung auch der Krieg nicht zurückzudrängen vermochte. Hat doch der Eroberer Napoleon sogar an den Pyramiden dasselbe zu wiederholten Malen gelesen. Noch bis in unser Jahrhundert war die Theilnahme an dem unglücklichen Helden desselben so lebendig, daß nicht allein Deutsche, sondern auch Ausländer bewegten Herzens sein Grab aufsuchten und Erde von demselben als kostbare Reliquie in ihre Heimath trugen. Und wie wir heute noch die Dichtung als ein unschätzbares Vermächtniß unseres Göthe bewundern, so wird sie bewundert werden, so lange noch in Menschenherzen der Sinn für reine und wahre Empfindung lebt.

7.

Humoristische Dichtungen; Clavigo; Titanismus.

Seitdem der Götz seinen ersten Flug in die Welt gethan hatte, war Göthe's Namen in ganz Deutschland gefeiert; der Werther trug bald seinen Ruhm auch über die Grenzen des Vaterlandes hinaus; schon in seinem fünfundzwanzigsten Jahre hatte sich der Dichter den unverwelklichen Lorbeerkranz errungen. Denn wenn auch die Nachwelt von Göthe nichts als diese beiden Werke besäße, würde sie ihm einen Platz unter den einflußreichsten Dichtern unserer Nation anweisen müssen. Mit ihnen schon hatte derselbe auf längere Zeit unserer Literatur Gestalt und Richtung gegeben. Durch den Götz waren die Fesseln einer langdauernden Fremdherrschaft gebrochen worden, und der deutsche Geist trat wieder in freier Selbständigkeit und ursprünglicher Kraft hervor; durch Werther's Leiden waren die beengenden Schranken einer gemüthlosen Convenienz beseitigt und die Sprache der wahren Empfindung in ihr Recht eingesetzt worden; es waren zwei entscheidende Siege, welche durch beide Werke die deutsche Literatur erfochten hatte. Während aber die im Götz zur Freiheit wiedergeborene Poesie zu Nachahmungen anregte, welche das Starkgeistige oft bis zum Schrankenlosen und Excentrischen steigerten, oder

diese Dichtung in ihrem Außenwerk Vorbild wurde für eine Masse unbedeutender Ritterschauspiele, und während der Werther eine zahllose Menge bald vergessener, thränenweicher Romane hervorrief, schlug der Genius Göthe's, nachdem er den Geist der Zeit in beiden Dichtungen wahr und naturgemäß ausgesprochen hatte, neue Bahnen ein, wenn auch noch einige Nachklänge an das Streben der eben verlassenen Richtung erinnerten. Doch ist die nun folgende Lebensepoche unseres Dichters eine Epoche des Sichbildens und der Umgestaltung seiner Weltanschauung, in welcher sein Geist, durch höchst anregenden Umgang und durch ernstes Studium von den bedeutsamsten Interessen erfaßt, in der Gährung und dem allmählich erst erfolgenden Niederschlage der durcheinander wogenden Elemente nicht sogleich sich zusammenfassen und in größere, zu Ende geführte Productionen den Inhalt seines tief aufgeregten Inneren niederlegen konnte. Zwar war seine schöpferische Kraft keineswegs erlahmt, aber sie war unstät und vertheilte sich auf die verschiedensten Gebiete. Auch trug die veränderte Stellung, welche Göthe seit dem Erscheinen seiner Erstlingswerke in der Gesellschaft einnahm, nicht wenig dazu bei, daß manche Gedichte dieser Epoche Fragmente blieben. Denn der eben so unvermuthet als glänzend hervorgetretene junge Autor hatte einen höchst bedeutenden, bald erfreulichen, bald unerquicklichen, immer aber zerstreuenden Zudrang zu erfahren. Er war aus der Einsamkeit und Stille seiner dichterischen Werkstätte plötzlich in den Lärm des Tages gezogen worden, wo er sich in Andern verlor, wo Lob und Tadel, Theilnahme und Kälte ihn beirrten und unsicher machten. Andererseits gab dies Heraustreten in die Oeffentlichkeit auch seinem jugendlichen Schöpferdrang Veranlassung, sich auf einem neuen Gebiete der Poesie zu versuchen. Denn indem der Dichter nunmehr in die Interessen der literarischen Welt gezogen war, empfand er bei gesteigertem Selbstgefühl auch größere Neigung, mit heiterem, oft keckem und derben Humor den herrschenden Zeittendenzen entgegenzutreten, welche seine Laune reizten, und deren Vertreter ihm durch ihre

Persönlichkeit Stoff zur Satyre in die Hand gaben. Schon vor dem Erscheinen des Werther schrieb Göthe eine Reihe von Dichtungen dramatischer Form, welche alle diesen polemisch-humoristischen Ton anschlagen. So geht der „Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes, verdeutscht durch Bahrdt, 1774" gegen den Professor Bahrdt in Gießen, einen Repräsentanten der seichten Aufklärerei, welche zu damaliger Zeit sich geltend machte, und welche Göthe auch anderwärts, in den Recensionen, die er für die „Frankfurter gelehrten Anzeigen" geschrieben, schon bekämpft hatte. So entschieden er sich zu dem Losungsworte des Jahrhunderts, der Toleranz, bekannte, so war ihm doch diese Anmaßung der „erleuchteten Reformatoren, welche in ihren menschenfreundlichen Bemühungen auf einmal die Welt vom Ueberreste des Sauerteigs säubern und ihrem Zeitalter die mathematische Linie zwischen nöthigem und unnöthigem Glauben vorzeichnen wollten", und die die ursprünglich kräftige Sprache der Bibel, welche letztere ihm ein Gegenstand der größten Ehrfurcht war, durch schales Modernisiren verwässerten, in seiner tiefsten Seele zuwider. Auch in den erst nach des Dichters Tode veröffentlichten Fragmenten zu dem „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern" begegnen wir einem scharfen Ausfalle gegen die Bibelverächter. In diesem Stücke, das uns das Leben unter dem Bilde des Marktes zeigt, auf welchem die verschiedensten Charaktere und Sinnesarten in dem buntesten Gewirre sich darstellen, durfte auch diese Zunft der Aufklärer nicht fehlen:

> Du weißt, wie viel es uns Mühe gemacht,
> Bis wir es haben so weit gebracht,
> An Herrn Christum nicht zu glauben mehr,
> Wie's thut das große Pöbelheer;
> Wir haben endlich erfunden klug,
> Die Bibel sei ein schlechtes Buch.

In dem „Satyros oder dem vergötterten Waldteufel" ist einer von den Anhängern der Rousseau'schen Theorie des Naturzustandes, vielleicht der derbcynische Basedow, der Reformator in der Pädagogik, gezeichnet, welcher auch zu jenen extremen Auf-

klärern gehörte, die überall mit ihrer neuen Weisheit, dem Evangelium der Natur, bei der Hand waren, und beim großen Haufen durch ihre Keckheit imponirten und die Schwachen bethörten. In dieser Farce genießt der neue Apostel alle Ehren, er wird von den Leichtgläubigen vergöttert, bis seine bestialische Natur hervorbricht und diesen die Augen öffnet. Aber auch der Gegensatz zu dieser nüchternen Aufklärerei, jene süßliche Empfindsamkeit, welche zu damaliger Zeit gleichfalls ihre Apostel fand, blieb von den Angriffen des jungen Dichters nicht verschont. So wird in dem „Fastnachtsspiel von Pater Brey, dem falschen Propheten", Leuchsenring, den Göthe, wie wir wissen, in Ehrenbreitstein kennen gelernt hatte, gegeißelt. Er erscheint in dem Stücke als einer jener Empfindler von Profession, die sich überall einnistelten und durch ihre Sentimentalität besonders die Gunst der Frauen zu erwerben suchten, die stets vermittelnd auftreten und die Menschen wie „Maienlämmlein" zusammenführen wollten, oft aber in den Familien und freundschaftlichen Verbindungen durch ihre Zudringlichkeit und Unredlichkeit Unfriede stifteten. Allen Figuren dieses Fastnachtsspiels liegen Personen der näheren Bekanntschaft Göthe's zu Grunde, so dem Würzkrämer Merck, dem Dragonerhauptmann Balandrino Herder und Leonoren dessen Braut. Am persönlichsten wurde Göthe in dieser humoristischen Polemik in der Farce „Götter, Helden und Wieland", welche freilich auch nicht für den Druck bestimmt war. Wenn schon die kühle Aufnahme, die der Götz in Wieland's Merkur gefunden hatte, während die Mittelmäßigkeit in dieser Zeitschrift oft protegirt wurde, Göthe nicht angenehm berührt haben mochte, so erweckte auch die Halbheit, mit welcher Wieland in seinen eignen Dichtungen den Gegensatz der Tugend und des Lasters behandelte, und besonders die moderne Mattherzigkeit in Darstellung jener Riesengestalten der alten Fabelwelt in der „Alceſt" den Unwillen des jungen Dichters, so daß ihn, nachdem er diese Beschwerden mit seinen Freunden in ihrer kleinen Societät leidenschaftlich durchgesprochen hatte, die gewöhnliche Wuth alles zu dramatisiren

eines Sonntags Nachmittags anwandelte, und er bei einer Flasche guten Burgunders das ganze Stück in Einer Sitzung niederschrieb. Die Freunde nahmen dasselbe mit Jubel auf, und auch Lenz, dem das Manuscript nach Straßburg geschickt wurde, schien davon entzückt und drang auf den Druck desselben. Er hatte, wie Göthe später bei seinem Besuche in Sesenheim von Friederike erfuhr, voll Neid gegen den zu Ehren und Ruhm gelangten Dichter mit der Veröffentlichung des Stückes demselben einen Judasdienst erweisen und ihn beim Publikum in üblen Ruf bringen wollen. Aber es gelang ihm so wenig, daß selbst der Angegriffene seine Gereiztheit bald vergaß und sich mit Göthe vollständig aussöhnte.

Alle diese satyrischen Stücke überbietet jedoch, was Derbheit sowohl des Inhalts als auch des Ausdrucks anlangt, „Hanswurst's Hochzeit oder der Lauf der Welt, ein mikrokosmisches Drama", von welchem nur einzelne Fragmente gedruckt sind. Mit ihm schließt sich auch die Reihe der humoristisch-polemischen Dichtungen dieser Periode ab, in denen Göthe's sarkastische Stimmung den Zuständen des Tages gegenüber sich abspiegelt.

Wenn diese dramatischen Stücke uns von der Elastizität Zeugniß geben, mit welcher der Dichtergeist damals gegen die Eindrücke von Allem, was sein Interesse in Anspruch nahm, durch poetische Thätigkeit sich wieder in's Gleichgewicht setzte, so beweist uns das Entstehen des „Clavigo" im Frühjahre 1774, wie allzeit zum Schaffen bereit auch dann der Genius Göthe's war, wenn ganz äußerliche Veranlassungen ihn dazu aufforderten.

Die Anregung zu dieser Tragödie erhielt der Dichter in einer der wöchentlich wiederkehrenden Abendgesellschaften, welche ihre Consistenz seiner Schwester verdankten und auch nach deren Verheirathung und Ueberzug nach Emmendingen noch fortbestanden. Eine Anzahl junger Männer und Frauenzimmer, welche sich in denselben zusammenfanden, erhöhten den geselligen Frohsinn durch eine alle acht Tage sich wiederholende Heirathslotterie. Man fand Veranlassung, über die barocken Paare, welche das Loos zusammenfügte, zu scherzen und zu lachen; das vertrauliche Du,

zu welchem die einzelnen Titulargatten während der wenigen Stunden des Zusammenseins verpflichtet waren, gab dem Unterhaltungston eine heitere Ungezwungenheit. Für Göthe selbst hatte es sich wunderbar genug gefügt, daß ihm das Loos gleich anfangs dreimal dasselbe Frauenzimmer bestimmte, nämlich die sechszehnjährige Anna Sibylla Münch, ein Mädchen von schöner und regelmäßiger Gestalt und von angenehmem Gesichte, in deren Betragen nach seinem Berichte eine von der Gesundheit ihres Körpers und ihres Geistes zeugende besonnene Ruhe waltete. So werth sie durch diese Eigenschaften dem Dichter wurde, und so sehr auch die auf eine baldige Verheirathung ihres Sohnes bedachte Mutter in der Häuslichkeit und ruhigen Verständigkeit des Mädchens Vorzüge fand, welche sie den Wunsch, dasselbe als Schwiegertochter zu besitzen, auf's lebhafteste empfinden ließen, so blieb doch Göthe's inneres Leben von diesem Verhältniß unberührt. Doch ging dasselbe nicht ohne eine Spur zurückzulassen vorüber, da wir ihm den Clavigo verdanken. Göthe brachte nämlich an einem der Gesellschaftsabende, an deren jedem etwas Neues vorgelesen werden mußte, das Memoire des Beaumarchais gegen den Archivar Clavigo mit, welches damals großes Aufsehen machte. Auch in der Gesellschaft erwarb es sich vielen Beifall, und Göthe's „liebe Partnerin" äußerte gegen ihn den Wunsch, dasselbe wohl einmal in der Form eines Schauspiels lesen zu mögen. Göthe versprach, in acht Tagen den Inhalt der Denkschrift als Theaterstück vorzutragen. Er dachte um so eher das allerdings kühne Versprechen thun zu können, weil ihm der Gegenstand schon beim ersten Durchlesen dramatisch vorgekommen und weil, was man in solchen Fällen Erfindung nennt, bei ihm augenblicklich war. Schon desselbigen Abends beim Nachhausegehen war der Plan des Stücks durchdacht, auch nahm der Dichter durch Shakespeare berechtigt, keinen Augenblick Anstand, die Hauptscene und die eigentlich theatralische Darstellung wörtlich zu übersetzen; den tragischen Schluß entlehnte er, von der Quelle abweichend, einer englischen Ballade, und so war die Arbeit noch vor dem festgesetzten Termine vollendet. Die

Wirkung, welche Göthe beim Vorlesen erreichte, war bedeutend; ganz anders aber lautete das Urtheil Merck's, als er ihm das Stück mittheilte: „Solch einen Quark", erwiederte ihm dieser, „mußt du mir künftig nicht schreiben, das können die Anderen auch." Und in der That wird eine unparteiische Kritik mehr diesem Tadel als jenem Lobe zustimmen müssen. Denn wenn auch in Beziehung auf die dramatische Form im Clavigo ein bebedeutender Fortschritt nicht zu verkennen ist, da die Handlung, gegen die des Götz gehalten, Einheit und raschen Fortgang hat, und da bei einem fließenden und höchst gewandten Dialog das Stück auch nicht der Bühnenwirkung in den einzelnen Situationen, besonders in der Schlußscene entbehrt, so kann uns doch der zwischen Pflicht und Ehrgeiz schwankende Held wenig Interesse abgewinnen. Der Dichter wollte, der Bösewichter müde, die aus Rache, Haß oder kleinlichen Absichten sich einer edlen Natur entgegensetzen und sie zu Grunde richten, in Carlos den reinen Weltverstand mit wahrer Freundschaft gegen Leidenschaft, Neigung und äußere Bedrängniß wirken lassen; aber dem Helden fehlt jede Ader des Heldenmäßigen, ihm geht alle Energie des Wollens und selbst der Leidenschaft ab, er ist ein Schwächling, ein zweiter Weislingen oder vielmehr, wie der Dichter sich selber ausdrückt, ein Weislingen in der ganzen Rundheit einer Hauptperson. Sein Freund Carlos mit dem kalten, berechnenden Verstande ist oft als ein Abbild Merck's in seinem Verhältniß zu Göthe aufgefaßt worden, so daß demnach dieser in Clavigo sich selber geschildert hätte. Doch ist diese Ansicht ohne Zweifel nicht die richtige; will man überhaupt, soweit es gestattet ist, eine Unterlage für beide Charaktere in der Wirklichkeit suchen, so stellt vielmehr Göthe ebenso wie im Götz und noch anderwärts seine zwiefach getheilte Natur in den beiden Hauptfiguren des Stückes dar. Wie in Götz die eine und in Weislingen die andere Seite seiner selbst verkörpert ist, so schließen sich auch, nur unter andern Gegensätzen, der von Leidenschaft leicht erregte, schwankende und weichgebildete Clavigo und sein nüchterner, klarschauender Freund

zu dem Einen Wesen unseres Dichters zusammen. Die Reflexionen im Munde des Carlos klingen übrigens manchmal schon an den Ton des Mephistopheles an, welcher im Faust als das Princip der Selbstsucht und des aus ihr entspringenden Bösen erscheint. In Maria, der verlassenen Geliebten des Helden, dürfen wir nach des Dichters eignen Andeutungen das noch immer ihn beschäftigende, durch die Lectüre des Beaumarchais'schen Memoires wieder in lebhafte Erinnerung gerufene Bild der vereinsamten Friederike erkennen, und in dem Schmerze des Clavigo beim Anblick der im Sarge liegenden Braut gewahren wir die von Neuem aufbrechende Wunde, die sich der Dichter durch seine Unbeständigkeit selbst geschlagen hatte.

Der willig sich einstellenden Productionskraft, welche Göthe in dieser Lebensepoche entfaltete, entsprach auch eine außerordentliche receptive Thätigkeit seines Geistes. Allen bedeutenden Werken, welche damals erschienen, wandte er ein unermüdliches Interesse zu; sein ganzer Ideenkreis wurde durch sie in die lebhafteste Bewegung gesetzt, und auch hier ist es wieder Herder, welcher ihn durch seine „Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts" fesselte, durch dieses „so mystisch weitstrahlsinnige Ganze, durch diese in der Fülle verschlungener Größe lebende und rollende Welt", bei deren Gestaltung der Autor „in die Tiefe seiner Empfindung hinabgestiegen und darin alle die hohe, heilige Kraft der simplen Natur aufgewühlt hat und sie nun in dämmerndem, wetterleuchtendem, hier und da morgenfreundlich lächelnden Orphischen Gesang vom Aufgang herauf über die weite Welt führt." Am tiefsten griff aber in den Entwicklungsgang Göthe's das Studium des Spinoza ein, zu dem ihn die Betrachtung der Natur geführt hatte, die ihm seit seinem Wetzlarer Aufenthalt in ihrer Herrlichkeit erschienen war. Dabei erweckte die dichterische Thätigkeit, welche sein ganzes Wesen in seinen Tiefen aufregte, in ihm ein rastloses Streben, sich nach allen Seiten hin moralisch auszubilden, und dieses Streben wurde befriedigt, indem er in der Ethik dieses großen Philosophen, dessen aus jedem Satze hervorleuchtende

grenzenlose Uneigennützigkeit ihn fesselte, Beruhigung seiner eignen Leidenschaft fand.

So mochten denn, zumal seit dem Beginn dieses ernstlichen Studiums, die literarischen Einquartirungen, welche im elterlichen Hause sich einstellten und der Mutter viele Beschwerden brachten, wohl auch den Dichter mannichfach zerstreuen und beirren, aber seinen mit Eifer verfolgten Entwickelungsgang keineswegs unterbrechen. Auch waren von den zahlreichen Bekanntschaften, welche derselbe brieflich und persönlich anknüpfte, nicht alle störend und zerstreuend, manche sogar höchst anregend und fördernd für seine poetische Thätigkeit und seine ganze geistige Entwickelung. Er trat in Beziehung mit den strebsamen jungen Männern, welche in Göttingen den Hainbund gegründet hatten; ein Mitglied desselben, Boie, suchte ihn selber auf; die Grafen von Stolberg näherten sich ihm in Briefen, er selbst übersendete dem Bunde mehrere Producte seiner dichterischen Muse als Beiträge zum Göttinger Almanach, unter denen der wohl schon im Elsaß gedichtete „Wanderer" und der herrliche „Gesang Mahomed's" die bedeutendsten sind.

Unter allen Beziehungen aber, in welche Göthe während seines Frankfurter Aufenthalts mit Männern von Bedeutung kam, wurde die persönliche Bekanntschaft mit dem Physiognomen Lavater, der damals schon in weiteren Kreisen großes Aufsehen gemacht hatte, für ihn am genußreichsten und anregendsten. Schon früher hatten Beide in schriftlichem Verkehre gestanden; nun berührte Lavater auf einer Reise durch die Rheingegenden auch Frankfurt, und die durch den Briefwechsel eingeleitete Freundschaft knüpfte sich zu einem innigen Seelenbund. Schon das erste Begegnen der beiden Männer war äußerst herzlich, sie umarmten sich auf das freundlichste, wenn auch Lavater im ersten Augenblicke durch einige Ausrufungen verrieth, daß er Göthe anders erwartet hatte. Dieser dagegen fand Lavater, wie ihm denselben schon manche Bilder überliefert hatten, ein Individuum, wie er sich ausdrückt, einzig, ausgezeichnet, wie man es nicht ge-

sehen hat und nicht wieder sehen wird. Obwohl Göthe das Studium des Spinoza von der Gefühlsreligion, wie sie in seiner Freundin Klettenberg lebte, und wie er sie nun auch ähnlich in Lavater fand, mehr und mehr abgezogen hatte, und obwohl die Physiognomik ihm wie seinem Freunde Merck nicht die durchgreifende Bedeutung zu haben schien, zu welcher sie ihr feuriger Apostel erhob, so war doch nach des Dichters eignem Berichte der Umgang mit Lavater für ihn höchst wichtig und lehrreich. Denn die dringenden Anregungen desselben brachten sein ruhiges, künstlerisch-beschauliches Wesen in Umtrieb, freilich nicht zu seinem augenblicklichen Vortheil, indem die Zerstreuung, die ihn ergriffen hatte, sich nur vermehrte. Ebensosehr gefesselt von dem reichen und lebendigen Geiste, wie von dem treuen Gemüthe des Freundes und der Lieblichkeit seiner Lippen, selbst von dem durch sein Hochdeutsch durchtönenden, treuherzigen Schweizerdialekt, entschloß er sich, um seine Gegenwart noch länger genießen zu können, ihn auf seiner Reise rheinabwärts bis nach Ems zu begleiten. Aber kaum war er von da zurückgekehrt, so wurde er in den Kreis einer neuen Erscheinung gezogen. Basedow, der pädagogische Reformator, persönlich in jeder Beziehung der Gegensatz zu Lavater, von derber Natur und fast cynisch in seinem Auftreten, war nach Frankfurt gekommen, um für die Ausführung seines philanthropischen Unternehmens Unterstützung zu suchen. Er faßte den Dichter von einer anderen Seite, doch ging sein Einfluß nicht so weit, daß er ihn zu seinem freigeistigen Religionssysteme hätte bekehren können. Wohl aber erweckte der mit den Fechterstreichen des Disputirens vertraute Kämpfer in Göthe die Lust, die herrliche Gelegenheit, sich in dieser Kunst zu üben, nicht so rasch vorübergehen zu lassen. Er begleitete daher auch Basedow eine Strecke, als derselbe seine Reise über Ems fortsetzte. Die Anregungen aber, welche Göthe durch beide Männer erhalten, setzten seinen Geist in solche Unruhe, daß er sich nicht versagen konnte, dieselben nochmals aufzusuchen. Besonders zog es ihn zu Lavater. Die Tage, welche man in Ems

zusammen verlebte, gingen unter anregenden Gesprächen, Lustbarkeiten, Tanzvergnügen und Ausflügen in die schöne Umgebung hin. Auf einer dieser Fahrten durch das Lahnthal, wohl bei der Burgruine Lahneck, dichtete Göthe das Lied „Geistesgruß". Die Reise ward über Coblenz rheinabwärts fortgesetzt, wo der Moment, als das zwischen beiden Propheten an der Wirthstafel sitzende Weltkind, während diese ihre Tischnachbarn jeder zu seiner Lehre zu bekehren sich bemühten, behaglich ein Stück Lachs und einen Hahnen verzehrt, zu dem scherzhaften, in jener kraftgenialen, derben Sprache abgefaßten Gedichte „Diner zu Coblenz" Anlaß gab.

Und wie nach Emmaus weiter ging's
Mit Sturm= und Feuerschritten,
Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten.

In Düsseldorf wurde dem Dichter ein hoher Genuß durch die persönliche Bekanntschaft mit dem später berühmt gewordenen Philosophen Friedrich Heinrich Jacobi zu Theil, aus dessen Familie er schon in Frankfurt mehrere Frauen kennen gelernt hatte. Wenn er bisher blos als der Dunstschweif jener beiden großen Wandelsterne behandelt worden war und hinter Thorheiten und Frechheiten den Unmuth verbarg, daß für sein Herz und Gemüth auf dieser Reise so wenig gesorgt worden war, so brach bei der ehrenden Aufmerksamkeit, mit der man ihn jetzt behandelte, sein Inneres mit Gewalt hervor. Er recitirte oft und gern im Freundeskreise seine jüngst entstandenen Gedichte „Der König in Thule" und „Der ungetreue Knabe". Diese Tage, wo der Dichter den jungen, ihn ganz verstehenden Freund sein unverhülltes Innere sehen ließ, wo er mit ihm über die Ideale der Zukunft schwärmte, aber auch die wichtigsten Fragen der Philosophie besprach, ließen einen tiefen Eindruck in ihm zurück und sind bedeutungsvoll für seine ganze Bildung geworden. Ein Brief, den Göthe in der enthusiastischen Sprache einer idealen Jugendfreundschaft nach seiner Rückkehr an Jacobi geschrieben, charakterisirt die Stimmung, in welche derselbe durch diesen gei=

stigen Verkehr versetzt worden war. „Ich träume, lieber Fritz, den Augenblick, habe Deinen Brief und schwebe um Dich. Du hast gefühlt, daß es mir Wonne war, Gegenstand Deiner Liebe zu sein. O, das ist herrlich, daß Jeder glaubt, mehr von dem Andern zu empfangen, als er gibt. O Liebe, Liebe! die Armuth des Reichthums — und welche Kraft wirkt's in mich, da ich im Andern Alles umarme, was mir fehlt, und ihm noch dazu schenke, was ich habe. Glaub' mir, wir könnten von nun an stumm sein gegeneinander, uns dann nach Zeiten wiedertreffen, und uns wär's, als wären wir Hand in Hand gegangen. Einig werden wir sein über das, was wir nicht durchgeredet haben. Ich schwebe im Rauschtaumel, nicht im Wogensturm, doch ist's nicht eins, welcher uns an den Stein schmettert? Wohl denen, die Thränen haben!"

Auch Jung Stilling, den bewährten Freund von Straßburg aus, der in Elberfeld seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, suchte Göthe auf dieser Reise auf. Die Art und Weise, wie er diesen bewillkommnete und wie er später in einer seltsam gemischten Gesellschaft, in welcher auch Lavater und Stilling zugegen waren, auftrat, gibt uns eine Vorstellung von der heiteren, zu muthwilligen Scherzen aufgelegten Stimmung, in welcher der lebhaft angeregte Dichter damals sich befand. Stilling erzählt von diesem Zusammentreffen mit Göthe in seiner originellen, einfach naiven Weise: „Einsmals, des Morgens früh, wurde Stilling in einen Gasthof gerufen; man sagte ihm, es sei ein fremder Patient da, der ihn gerne sprechen möchte; er zog sich also an und ging hin; man führte ihn in's Schlafzimmer des Fremden. Hier fand er nun den Kranken mit einem dicken Tuche um den Hals, und den Kopf in Tücher verhüllt; der Fremde streckte die Hand aus dem Bette und sagte mit schwacher und dumpfer Stimme: Herr Doctor! fühlen Sie mir einmal den Puls, ich bin gar krank und schwach; Stilling fühlte und fand den Puls sehr regelmäßig und gesund; er erklärte sich also auch so und erwiederte: ich finde gar nichts Krankes, der Puls geht ordentlich; so wie er das sagte,

hing ihm Göthe am Hals". Ueber jene Tischgesellschaft aber berichtet derselbe: „Göthe konnte nicht sitzen; er tanzte um den Tisch, machte Gesichter und zeigte allenthalben nach seiner Art, wie königlich ihn der Cirkel von Menschen gaudire. Die Schönethaler — so heißen hier die Elberfelder — glaubten, Gott sei bei uns! der Mensch müsse nicht recht klug sein; Stilling aber und Andere, die ihn und sein Wesen besser kannten, meinten oft vor Lachen zu bersten, wenn ihn einer mit starren und gleichsam bemitleidenden Augen ansah, und er dann mit seinen großen, hellen Augen ihn darniederschoß."

Daß diese Reise Göthe's in das Niederland auch für seine poetische Productivität höchst anregend werden mußte, ist leicht ersichtlich. Sein Geist hatte frische Nahrung eingezogen, inhaltreiche Gedanken waren in ihm aufgekeimt, eine gehobene Stimmung hatte ihn ergriffen, alle Kräfte, die in ihm lagen, waren zu wunderbarem Leben geweckt worden. Der Trieb des Schaffens regte sich daher wieder mächtig in ihm. Die poetischen Stoffe drängten sich in solcher Fülle herzu, daß selbst während des nächtlichen Schlummers der Genius geschäftig war, poetische Blüthen hervorzutreiben, deren flüchtige Erscheinung der Dichter oft im Dunkel der Nacht durch rasches Niederschreiben zu bleibendem Dasein zwang. So entstanden zu jener Zeit unter anderen lyrischen Productionen eine Reihe von Liedern, welche die Kunst und das Künstlerleben zu ihrem Gegenstande haben. Wir wissen, wie sich Göthe's Sinn schon früh der bildenden Kunst aufschloß, wie er sich zu Leipzig in der Einsicht in ihre Principien gefördert sah, wie er in Dresden die Kunstschätze der Malerei mit dem lebhaftesten Interesse studirte und wie ihn in Straßburg der Münster für die deutsche Baukunst begeisterte. Auf seiner Rückreise von dort war ihm zu Mannheim in Gypsabgüssen des Laokoon und anderer antiker Bildwerke die Hoheit der classischen Kunst entgegengetreten, während seines Aufenthalts in Frankfurt und Wetzlar hatte er sich im Zeichnen nach der Natur und, durch Lavater's physiognomische Studien angeregt, im Portraitiren geübt; ja, er

glaubte sich auf Augenblicke mehr zum Künstler als zum Dichter geschaffen, bis er in Italien entschieden seinen Beruf, durch poetische Productionen die in ihm lebende Welt zur Erscheinung zu bringen, erkannte. Aus dieser Hinneigung Göthe's zur plastischen Kunst entstand damals jener Cyclus von Liedern: „Künstlers Abendlied", „Künstlers Morgenlied", „Monolog des Liebhabers", „Kenner und Künstler", „Kenner und Enthusiast", „Sendschreiben", „Künstlers Fug und Recht", „Guter Rath", und in dramatischer Form „Künstlers Erdenwallen", in welchen Gedichten er sich noch als Künstler fühlt, aber freilich als einen solchen, der von sich ausruft:

Ach, daß die inn're Schöpfungskraft
Durch meinen Sinn erschölle!
Daß eine Bildung voller Saft
Aus meinen Fingern quölle!

Ich zittre nur, ich stottre nur,
Und kann es doch nicht lassen;
Ich fühl', ich kenne dich, Natur,
Und so muß ich dich fassen.

In allen diesen kleineren Gedichten aber, in denen nur persönliche Empfindungen, Neigungen und Bestrebungen die Grundlage bilden, erschöpfte sich nicht das mächtige Wirken des Genius; ihn trieb es auch, dem, „was der ganzen Menschheit zugetheilt ist", seine beredte Stimme zu leihen, und die Stoffe zu weltumfassenden Productionen, welche Gestalt gewinnend aus der Tiefe der Dichterseele aufstiegen, im farbenreichen Lichte der Poesie zu verklären. Allen diesen Dichtungen ist der Charakter der Entwickelungsepoche, in welcher sich Göthe damals befand, entschieden eingeprägt, jenes jugendlich-stürmische Streben und titanische Ringen des Geistes nach dem Höchsten menschlicher Erkenntniß und menschlicher Wirksamkeit, in welchem der Dichter besonders seit seiner Beschäftigung mit dem Spinoza begriffen war, aber auch das diesem Streben entsprechende männliche Selbstgefühl, das in der Energie eines kräftigen Wollens und Handelns sich bethätigt. In dem gewaltigen Wogen der Bilder jedoch,

welche die dichterische Productionskraft unablässig erzeugte, mußten von den vier größeren Schöpfungen, welche Göthe auszuführen gedachte, drei Fragmente bleiben, während die vierte ihn in der ganzen Folge seines Lebens in Anspruch nahm. Er hatte die Stoffe zu seinen Dichtungen gleichzeitig aus allen herrschenden Weltanschauungen genommen, aus dem Griechenthum den „Prometheus", aus dem Judenthum den „Ahasveros", aus dem Islam den „Mahomed", aus dem Christenthum den „Faust". Bei allen that der Dichter „kühnere Griffe in die Menschheit", sie alle sind mächtige Ergüsse jenes Titanismus, welche ebenso das auflodernde Feuer der Jugend durchglüht, wie sie erfüllt sind von der sich ihrer selbst bewußten und sich selbst vertrauenden Männlichkeit mit ihrem Drange nach großartigem Wirken und selbst mit ihrem Trotze gegen das Göttliche. Aber das Christliche fesselte den Genius bleibend, und der Faust war bestimmt, das umfassendste und tiefste Werk unseres Dichters zu werden, das Werk, welches ihn in allen Epochen seiner Entwickelung beschäftigte, und in welches er selbst im spätesten Alter noch seine Lebensanschauung niederlegte. Vom Mahomed besitzen wir nur einen kurzen Entwurf, und außer der in Prosa abgefaßten Anfangsscene zwei hymnenartige Ergüsse. Im ersten derselben erhebt sich das liebende Herz Mahomed's zu dem freundlichen Sterne Gad, zu dem Führer des Gestirnes, dem Mond und zu der glühenden, allsehenden Sonne und preist mit Begeisterung den alliebenden Schöpfer, der den Himmel, die Erde und ihn selbst erschuf. Der zweite ist das schon erwähnte Gedicht „Mahomed's Gesang", in welchem unter dem Bilde eines stolzen Stromes die weltumfassende Wirksamkeit eines Eroberers im Gebiete des Geistes dargestellt ist. Die äußere Anregung zu der ganzen Dichtung gab Göthe der Verkehr mit Lavater und Basedow, jener für ihre neuen Systeme begeisterten Propheten, bei deren Erscheinen und Auftreten er die Wahrheit erkannte, „daß der vorzügliche Mensch, der das ihn belebende und durchdringende Göttliche auch verbreiten möchte, durch sein Zusammentreffen mit der rohen Welt genöthigt wird, sich ihr

gleichzustellen, wodurch er zuletzt im Verfolg irdischer Zwecke zu vergänglichen Schicksalen mit fortgerissen wird". Der „ewige Jude", von dem wir ebenfalls nur wenige Fragmente besitzen, dessen Idee und Entwurf aber Göthe in Wahrheit und Dichtung weitläufiger bespricht, ist in der Dichtweise des Hans Sachs verfaßt, erinnert aber in einigen Stellen, wie die, wo Christus nach dreitausend Jahren die Erde wieder begrüßt und seine Brüder segnet, lebhaft an die Erhabenheit des Gedankens und an die Gefühlstiefe im Faust.

Der „Prometheus" ist vorzüglich durch das Studium des Spinoza angeregt. Freiheit des Geistes ist sein Grundthema. In diesem Titanen aus der griechischen Mythologie, welcher selbst den Göttern im Bewußtsein seiner Schöpferkraft trotzte, schildert Göthe das Gefühl seiner eignen Freiheit und der in ihm ruhenden productiven Kraft, die gerade zu damaliger Zeit ihm so willig zu Gebote stand. Die Dichtung, von der wir zwei Acte und einen unter die lyrischen Gedichte aufgenommenen Monolog des Prometheus besitzen, ist das Extremste in der Auflehnung gegen die Gottheit. Besonders ist der Monolog in kühner und energischer Sprache abgefaßt. Der Dichter emancipirt sich in demselben förmlich von der Gottheit und zieht sich im Vertrauen auf die ihm inwohnende Kraft, auf welche er so oft schon im Drange des Lebens hingewiesen worden war, stolz auf sich selbst zurück:

Wer half mir
Wider der Titanen Uebermuth?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sclaverei?
Hast du nicht alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz?
Und glühtest jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?

Ich dich ehren? Wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Thränen gestillet

Je des Geängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herrn und deine?
Wähntest du etwa,
Ich sollte das Leben hassen,
In Wüsten fliehen,
Weil nicht alle
Blüthenträume reiften?

Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

8.

Elisabeth Schönemann und Auguste von Stolberg.

Zu derselben Zeit, als durch ernstes Studium, durch die mannichfachsten äußeren Anregungen und besonders durch den Verkehr mit Lavater und Jacobi Göthe's geistiges Leben zu einer wunderbar reichen Thätigkeit sich entfaltet hatte, und nun an der Schwelle seines Mannesalters auch das männliche Selbstbewußtsein in jenen Dichtungen, deren Charakter wir als den des Titanismus bezeichnet haben, mit aller Kraft hervorbrach und selbst bis zu himmelstürmender Kühnheit sich steigerte, hatte doch auch sein Herz für die sanfteren und zarteren Empfindungen Raum, welche eine innige Liebe und eine gleichzeitige fast schwärmerische Freundschaft zu einem weiblichen Wesen begleiteten. So dicht lag neben der Stärke die Weichheit, neben der männlichen Energie die Hingabe an das Weibliche, daß, während der junge Titane sich mit Stolz der in ihm lebenden, zu Thaten drängenden Kraft bewußt war, welche sein Mund in trotzigen Worten rühmte, er gleichzeitig ernstlicher und andauernder als in den früheren Verhältnissen die Schmerzen der Liebe erlitt, die er oft in weichen Klagen in seine Briefe an die neugewonnene Freundin ausströmen ließ. Es ist die bald zu inniger

Liebe erwachsende Neigung Göthe's zu Elisabeth Schönemann, in seinen Liedern und in Wahrheit und Dichtung Lili genannt, sowie der in seiner Art einzige Freundschaftsbund mit der Gräfin Auguste von Stolberg, die wir jetzt näher zu besprechen haben. Wenn Göthe in Wahrheit und Dichtung ein höchst objectives und klares Bild von seinem Verhältnisse zu Lili gezeichnet hat, dessen bis in's Einzelne gehenden Züge beweisen, wie lebhaft er sich noch spät dieser Zeit erinnerte, während die eingestreuten Gedichte auf das bewegte Gemüth schließen lassen, mit welchem er noch nach langen Jahren jener Stunden gedachte, die er mit Lili verlebt hatte, so ist uns durch die Briefe, welche der junge Dichter an die Gräfin Auguste von Stolberg gerichtet hat, vergönnt, auch unmittelbar in sein offen vor uns liegendes Innere voll glühender Empfindung und ungestillten Sehnens, voll Leid und Seligkeit, voll Furcht und Hoffnung, und voll des edelsten, nach wahrer Vollendung ringenden Strebens zu blicken.

Der Dichter, welcher schon so frühe die Aufmerksamkeit der Welt auf sich gelenkt hatte, und nun von namhaften Autoritäten sogar aus der Ferne aufgesucht wurde, dem selbst der gefeierte Klopstock die ehrendste Anerkennung schenkte, als er im Herbste 1774 auf seiner Reise nach Baden auch Frankfurt berührte, mußte auch bei den ihm ferner stehenden gebildeten Cirkeln in seiner Vaterstadt die Begierde erwecken, den berühmten jungen Landsmann näher kennen zu lernen. So ward er einst, gegen Ende des Jahres 1774 von einem Freunde eingeladen, ein kleines Concert, welches in dem Banquierhaus Schönemann veranstaltet worden war, mit ihm zu besuchen. Die Eintretenden fanden schon eine zahlreiche Gesellschaft versammelt; die einzige Tochter des Hauses, die sechszehnjährige Lili, setzte sich an den Flügel und spielte mit bedeutender Fertigkeit und Anmuth eine Sonate. Die verbindlichen Worte Göthe's nach vollendetem Spiele wußte sie sehr artig zu erwiedern, und als Beide während eines begonnenen Quartetts sich nun gegenüberstanden, fühlte Göthe, daß er der Gegenstand ihrer, sowie aller Anwesen=

den Aufmerksamkeit sei. Auch er glaubte eine Anziehungskraft der sanftesten Art zu der anmuthigen jugendlichen Erscheinung zu empfinden; doch näherten sich Beide diesen Abend nicht weiter. Die Mutter, welcher daran gelegen sein mochte, eine so interessante Persönlichkeit wie die des jungen Dichters für ihre Cirkel zu gewinnen, sprach beim Abschiede den Wunsch aus, daß er seine Besuche wiederholen möge, und wurde in ihrer Einladung freundlich von der Tochter unterstützt. Auch versäumte Göthe nicht, derselben in angemessenen Zwischenräumen zu entsprechen, ohne daß jedoch diese Besuche, welche heiter verständige Gespräche ausfüllten, ein leidenschaftliches Verhältniß ahnen ließen. Nicht zu lodernder Flamme schlug hier plötzlich die Liebe auf wie in Sesenheim, noch überraschte sie den Unbewachten wie in Wetzlar, sondern die leise wirkende Anziehungskraft, welche der Leidenschaftslose während der Unterhaltungen mit dem schönen und gebildeten Mädchen empfand, erwuchs gleichsam unter seinen Augen zu immer größerer Stärke, je mehr sich in ihren Gesprächen das Innere aufschloß, und dem Dichter sich ebensosehr Lili's reicher und gebildeter Geist, als ihr reines und tiefes Gemüth offenbarte. Als sie mit kindlicher Offenheit ihm die Geschichte ihrer Jugend erzählte und nicht anstand, freimüthig ihre kleinen Schwächen, vornehmlich eine gewisse Gabe anzuziehen, aber auch die mit ihr verbundene Eigenschaft wieder fahren zu lassen zu gestehen, als sie bekannte, für dieselbe bestraft worden zu sein, da sie nun auch von ihm angezogen worden sei, machte sie durch den natürlichen Ausdruck dieser Geständnisse sich den Dichter auf's strengste zu eigen. Es wurde Beiden wechselseitiges Bedürfniß, eine Gewohnheit, sich zu sehen; aber es stellten sich auch alle jenen kleinen Leiden ein, welche liebenden Herzen die Ungunst conventioneller Schranken zu bereiten pflegt. Mißtage und Fehlstunden, durch die Einwirkungen einzelner, die Wünsche der Liebenden nicht beachtender Glieder des geselligen Kreises herbeigeführt, Lustpartien, öfters durch absichtliche Verzögerung der Brüder Lili's zur Unlust auslaufend, ungeduldiges Sehnen und ge-

täuschte Erwartungen trübten momentan das Glück, um den Reiz der Stunden ungestörten Zusammenseins zu verdoppeln. Auch gewöhnten sich die Liebenden, selbst in größeren Gesellschaften und bei rauschenden Festlichkeiten, umgeben oder getrennt von der störenden Menge, das wohlthuende Bewußtsein gegenseitigen Angehörens zu genießen; „jeder wechselseitige Blick, jedes begleitende Lächeln sprach ein verborgnes, edles Verständniß aus.“ Aus diesen Zuständen und den aus ihnen entsprungenen Empfindungen gingen die beiden erotischen Lieder „Neue Liebe, neues Leben“ und „An Belinde“ hervor.

Wohl noch vor diese Zeit fällt auch der Anfang der Correspondenz mit der Gräfin Auguste von Stolberg, „der theuren Ungenannten“, wie sie Göthe in den ersten Briefen noch anzureden gezwungen war. Als nämlich die Brüder Stolberg, mit welchen der Dichter schon während ihres Aufenthalts zu Göttingen in schriftlichem Verkehre gestanden hatte, nun von Kopenhagen aus nach dem Erscheinen des Werther ihm mit begeisterten Worten ihren Beifall spendeten, hatte auch die Schwester, ohne sich zu nennen, einen Brief an ihn beigelegt. Er bildet den Anfang einer Correspondenz, die die rückhaltsloseste Freundschaft zwischen zwei Menschen befestigte, welche, wie sie sich bei Eröffnung derselben unbekannt gewesen waren, so auch später in ihrem ganzen Leben sich nie mit Augen gesehen haben. Schon im zweiten Briefe von der Mitte des Februar läßt Göthe die neugewonnene Freundin tief in sein Herz blicken, indem er ihr sein zwischen glänzenden Vergnügungen und stiller Zurückgezogenheit, zwischen der Alles vergessenden Liebe und dem Ernste seines dichterischen Strebens getheiltes Leben schildert: „Wenn Sie sich, meine Liebe, einen Göthe vorstellen können, der im galonirten Rock, sonst von Kopf zu Fuß auch in leidlich consistenter Galanterie, umleuchtet vom unbedeutenden Prachtglanze der Wandleuchter und Kronenleuchter, mitten unter allerlei Leuten, von ein Paar schönen Augen am Spieltische gehalten wird, der in abwechselnder Zerstreuung aus der Gesellschaft in's Concert und

von da auf den Ball getrieben wird, und mit allem Interesse des Leichtsinns einer niedlichen Blondine den Hof macht, so haben Sie den gegenwärtigen Fastnachts-Göthe, der Ihnen neulich einige dumpfe, tiefe Gefühle vorstolperte, der nicht an Sie schreiben mag, der Sie auch manchmal vergißt, weil er sich in Ihrer Gegenwart ganz unausstehlich fühlt. Aber nun gibt's noch einen, den im grauen Biberfrack mit dem braunseidenen Halstuch und Stiefeln, der in der streichenden Februarluft schon den Frühling ahnt, dem nun bald seine liebe weite Welt wieder geöffnet wird, der immer in sich lebend, strebend und arbeitend, bald die unschuldigen Gefühle der Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürze des Lebens in mancherlei Drama's, die Gestalten seiner Freunde und seiner Gegenden und seines geliebten Hausraths mit Kreide auf grauem Papier nach seiner Maße auszudrücken sucht, weder rechts noch links fragt, was von dem gehalten werde, was er machte, weil er arbeitend immer gleich eine Stufe höher steigt, weil er nach keinem Ideale springen, sondern seine Gefühle sich zu Fähigkeiten kämpfend und spielend entwickeln lassen will. Das ist der, dem Sie nicht aus dem Sinne kommen, der auf einmal am frühen Morgen einen Beruf fühlt, Ihnen zu schreiben, dessen größte Glückseligkeit ist, mit den besten Menschen seiner Zeit zu leben." So bekennt er auch an einer andern Stelle, wie es ihn glücklich mache, daß die vielen edlen Menschen von allerlei Enden des Vaterlands zu ihm kämen, manchmal vorübergehend, manchmal verweilend, er fühlt, wie man dann erst wisse, daß man ist, wenn man sich in Andern wiederfinde. Aber er theilt auch der Freundin seine Autorleiden mit und klagt bitter über die allzeit fertige Kritik, die ihn mit ihrer unangenehmen Gegenwart überall hin verfolge: „Ich bin das Ausgraben und Seciren meines armen Werther so satt. Wo ich in eine Stube trete, finde ich das Berliner Hundezeug; der Eine schilt darauf, der Andre lobt's, der Dritte sagt, es geht doch an, und so hetzt mich Einer wie der Andere".

Doch mochte ein solcher Autorunmuth wohl nur einen flüch-

tigen Schatten auf das vom Sonnenschein der Liebe erwärmte Gemüth des Dichters werfen, der im Austausch inniger Empfindungen mit der Geliebten das reinste Glück genoß. Je öfter aber derselbe auch in dem Glanze der Festlichkeiten dasselbe zu suchen gezwungen war, wo die in gewähltem Putze und in frischer Jugendschöne strahlende Lili auch von einem Schwarme leichter Verehrer Huldigungen empfing, desto tiefer empfand sein leicht erregbares Herz das Unbefriedigende und Beengende, was in diesem Zustande lag. Doch räumte der nahende Frühling diese störenden Schranken hinweg, indem er den Liebenden eine ländliche Freiheit brachte, welche das Verhältniß noch enger knüpfte. In Offenbach wohnte ein Oheim Lili's, Bernard, den sie bei der einladenden Jahreszeit öfters besuchte. Göthe fand dann bei dem bekannten Musiker Johann André freundliche Aufnahme; ein lebensfroher und liebenswürdiger Verwandter Lili's, Namens d'Orville, und der geistreich-heitere Pfarrer Ewald, an den das schöne, den Ton der Gesellschaft charakterisirende Lied „In allen guten Stunden" gerichtet ist, gehörten zu dem Kreise. Lili's und André's Pianospiel, Göthe's lebhafte Declamationen eigner und fremder Producte, muntere Spiele und eine lebendige Unterhaltung wechselten ab und dienten den Liebenden nur zur Verlängerung des Zusammenseins. Der ländliche Aufenthalt während der schönsten Jahreszeit, der freie Blick über den belebten Fluß und die reiche Gegend, der heitre Frühlingshimmel stimmten ganz zu den Empfindungen der Herzen, in welche ein reicher Liebesfrühling eingekehrt war. Diese tief das Gemüth Göthe's erfüllende, überwallende Liebe spricht sich auch in den in den ersten Märztagen an Auguste von Stolberg gerichteten Worten aus: „Habe eine Scene geschrieben. O! wenn ich jetzt nicht Drama's schriebe, ich ging zu Grund. Halten Sie einen armen Jungen am Herzen. Geb' Ihnen der gute Vater im Himmel viel muthige, frohe Stunden, wie ich deren oft hab', und dann laß die Dämmerung kommen, thränenvoll und selig. Amen".

Schon damals legte Göthe „das kräftige Gewürze des

Lebens" in seinen Faust nieder, dessen erste Scenen er zu dieser Zeit bearbeitete. Neben diesen Dichtungen, die aus dem tiefsten und ursprünglichsten Schöpfungsquell seines mächtig angeregten Inneren entsprangen, entstanden noch andere Productionen in dramatischer Form, welche zum Theil durch sein Verhältniß zu Lili unmittelbar veranlaßt wurden, wie der leider verloren gegangene Scherz „Sie kommt nicht", welcher zu einer von den Freunden in Offenbach veranstalteten Verlobungsfeier gedichtet wurde. Zum Theil auch standen diese Dichtungen in entfernterer Beziehung zu Lili, wie die schon im Februar vollendete und ihr gewidmete ältere Bearbeitung des Singstücks „Erwin und Elmire", welches als ein Gegenstück zur Laune des Verliebten angesehen werden kann. Erwin, der durch die scheinbare Kälte der von „Windbeuteln" umgebenen Geliebten gequält wird und in die Einsamkeit flieht, die Reue des Mädchens und die Ausgleichung des Zerwürfnisses durch Bernard erinnern lebhaft an die Verhältnisse des damaligen Freundeskreises. Die eingestreuten lyrischen Produkte, „Das zertretene Veilchen", „Ein Schauspiel für Götter, zwei Liebende zu sehen", „Ihr verblühet, süße Rosen", von der höchsten Zartheit des Gefühls, sind die unmittelbaren Ergüsse des tiefempfindenden, durch Liebe beglückten und in der Liebe leidenden Dichterherzens. Das Singstück, „Claudine von Villa Bella", das Göthe später überarbeitet hat, schien dazu bestimmt, Lili's Geburtsfest zu verherrlichen, indessen erfüllte es nicht seine Bestimmung, da der Dichter während desselben auf seiner Schweizerreise abwesend war. Daß auch von eignen Empfindungen und inneren Erlebnissen in die damals entstandene „Stella", anfänglich „ein Schauspiel für Liebende", später aber vom Dichter zu einem Trauerspiel umgewandelt, übergegangen sei, läßt sich wohl vermuthen. Der tragische Schluß, welchen Göthe, um den Vorwurf zu vermeiden, als ob er der Bigamie das Wort rede, dem der bekannten Geschichte des Grafen von Gleichen entnommenen Thema gab, verwischte die frühere Anlage und that der künstlerischen Vollendung Eintrag. Auch hat sich das Stück

nicht auf unserer Bühne zu halten vermocht. In Bezug auf seinen dichterischen Charakter lehnt es sich an die Stücke der frühern Lebensepoche Göthe's an, und erscheint insofern, als in ihm die unbegrenzte, schwärmerische Liebe in einem weiblichen Charakter zur Darstellung gebracht wird, als ein Pendant zum Werther. „Schöne, lebensvolle Sprache", urtheilt von ihm Rosenkranz, „effectvolle Steigerung, rascher bühnengerechter Gang! Mehr ist nicht zu sagen."

Wenn zu dieser Zeit die Liebenden im klarsten Einverständnisse mit einander lebten, wenn sie die sichere Ueberzeugung hatten, eine Trennung sei unmöglich, so bedurfte es zur Vollendung ihres Glücks nur noch der Einwilligung der Eltern zu ihrem Bunde. Auch diese wurde ihnen ohne ihr Zuthun, leichter und schneller, als sie es ahnten, noch im Frühlinge zu Theil. Eine Freundin des Hauses Schönemann, Fräulein Delf aus Heidelberg, hatte es auf ihre eigne Gefahr übernommen, die Einwilligung derselben zu erwirken. Eines Tags trat sie zu den Liebenden und rief: „Gebt euch die Hände!" Göthe reichte Lili seine Hand dar, sie legte die ihrige zwar nicht zaudernd, aber doch langsam hinein. Nach einem tiefen Athemholen fielen sie einander lebhaft bewegt in die Arme. Göthe war von der ganzen Wichtigkeit dieses entscheidenden Schrittes tief durchdrungen, er empfand lebhaft die Sinnesänderung, welche in ihm vorging; war die Geliebte ihm bisher schön, anmuthig, anziehend vorgekommen, so erschien sie ihm nun als würdig und bedeutend, und wenn er sonst gefühlt hatte, daß ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit ihm gehörte, so gab ihm nun auch der ihr zu eigen bleibende Werth ihres Charakters eine Berechtigung zu der sicheren Zuversicht, an ihrer Seite eine glückliche Zukunft genießen zu dürfen. Und doch sollte auch dieses Verhältniß, welches auf die Dauer geknüpft schien, da die Herzen der Liebenden ganz zusammenstimmten und selbst die Einwilligung der Eltern zu einer bleibenden Verbindung gegeben war, nach kurzem Bestande sich wieder auflösen. Hatte in Leipzig Annette die Verbindung selber

abgebrochen, war das Verhältniß zu Friederiken durch die jugendliche Unbeständigkeit des Dichters nicht ohne die schmerzlichsten Nachwehen einer tiefen Reue zerstört worden, und war die Liebe zu Lotte von Anfang an eine hoffnungslose, so wurde die Verbindung mit Lili vorzüglich durch den erkältenden Einfluß äußerer conventioneller Rücksichten gelockert und endlich aufgelöst. Es hatte sich kein Verhältniß der Familien unter einander bilden können. Schon die Verschiedenheit der Confessionen, denen dieselben angehörten, that einer herzlichen Annäherung Eintrag. Andere Religionsgebräuche, andere Sitten, äußert Göthe in Wahrheit und Dichtung in Hinsicht auf diese geringe gegenseitige Anziehungskraft beider Familien. Mehr aber wirkte die Ungleichheit des Vermögens und die auf dasselbe gegründeten Ansprüche störend ein. Die auf großem Fuße erzogene Banquierstochter fand nach der Ansicht der Eltern Göthe's in ihrem anständig, geräumigen, aber einfachbürgerlich eingerichteten Hause keine Gelegenheit, keinen Raum. Vorzüglich drang die Schwester Cornelia, welcher man nicht die günstigste Vorstellung von Lili beigebracht hatte, in Göthe, die ungleiche Verbindung aufzulösen, sowie es auch, wie sich später zeigte, Lili's Mutter für wünschenswerther halten mußte, die Tochter an einen reicheren Bewerber zu vermählen, da ihre Vermögensverhältnisse dem Glanze ihres Hauses, dessen Fall auch später erfolgte, bei weitem nicht entsprachen.

Daß das Glück der Liebenden schon frühe manche Störungen erlitten haben müsse, geht aus den Worten Göthe's in Wahrheit und Dichtung hervor, welche er mit Beziehung auf sein Verhältniß in damaliger Zeit ausspricht: „Auf dem Gipfel der Zustände hält man sich nicht lange." Auch drückt sich seine trübe Ahnung, daß die Verbindung sich auflösen könne, und daß ihm noch schmerzliche Seelenleiden zugedacht seien, schon in einem vom 25. März datirten Briefe an Auguste von Stolberg in den Worten aus, die dringend um den Trost der Freundschaft bitten: „Doch wenn Du leidest — ich will Alles theilen — o dann laß

mich auch nicht stecken, edle Seele, zur Zeit der Trübsal, die kommen könnte, wo ich Dich flöhe und alle Lieben. Verfolge mich, ich bitte Dich, verfolge mich mit Deinen Briefen dann und rette mich vor mir selbst."

Schon im April war Göthe der Besuch der beiden Brüder der Freundin, der Grafen Friedrich Leopold und Christian Stolberg, die in Frankfurt mit dem Grafen Haugwitz zusammentreffen und eine Reise in die Schweiz unternehmen wollten, angekündigt worden. Im Monat Mai langten sie bei ihm an. Ihre heitere, oft übersprudelnde Laune theilte sich auch Göthe mit, sowie auch seine Mutter, welche damals mit dem Namen „Frau Aja" beehrt wurde, in dieselbe einzugehen, dabei aber sie zu zügeln wußte. Ausflüge nach Darmstadt und an den Rhein wurden unternommen, und Göthe willigte um so eher in die Aufforderung der neuen Freunde, sie auf ihrer Reise in die Schweiz zu begleiten, da das Verhältniß zu Lili gerade jetzt durch manche Störungen erkältet war. Doch schied der Dichter „noch hoffnungsvoll, ihre Geschicke zu verbinden." Merck war unzufrieden mit der Reise, mehr noch mit der Gesellschaft. „Du wirst nicht lange bei ihnen bleiben", sprach er zu dem ungläubigen Freunde, und der Erfolg zeigte, daß er auch hier recht hatte. Ueber Mannheim, Emmendingen, wo die Schwester nachdrücklich in den Dichter drang, die Verbindung mit Lili abzubrechen, ging es rasch in die Schweiz. In welchen inneren Kampf die erregten Zweifel denselben versetzt haben mußten, das geht aus der gänzlichen Theilnahmlosigkeit hervor, mit der er an den herrlichen Naturgegenständen, selbst an dem Wasserfall von Schaffhausen vorüberging. In Zürich, wo er glückliche Stunden mit Lavater verlebte, trennte er sich von seinen bisherigen Reisegefährten und ging mit einem Landsmann Namens Passavant über den See. Das schöne Lied „Auf dem See", ein charakteristisches Gegenstück zu Klopstock's „Zürchersee", läßt uns in die tief empfindende Seele des Dichters blicken, in welcher mitten in der herrlichen Natur die goldnen Träume der Liebe auftauchen.

Jenseits des Sees auf einer Höhe, von welcher man eine entzückende Aussicht über die Landschaft genießt, schrieb Göthe die Zeilen:

Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieser Blick!
Und doch, wenn ich, Lili, dich nicht liebte,
Fänd' ich hier und fänd' ich dort mein Glück?

Das Kloster Maria Einsiedeln wurde besucht, der Rigi bestiegen und über den Vierwaldstädter See ging es dem Gotthart zu. Von der Höhe des Berges blickte Göthe in die Schluchten und Thäler hinab, welche ihre Wasser dem gesegneten Italien zuführen. Der Reisegefährte, voll Verlangen nach dem schönen Lande, schickte rasch entschlossen sich schon an, die Straße nach Airolo hinabzusteigen. Doch Göthe vermochte ihm nicht zu folgen; die Sehnsucht nach Lili, durch ein goldnes Herzchen, das er in glücklichen Stunden von ihr empfangen hatte und an seinem Busen trug, zu doppelter Macht erweckt, zog ihn nach Deutschland zurück. Noch war die Stunde nicht gekommen, wo sich dem Dichter in Italien die hohe Welt des Classischen aufthun und eine entschiedene Umgestaltung in seiner Kunstanschauung bewirken sollte. Auf seiner Rückreise brachte er noch einige Tage in Zürich bei Lavater zu, dann ging er über Straßburg nach Frankfurt zurück, wo er im Juli wieder eintraf.

Doch suchte der Zurückgekehrte in der Nähe der Geliebten, nach welcher ihn die Sehnsucht so mächtig hingezogen hatte, vergebens den Genuß eines ruhigen Liebesglückes. Es folgten zwar noch frohe Tage, wie die im August zu Offenbach verlebten, in denen, unberührt von störenden Einflüssen und geschützt und gehegt in dem Kreise treuer Freunde, die Liebe mit ihrer früheren Innigkeit die Herzen erwärmte, desto erkältender wirkte aber das zerstreuende Leben in Frankfurt, welches häufig Verstimmung zurückließ und die Gemüther immer mehr einander entfremdete. Aus den oft mit leidenschaftlicher Gluth geschriebenen Briefen an die Freundin geht hervor, wie des Dichters Herz bald von bitterer Liebesqual, bald von hoher Liebeswonne erfüllt ist. Er

klagt, daß er sich so oft am weiblichen Geschlechte betrogen habe, aber dann fühlt er auch wieder, daß das Mädchen mit der Seele eines Engels ihn ohne ihre Schuld unglücklich mache, daß er ihre heiteren Tage trübe. Er fragt sich, ob es nicht übermäßiger Stolz sei zu verlangen, daß ihn Lili erkenne und erkennend liebe, „erkenn' ich sie vielleicht auch nicht, und da sie anders ist wie ich, ist sie vielleicht nicht besser?" Dann aber füllt ihre Gegenwart wieder sein Herz mit der höchsten Wonne, er fühlt sich in diesen Stunden „in der grausamst feierlichst süßesten Lage seines Lebens, in der er durch die glühendsten Thränen der Liebe den Mond und die Welt schaut, und in der ihn Alles seelenvoll umgiebt". Aber indem er in dieser Stille nur wieder ein Gewitter ahnt, das sich immer in den harmlosesten Tagen zusammenziehe, ruft er schmerzlich aus: „Wird mein Herz endlich einmal in ergreifendem, wahren Genusse und Leiden die Seligkeit, die Menschen gegönnt ward, empfinden, und nicht immer auf den Wogen der Einbildungskraft und überspannten Sinnlichkeit himmelauf und höllenab getrieben werden?" Wohl mochte die lebensfrohe Braut jener Neigung anzuziehen, die der Dichter in „Lili's Park" mit Laune dargestellt hat, auch während der Zeit, wo ihr Herz demselben ganz gehörte, ihm zur Unlust mehr als billig nachgegeben haben, und Göthe, zu leicht zu unbegründeter Eifersucht hingerissen, oft ungerecht gegen sie gewesen sein, so daß sich nur zu oft jener stumme Trotz einstellte, in welchem die Liebenden wochenlang sich nichts zu sagen wußten. Aber es würde sich dennoch der Bund ihrer Herzen gewiß nicht aufgelöst haben ohne jene Einwirkung von Verwandten und Freunden, welche, der Verbindung nicht geneigt, nur zu gerne kleine Zerwürfnisse benutzten, um ihre Herzen einander zu entfremden. Das beständige Aufhetzen untergrub endlich eine auf herzliches Vertrauen gegründete Liebe, deren Ernst sich in einer Aeußerung Lili's aus der späteren Zeit ihres Brautstandes, an des Geliebten Seite selbst in Amerika ihr Glück suchen zu wollen, auf das edelste offenbarte, und deren Tiefe uns das Wort Göthe's ahnen läßt, welches er, als sich ihr Stern schon

zum Untergange neigte, an die Freundin richtet: er zittere vor dem Augenblick, da ihm Lili gleichgültig und er hoffnungslos werden könnte. Aber nur zu bald erschien dieser Augenblick, wenn der Dichter auch noch lange das Bild der Geliebten im Herzen trug und ihn noch lange der tiefe Schmerz durchzitterte, der in dem einfachen, ergreifenden Liede sich ausspricht:

Ihr verblühet, süße Rosen,
Meine Liebe trug euch nicht,
Blühtet, ach, dem Hoffnungslosen,
Dem der Gram die Seele bricht!

Jener Tage denk' ich trauernd,
Als ich, Engel, an dir hing,
Auf das erste Knöspchen lauernd
Früh zu meinem Garten ging;

Alle Blüthen, alle Früchte
Noch zu deinen Füßen trug,
Und vor deinem Angesichte
Hoffnung in dem Herzen schlug.

Ihr verblühet, süße Rosen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blühtet, ach, dem Hoffnungslosen,
Dem der Gram die Seele bricht!

Drei Jahre nach der Auflösung des Verhältnisses, im August 1778, vermählte sich Lili mit dem Banquier von Türkheim in Straßburg. Im folgenden Jahre besuchte sie Göthe auf seiner Durchreise, als er den Herzog Karl August von Weimar in die Schweiz begleitete; er sah sie als glückliche Gattin und Mutter wieder. Es war das letztemal, daß sich die früher Verbundenen im Leben begegneten. Als aber die Erinnerung an diese Jugendliebe schon längst in Göthe's Seele zurückgedrängt war, am Tage nach der verhängnißvollen Schlacht bei Jena, wurde ihm die Ueberraschung zu Theil, in einem schönen französischen Husarenoffizier, der sich zu ihm führen ließ, Lili's Sohn vor sich zu sehen, welcher den Jugendgeliebten der Mutter aufzusuchen nicht versäumt hatte.

Nachdem wir Göthe durch sein vielbewegtes Jugendleben begleitet haben, können wir nun, bei dessen Abschluß auf dasselbe

zurückblickend, der unermüdlichen Arbeit des Jünglings an seiner Ausbildung, dem tiefen Ernste, mit welchem jederzeit der reichbegabte Dichtergeist seiner Vollendung entgegenrang, unsere Anerkennung, und den Erfolgen, welche dieses edle Streben krönten, unsere Bewunderung nicht versagen. Dürfen wir aber dem Dichter ein gleich ernstes sittliches Streben zuerkennen, und müssen wir nicht vielmehr, wenn wir ein Liebesverhältniß nach dem andern entstehen und sich wieder auflösen sehen, in den ihm schon so oft gemachten, ja stereotyp gewordenen Vorwurf miteinstimmen, daß er, von allzugroßer Beweglichkeit des Herzens, es mit der Liebe nicht sehr ernst genommen habe? Denn wer so oft den Gegenstand seiner Zuneigung gewechselt hat, der kann, so urtheilt man, die Liebe niemals tief empfunden haben. Wir würden fürwahr dem Dichter großes Unrecht thun, wenn wir diesen im alltäglichen Leben sich oft bestätigenden Satz auf ihn anwenden wollten. Wohl war ihm als ein Erbtheil der Natur ein überaus empfindsames, weiches, für alle Eindrücke empfängliches Herz gegeben, welches sich am wenigsten der allbezwingenden Macht der Liebe verschließen konnte. Aber wie dürfte dieses reizbare und leicht entzündliche Herz gerade dem Dichter zum Vorwurf gereichen, welcher aus seinem mannichfach bewegten, von Freude erweiterten und von Leid durchzitterten Inneren die Stoffe seiner Dichtungen schöpft, an denen sich die Herzen der Mit- und Nachwelt erheben? Am meisten aber verkennt man Göthe, wenn man glaubt, seine Liebe, welche einmal entzündet, ihn ganz und gar durchdrang und mit der tiefsten Innigkeit des Gefühls empfunden wurde, sei oberflächlich und flatterhaft gewesen. Wenn er freilich später selbst einen Unterschied in der Stärke seiner Neigung gemacht und sogar geäußert hat, daß seine Liebe zu Lili seine einzige und wahre gewesen sei, so dürfen wir nicht vergessen, daß dieses Urtheil aus den Erinnerungen an das gereiftere Alter und an die Zeit des Brautstandes, in welchem erst der wahre Ernst der Liebe sich zugesellt, entsprungen ist. Aber wie innig und tief empfand dieselbe der Jüngling, so oft sich ihr

sein Herz geöffnet hatte, wie schmerzlich für ihn löst sich jedes Verhältniß, wie lange tönen noch die Schwingungen nach und verstärken sich oft plötzlich zu ungeahnter Gewalt, wenn die Liebe schon erloschen schien! Er setzte sich fürwahr nicht leichten Muthes über getäuschte Hoffnungen hinweg und schlug sich nicht schnell getröstet das verlorne Glück aus dem Sinn; so oft sich eine Verbindung auflöste, kämpfte er einen ernsten, sittlichen Kampf, nach welchem sein von Leidenschaft ergriffenes Herz erst nach Entsagung und Schmerz die gesuchte Ruhe wiederfand. Je öfter und schmerzlicher er den Unbestand des Liebesglückes erfahren mußte, desto tiefer empfand er dennoch, was er einmal an Auguste von Stolberg geschrieben hat, daß „sein Innerstes ewig und allein der heiligen Liebe gewidmet bleibt, die nach und nach das Fremde durch den Geist der Reinheit, die sie selber ist, ausstößt und so endlich lauter werden wird, wie gesponnen Gold". Eine moralische Schuld lud Göthe nur auf sich, als er im zweiundzwanzigsten Jahre die Verbindung mit Friederike abbrach. Muß uns aber das nicht gerade mit dem Dichter aussöhnen und mit Achtung gegen ihn erfüllen, daß er der Mit- und Nachwelt diese Schuld frei bekannte und auch nicht mit dem geringsten Scheingrund diesen Bruch zu beschönigen sucht? Wie Wenige mag es geben, die so vorurtheilsfrei und strenge über ihre vergangene Jugend, deren Fehltritte man so leicht zu entschuldigen geneigt ist, richten würden! Wie selten wird bei uns ein Liebesverhältniß eines zweiundzwanzigjährigen Jünglings mit dem Ernst beurtheilt, mit welchem Göthe das seinige beurtheilt hat! Statt anzuklagen hätten wir eher Grund, ihn zu beklagen, daß ihm sein Schicksal nicht zu günstiger Stunde ein Wesen zugeführt hat, welches, noch nicht gebunden, ein reiches Innere der reichen Welt des Dichters entgegenbringen konnte, und daß, wo ihm dies zu Theil zu werden schien, von äußeren, erkältenden Einflüssen die schon entfaltete Blüthe zerstört wurde. Bringen wir aber Göthe's dichterischen Beruf in Anschlag, so können wir uns nur Glück wünschen, daß er sich der edlen Weiblichkeit in so vie-

len anziehenden Gestalten genähert hat. Denn wie die Früchte dieses mannichfachen Verkehrs eine reiche Zahl der anmuthigsten Liebeslieder voll tiefer und wahrer Empfindung gewesen sind, so würde der Dichter auch sicherlich auf andere Weise nicht zu dem Ruhme gelangt sein, in seinen Werken die Frauenwelt in ihrer reinsten Wahrheit, in ihrem tiefsten Reichthum dargestellt zu haben, nicht allein unter den vaterländischen Dichtern, sondern auch mit Shakespeare unter den Dichtern aller Zeiten und Nationen. Margarethe im Faust, Klärchen im Egmont, Marie und Elisabeth im Götz, Lotte im Werther, Iphigenie, die beiden Leonoren im Tasso, Dorothea, Ottilie in den Wahlverwandtschaften, Natalie in den Lehrjahren, und wie sie alle heißen, sind Frauencharaktere von der größten Naturwahrheit und bei aller inneren Verschiedenheit von der höchsten Anmuth; sie sind Blumen von den schönsten und zartesten Farben, welche des Dichters Hand zu einem unverwelklichen Kranze zur Verherrlichung wahrer Weiblichkeit gewunden hat.

Nach der Auflösung der Verbindung mit Lili fühlte sich der Dichter in Frankfurt immer vereinsamter. Schon früher hatte er den Verlust der bewährten, treuen, stets um ihn besorgten Freundin, der Fräulein von Klettenberg, deren Tod nach langem Leiden nicht unvorhergesehen erfolgt war, schmerzlich empfunden. Um so leichter wurde es ihm daher, da so feste Bande, welche ihn an die Vaterstadt geknüpft, sich gelöst hatten, dieselbe zu verlassen, als nun der für ihn so wichtige und entscheidende Zeitpunkt heranrückte, welcher ihn derselben entführen sollte. Schon im December des Jahres 1774 hatte der Erbprinz Karl August von Weimar und Prinz Konstantin in Begleitung des Erziehers des letzteren, Karl Ludwig von Knebel, auf ihrer Durchreise nach Paris Göthe sich vorstellen lassen. Dieser war den fürstlichen Reisenden auf mehrere Tage nach Mainz nachgekommen, und hatte in diesen Tagen die gegenseitige Annäherung gefördert. Nun kam im September Karl August, der unterdessen Herzog geworden war, abermals durch Frankfurt, um seine fürst-

liche Braut, die Prinzessin Luise von Darmstadt, heimzuführen. Die wiederholte Einladung zu einem Besuche in Weimar nahm Göthe ohne Zögern an; es wurde verabredet, daß er in einem Wagen, der in Straßburg verfertigt wurde, mit dem Kammerjunker von Kalb dem Herzog nach Weimar nachfolgen sollte. Schon hatte sich Göthe von allen seinen Freunden und auch von Lili verabschiedet; doch der Wagen traf nicht zur bestimmten Zeit ein. Der mißtrauende Vater sah in dem Hergang der Dinge eine Demüthigung, die man seinem Sohne absichtlich zugedacht habe. Vierzehn Tage mußte der Dichter, welcher, nachdem er Abschied genommen, sich als abwesend hatte angeben lassen, auf seinem Zimmer zubringen. Des Vaters Hypothese gewann immer mehr Wahrscheinlichkeit, sein Wunsch, daß der Sohn Italien besuchen möge, wurde immer dringender. Göthe ging endlich auf denselben ein und der nächste Morgen sah ihn schon an der Bergstraße. In Heidelberg hatte er einige Tage zu verweilen beschlossen, um die Vertraute seiner Liebe zu Lili, Fräulein Delf, zu besuchen. Man behandelte den Dichter daselbst sehr zuvorkommend, man suchte ihn durch eine projectirte Verbindung, die nach seiner Rückreise geknüpft werden sollte, für den pfälzischen Hof zu gewinnen. Doch beschloß Göthe sich auf sanfte und artige Weise loszulösen und den folgenden Tag die Reise wieder fortzusetzen. Da weckt ihn mitten in der Nacht das Horn eines Postillons aus dem Schlaf. Es war eine Estafette, vom Kammerjunker von Kalb von Frankfurt aus abgesendet, um den Dichter zurückzurufen. Er hatte auf den noch nicht fertigen Wagen warten müssen, war dann über Mannheim nach Frankfurt gereist und fand zu seinem Erstaunen Göthe abwesend, im Begriff, eine weite Reise zu unternehmen. Kurze Zeit schwankte der Dichter an diesem wichtigen Scheideweg; die Freundin ließ es an dringenden Bitten zu bleiben nicht fehlen. Er riß sich los, sie wollte ihn nicht ziehen lassen, so daß er endlich leidenschaftlich in die Worte seines Egmont ausbrach, dessen Charakterbild zu entwerfen er in der letzten Zeit beschäftigt war:

„Kind! Kind! nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unseres Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts, als muthig gefaßt die Zügel festzuhalten und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder abzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert man sich doch kaum, woher er kam."

9.

Weimarer Aufenthalt von 1775—1786. Hofleben und Freundeskreis.

Als Göthe an dem Scheidewege, an den er sich zur Wahl zwischen zwei ganz auseinandergehenden Lebensbahnen mit so zwingender Nothwendigkeit gestellt sah, mit den Worten seines Egmont dem Zurückrufe nach Frankfurt als einem Schicksalsrufe, welchem sich der Mensch vergeblich widersetzen würde, Folge leistete, war es doch der Zug seines Innern, der, mit gebietender Macht sich ankündigend, ihn in demselben des Schicksals Stimme erkennen ließ. So selten er selber in späterer Zeit sich die Frage vorgelegt haben wird, wie sich wohl seine Laufbahn auf dem zweiten Lebenswege, der vor ihm lag, gestaltet haben würde, so oft haben Andere sich zu Reflexionen über die Frage veranlaßt gesehen, ob seine damalige Entscheidung seiner poetischen Thätigkeit förderlich gewesen sei oder nicht. Ob Göthe groß geworden sei durch Weimar, oder ob er noch größer geworden wäre ohne Weimar, darüber ist schon viel gesprochen worden, und letzteres zu bejahen war man mindestens eben so oft geneigt, als es zu verneinen. Wenn aber ohnehin eine solche Frage einem vollendeten und abgeschlossenen Wirken gegenüber und in Betracht der

unendlichen Zufälligkeiten, welchen das menschliche Leben ausgesetzt ist, als höchst müßig erscheint, so dürfen wir im Hinblick auf Göthe's eigene Zufriedenheit mit seiner nachmaligen Stellung und auf seine reiche poetische Productivität, welche die Nation mit dem kostbaren Schatz so vieler vollendeter Dichtungen beschenkt hat, um so ruhiger und unbekümmerter die Beantwortung derselben von uns abweisen. Aber auch jene oft wiederholten Urtheile der Zeitgenossen, die vor dem zweiten Dichterfrühling Göthe's sich gebildet und in seiner verminderten Productivität während der zehn ersten Jahre seines Weimarer Aufenthalts einen triftigen Grund zum Tadel gegen ihn gefunden haben, erscheinen ebenso ungerecht als unverständig. Denn ungerecht gegen den Dichter müssen immerhin die Urtheile erscheinen, welche hauptsächlich nur auf übertriebene Gerüchte von dem ausgelassenen und zerstreuenden Hofleben, dem Göthe in Weimar ergeben sei, sich stützten, wenn es auch erklärlich ist, daß bei dem geringeren Verkehre damaliger Zeit und bei der untergeordneten Stellung Weimars unvortheilhafte, oft aus der unlautersten Quelle fließende Aeußerungen, zumal wenn sie von Mitgliedern der Weimarer höheren Gesellschaft ausgingen, auf kürzere oder längere Dauer selbst bei den Freunden Göthe's Eingang finden konnten. Daß aber die Nation so lange über diese Lebensverhältnisse ihres größten Dichters im Dunkeln bleiben konnte oder dieselben im falschen Lichte sah, dazu haben auch Berichte aus späterer Zeit ihr Theil beigetragen. Haben doch Bücher, wie Böttiger's „Literarische Zustände und Zeitgenossen", welche geschrieben wurden, als schon sechszehn Jahre seit Göthe's Uebersiedelung nach Weimar verflossen waren, das zweifelhafte Verdienst, Anekdoten aus jener Zeit, die zum Theil schon der Alles umgestaltenden Macht der Mythe verfallen waren, dem Publikum vorzuführen, und indem sie die Geistesheroen, die damals in Weimar versammelt waren, gleichsam in ihrem Hauskleide zeigten, dieselben von ihrer Höhe herab auf das Niveau anderer gewöhnlicher Sterblicher zu ziehen. Und wie unberechtigt war das Ver-

langen, welches man an den Dichter stellte, daß er in kurzer Zeit wieder weltbezwingende Werke, wie den Götz und Werther's Leiden hervorbringen sollte! Denn auch der Genius ist, so weite Bahnen er durchfliegen mag, nicht schrankenlos und bedarf bei der wirkungsreichsten Schöpferkraft auch der zeitweisen Ruhe zur Stärkung und Sammlung für neue Stoffe. Jene ersten Jahre der Weimarer Zeit, welche man so oft als verlorene bezeichnet hat, waren eine Epoche, in der naturgemäß die Productivität Göthe's im großen Ganzen einen Stillstand machen mußte. Denn ein neues Leben mußte von der Individualität des Dichters erst aufgenommen und verarbeitet werden, nachdem der innere Gehalt der früheren Epoche ausgesprochen und damit überwunden war. Die Früchte zeitigten im Verborgenen, ungesehen von den Augen der Menge, welche da öde Sterilität erblickte, wo die tüchtigen, starken und tiefliegenden Keime sich im Dunkel mit langsam wirkender, aber nachhaltiger Kraft zu gedeihlichem Leben entwickelten. Erst die neuere Zeit, welche aufgeklärter ist über diese Lebensepoche Göthe's, ist auch gerechter gegen den Dichter geworden, und hat, wie ihr der früheren voraus vergönnt ist, tiefer in sein Seelenleben während derselben zu blicken, auch gestützt auf diese Einsicht jenen scheinbaren Stillstand des Dichters mit besserem Verständniß zu würdigen gewußt.

Wenn sich Jemand noch so sehr gegen die gute Meinung von Göthe's damaligen Lebensverhältnissen verschlossen hätte, so müßten ihn die erschienenen Briefwechsel, durch welche der Dichter auf das glänzendste gerechtfertigt wird, eines Bessern belehren. Wie männlich, kräftig und strebsam erscheint er in den Briefen an Merck, wie groß und edel in denen an Knebel; wie verschwinden hier alle die trüben Nebel, mit denen Vorurtheil und gehässige Gesinnung seine Person umhüllt hatten! Und wie unwiderleglich drängt sich uns, je tiefer wir in den Briefen an die Frau von Stein in sein Inneres blicken, wo keine Falte uns verborgen bleibt, die Ueberzeugung auf, daß in der warmen Dichterbrust

ein großes, menschlich fühlendes, nach wahrer sittlichen Vollendung ringendes Herz geschlagen habe!

Als Göthe von dem jugendlichen Herzoge Karl August, zwar vorläufig nur zu flüchtigem Besuche eingeladen, in seinem siebenundzwanzigsten Jahre nach Weimar übersiedelte, that er den entscheidenden Schritt, der von dem vollendeten Jünglings= in das Mannesalter führt. Denn wenn auch der Gegensatz in der Weltansicht des Jünglings und Mannes sich erst in einem Zeitraume von mehreren Jahren auszugleichen pflegt, so war doch für ihn die plötzliche Veränderung der äußeren Lebensverhältnisse die von selbst sich ergebende Grenze, welche die beiden Epochen seines Lebens und Wirkens von einander trennte. An den verschiedenen Orten seines oft wechselnden Aufenthalts hatte er bisher Kenntnisse und Lebenserfahrungen gesammelt und seinen Geist vielseitig ausgebildet; interessante Reisen hatten das schon frühe in heftige Bewegung gesetzte Gemüth wohlthuend beruhigt und die leidende Seele wieder geheilt; in dem freundschaftlichen Verkehre mit den verschiedensten Individualitäten hatte er durch Austausch der Lebensansichten und Ideen den Reichthum seines Geistes zu noch größerer Fülle erweitert; die Freuden und Leiden des Jünglingsalters waren durchgekostet. Das äußerlich Bewegliche desselben und das innerlich oft noch Schwankende, das unruhvolle Ringen und Drängen sollte nun bald aufhören, nachdem eine bestimmte Lebensbahn vor dem Dichter geöffnet worden war, auf der er mit dem besonnenen und nachhaltigen Streben des Mannes voranschreiten sollte. Der Ernst des Lebens trat ihm nun entgegen; die Last des Lebens wurde auf seine Schultern gelegt; der bisher sorglos wandernde und ruhig genießende Dichter wurde nun auf längere Zeit an die Scholle gefesselt, um auch seine Wirksamkeit als Bürger in dem ihm angewiesenen Kreise zu bethätigen. Aber die Lasten drückten ihn nicht nieder, sondern stärkten die Elastizität des Geistes, der bald frisch und jugendkräftig in unsterblichen Dichtungen sich offenbarte. Wie sehr auch Göthe selbst die Nothwendigkeit einer solchen Verpflanzung in ganz andere Lebensver=

hältnisse erkannt hat, geht aus einem Briefe hervor, den er, als ihm auf eine schon sechsjährige Erfahrung in seinem neuen Wirkungskreise zurückzublicken vergönnt war, an seine Mutter richtete: „Sie erinnern sich", schreibt er dort, „der letzten Zeiten, die ich bei Ihnen, ehe ich hierher ging, zubrachte. Unter solchen fortwährenden Umständen würde ich gewiß zu Grunde gegangen sein. Das Unverhältniß des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit meines Wesens hätte mich rasend gemacht. Bei der lebhaften Einbildung und Ahnung menschlicher Dinge wäre ich doch immer unbekannt mit der Welt und in einer ewigen Kindheit geblieben, welche meist durch Eigendünkel und alle verwandte Fehler sich und Andern unerträglich wird. Wie viel glücklicher war es, mich in ein Verhältniß gesetzt zu sehen, dem ich von keiner Seite gewachsen war, wo ich durch manche Fehler des Unbegriffs und der Uebereilung mich und Andere kennen zu lernen Gelegenheit genug hatte; wo ich, mir selbst und dem Schicksale überlassen, durch so viele Prüfungen ging, die so vielen hundert Menschen nicht nöthig sein mögen, deren ich aber zu meiner Ausbildung äußerst bedürftig war; und noch *jetzt*, wie könnte ich mir, nach meiner Art zu sein, einen glücklicheren Zustand wünschen, als einen, der für mich etwas Unendliches hat."

Will man sich ein Bild von dem Weimar machen, welches in den siebenziger und achtziger Jahren die Wohnstätte einer edlen und kunstsinnigen Fürstenfamilie war, und in seinen Mauern die Heroen unserer Literatur beherbergte, so muß man die etwaigen Vorstellungen von dem jetzigen freundlichen Weimar, welches seine reinlichen Straßen, seine hervorragenden Gebäude, seine parkartige Umgebung jenen und den folgenden Decennien zum großen Theil verdankt, bedeutend herabstimmen. Die Stadt zählte damals kaum mehr als sechstausend Einwohner; ihr Aeußeres war sehr bescheiden, ja dürftig, so daß noch Schiller um's Jahr 1786 an seinen Freund Körner schreiben konnte: „das Dorf Weimar," und daß es Herder, freilich in einem Zustande der Mißstimmung, um

dieselbe Zeit ein Mittelding zwischen Hofstadt und Dorf nannte. Dagegen existirten noch als Reste einer mittelalterlich-kleinstädtischen Polizeicontrole belästigende Einrichtungen, wie das Anhalten aller zu Wagen das Thor Passirenden, und das von dem Thorschreiber mit gewissenhaftester Pünktlichkeit vollzogene Anmelden derselben bei dem Herzoge. Auch die Verbindung mit den Nachbarstädten war von höchst ländlich unvollkommener Art. Noch in den neunziger Jahren wurde die Correspondenz zwischen Göthe und Schiller durch eine Botenfrau befördert; und die neu entstandenen Geistesprodukte, welche sich die großen Dichter zu wechselseitiger Beurtheilung zusendeten, gingen durch ihre Hand von Weimar nach Jena und von da zurück. Selbst der Weimarer Hof wohnte damals keineswegs bequem und seinen Bedürfnissen gemäß. Er hatte sich nach dem Brande, welcher im Jahre 1774 das alte Residenzschloß verheert hatte, in den beschränkten Räumen des sogenannten Fürstenhauses einrichten müssen, von denen uns Schöll in seinen Merkwürdigkeiten Weimars nicht das günstigste Bild entwirft: „In Sälen und Gemächern, an welchen der ursprünglichen Uebereilung wegen noch lange nachzubessern war, unter Decken, die gelegentlich dem Einsturz drohten, fand die lustige Unruhe der ersten Regierungsperiode Karl August's ihren Spielraum.“ In diesen Räumen wurde getafelt und Comödie gespielt, hier fanden Concerte und Hofbälle statt, während in dem oberen Stocke des Gebäudes die Conseilssitzungen abgehalten wurden.

Dem unbedeutenden Aeußeren der Stadt entsprach auch der beschränkte Sinn der Einwohnerschaft, welche im Anschauen des Großen, was sich vor ihren Augen entfaltete, wie Stahr sagt, nicht über das philisterhafte Stutzen und Staunen hinauskam „Wie sollte sie auch? Die Stadt Weimar kam zu ihrer Stellung als Deutschlands Musensitz, wie der Bettler zum Goldstücke, das ihm die Laune eines vorüberfahrenden Reichen statt der erbetenen Kupfermünze hinwirft. Nur daß die Weimaraner von damals weit davon entfernt waren, des Bettlers Freude zu theilen.“

keineswegs geneigt, das edle Bemühen ihres Regentenhauses, die geistigen Größen des Vaterlandes um sich zu versammeln, nur einigermaßen zu würdigen, erschien dem am Hergebrachten klebenden Philisterthum das Herbeiziehen der „Schöngeister" als etwas an und für sich ganz Unerhebliches, für es selbst aber als eine höchst unbequeme Neuerung, durch welche es sich beeinträchtigt fühlte, und deren ganze Mißliebigkeit diese Fremdlinge zu empfinden hatten. Als die Herzogin Amalie im August 1778 von einer Reise, welche sie zum Theil in Begleitung Merck's gemacht hatte, nach Weimar zurückkehrte, wurde sie zwar, wie Wieland an diesen schreibt, mit Trompeten, Pauken und Jubilo der treudevotesten Bürgerschaft empfangen; minder devot war aber der Ton der Reden, welche ein vorauseilendes Gerücht unter ihr veranlaßt hatte: die Leute sagten, die Herzogin würde einen schönen Geist, den sie unterwegs aufgegabelt hätte, mitbringen, der sich Marcks nennte, und in Gemäßheit eines so kräftigen Namens gar ein gewaltiger Kerl wäre. Man war schon gespannt auf allerlei lustige Scenen, wenn alle Marckse, neue und alte, sich miteinander herumbissen, und war begierig zu sehen, ob der neue Marcks über den, der nun bald drei Jahre in Possession wäre, den Sieg davon tragen, oder ob dieser sich in der Possession mainteniren und jenen wieder wegbeißen würde. „Denn im Grunde," fährt Wieland fort, „kannst Du Dir kaum vorstellen, wie verhaßt hier der Name eines schönen Geistes ist, und was für ein verdammtes Gallimathias von confusen Begriffen die Leute mit diesem Namen verbinden."

In diese Umgebung, wo die Huld einer feingebildeten Fürstenfamilie ihn erwartete, wo aber auch lauernde Schelsucht selbst von Personen, welche dieser nahe standen, wachsam war, trat Göthe im November 1775 ein. Indessen erregte seine persönliche Erscheinung allgemeine Theilnahme und Bewunderung. Knebel schreibt: „Wie ein Stern ging er auf; Jedermann hing an ihm, sonderlich die Damen." Wenn schon seine einnehmende Persönlichkeit geeignet war, die Herzen in raschem Siegessturme zu ge-

winnen, so erhöhte er noch das Interessante derselben, indem er sich in seiner äußeren Erscheinung als den Dichter des Werther ankündigte. Er trat im Wertherkostüm auf, welches auch alsbald zur Hoftracht gemacht und von dem Herzog selber angelegt wurde. Die ersten Monate vergingen unter Vergnügungen und Festen aller Art; mit Bällen, Maskeraden, Schlittenfahrten, Eislauf wechselten Jagden, Ausflüge auf die nahe gelegenen Lustschlösser und einsame Wanderungen in die nahen Gebirgsgegenden. Ueberall fand der auf den hochgehenden Wogen des neuen Lebenselementes eingeschiffte Dichter Gelegenheit, den beliebten „Freiweghumor" in seiner ganzen Fülle und Frische zu zeigen. Auch unter der übrigen Umgebung des jugendlichen Herzogs waren Elemente genug, welche den geistreich heiteren Ton der Gesellschaft auf seiner Höhe zu erhalten wußten, wie Graf von Seckendorf, und Herr von Einsiedel, an welchen Göthe immer thätige Kunstgenossen fand, die ihm durch ihre musikalischen und selbst poetischen Talente die Hoffeste verherrlichen halfen. Auch Bertuch, Knebel und Andere wirkten durch ihre geselligen Talente zur Unterhaltung des lebensfrohen Kreises mit. Wohl mochte dessen ungewöhnliches Treiben dem nüchternen und an der Etikette festhaltenden Beobachter auffallend erscheinen, ja es mochte der noch schäumende Most der Jugend in diesem Genieleben öfters übersprudeln und ihre Scherze und ihr Humor zuweilen die Grenzen feinen Anstandes überfliegen, wenn die jungen Männer, wie Göthe selbst an Merck schreibt, des Teufels Zeug trieben. Doch theilte sich ein höherer und edlerer Reiz diesen geselligen Vergnügungen und Festlichkeiten mit, wenn, was häufig geschah, die Frauen an ihnen Theil nahmen, durch deren Gegenwart der hervorbrechende Uebermuth burschikoser Ausgelassenheit gezügelt und in den Schranken feiner Schicklichkeit gehalten wurde. Die geistreiche Herzogin Mutter Anna Amalie, die Urenkelblüthe des Hauses Este und Nichte Friedrichs des Großen, ausgezeichnet durch Anmuth und gediegene Bildung, die sie in späteren Jahren selbst durch Erlernung des

Griechischen noch erhöhte, die Schöpferin dieses regen geistigen Lebens, war auch der eigentliche Mittelpunkt desselben und die „Schutzherrin dieser geselligen Munterkeit". Auch ihre nähere Umgebung, die Frau von Stein, die Fräulein von Göchhausen, die Kammersängerin von Rudorf, die nachmalige Gattin Knebel's, und Andere belebten und verschönerten die Cirkel durch ihren gebildeten Geist und ihre persönliche Anmuth. Und wenn die Männerwelt schon in dieser Umgebung ihren Witz zwar herausgefordert, aber in den Grenzen feiner Sitte gehalten sah, so ging noch mehr von der zartfühlenden und sanften Herzogin Luise, welche, nach den strengsten Anstandsregeln erzogen, besonders im Anfang sich vor der genialen Ausgelassenheit in sich zurückgezogen hatte, eine besänftigende Macht auf jene aus, welche das Gefühl einer zarten Scheu vor der edlen, leicht verletzlichen Weiblichkeit sie lebhaft empfinden ließ. Je länger Göthe sich in diesen Kreisen feiner Bildung bewegte, desto tiefer wurzelte in ihm die Ueberzeugung, welche er in seinem Tasso ausspricht:

Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an.
Denn ihnen ist am meisten dran gelegen,
Daß alles wohl sich zieme, was geschieht.
Die Schicklichkeit umgibt mit einer Mauer
Das zarte, leicht verletzliche Geschlecht.
Wo Sittlichkeit regiert, regieren sie,
Und wo die Frechheit herrscht, da sind sie nichts.

Als auf Veranlassung Göthe's bald auch die berühmte Sängerin Corona Schröter, welche er in Jugendliedern schon besungen hatte, von Leipzig als Kammersängerin nach Weimar berufen wurde, ging in dieser reichbegabten, gebildeten und anmuthigen Künstlerin den dortigen Cirkeln ein neuer Stern auf.

Schon im Januar 1776, als es sich entschieden hatte, daß Göthe dauernd in Weimar bleiben würde, begann die hohe Fluth der geselligen Lustbarkeiten zu ebben. Aber der Dichter hatte, wie er im December an Lavater schrieb, täglich mehr gelernt, auf der Woge der Menschheit zu steuern und hielt, als noch lange die geniale Lust in den Andern fort-

tobte, oft schon den Blick aus den Zerstreuungen auf die ernste Aufgabe des Lebens und auf das Ziel seines Dichterberufes gerichtet. Auch die Festlichkeiten wiederholten sich seltener, wie es denn überhaupt nach Riemer's Bericht eine ganz irrige Vorstellung ist, wenn man glaubt, daß diese Lustbarkeiten und Scherze eine ununterbrochene Kette oder gar ein Spalier von Immergrün und Jelängerjelieber gebildet hätten; sie sind vielmehr für diese Zeit, die des dringenden Ernstes keineswegs entbehrte, nur wie Lichtpunkte, wie einzelne glänzende Sterne zu betrachten, die aus dem gleichmäßigen Grunde des alltäglichen Lebens hervorstrahlen. Dessenungeachtet veranlaßte das Neue und Ungewöhnliche dieses Weimarer Lebens sogar bei Mitgliedern der dortigen höheren Gesellschaft manche üble Nachrede und Verdächtigung, die nur zu bald ganz Deutschland durchflog. Vornehmlich trug der Graf Görz, früherer Erzieher des jungen Herzogs, während einer Reise nach Darmstadt und in die Rheingegenden dazu bei, die Zustände in Weimar nicht im günstigsten Lichte zu zeigen. Auf eine Mahnung Merck's erwiedert diesem Wieland im Juli 1774: „Daß Görz uns überall mit Dreckfarbe malt, wußt' ich; aber daß auch Dalberg, der mit dem Herzog und Göthe sehr liirt war, Dalberg, von dem ich so viele schriftliche Zeugnisse der größten, wärmsten Hochachtung und Liebe in Händen habe, schlecht von uns und von mir besonders reden sollte, hätt' ich ihm nicht zugetraut. Ihre Erinnerung, daß wir vorsichtiglich wandeln sollen, sind goldene Aepfel in silbernen Schalen." Dann spricht er speciell über Göthe in demselben Briefe: „Kurz, Ihr dürft glauben, daß die Kabale gegen Göthe und seine Freunde nichts als Neid und Jalousie und Mißvergnügen über fehlgeschlagene Hoffnungen zur Quelle hat." Und je näher Wieland Göthe kennen lernte, desto mehr fand er Anlaß, ihn gegen ungerechte Beschuldigungen zu vertheidigen: „Göthe ist immer der nämliche, schreibt er, immer wirksam, uns alle glücklich zu machen oder glücklich zu erhalten, und selber nur durch Theilnahme glücklich. Ein großer, edler, herrlicher, verkannter Mensch, eben darum ver-

kannt, weil so Wenige fähig sind, sich einen Begriff von einem solchen Menschen zu machen." Bis in den äußersten Süden und Norden des Vaterlandes, zu Lavater, zu Klopstock und Auguste von Stolberg waren diese Gerüchte von dem schrankenlosen Hofleben in Weimar gedrungen. Klopstock fühlte sich sogar veranlaßt, einen wohlgemeinten, aber, da er Uebertreibungen als Wahrheit unterstellte, ganz ungerechten Brief an Göthe zu schreiben. Es drängte ihn umsomehr, da es sich auch um die Zukunft Friedrich's von Stolberg handelte, dessen Besuch in Weimar ein Anerbieten des Herzogs, in seine Dienste zu treten, veranlaßt hatte. Um so ruhiger durfte Göthe die gegen ihn und den Herzog erhobenen Beschuldigungen zurückweisen. „Verschonen Sie uns künftig mit solchen Briefen, lieber Klopstock! Sie helfen uns nichts und machen uns nur ein Paar böse Stunden. Sie fühlen selbst, daß ich darauf nichts zu antworten habe. Entweder ich müßte als ein Schulknabe ein pater peccavi anstimmen oder sophistisch entschuldigen, oder als ein ehrlicher Kerl vertheidigen, und käme vielleicht in der Wahrheit ein Gemisch von allen dreien heraus, und wozu? Also kein Wort mehr zwischen uns und über diese Sache. Glauben Sie, daß mir kein Augenblick meiner Existenz übrig bliebe, wenn ich auf solche Anmahnungen antworten sollte. Dem Herzog that es einen Augenblick wehe, daß es ein Klopstock wäre. Er liebt und ehrt Sie; von mir wissen und fühlen Sie eben das. Leben Sie wohl. Stolberg mag immer kommen. Wir sind nicht schlimmer, und, will's Gott, besser, als er uns gesehen hat." Die Antwort Klopstock's, in welcher er von Verkennung des Beweises seiner Freundschaft spricht und rund heraus erklärt, Göthe sei nicht werth, daß er denselben gegeben habe, zerstörte vollkommen das gute Einvernehmen, in welchem beide Dichter bisher mit einander gestanden hatten. Auch Lavater's durch ein Gerücht erweckte Besorgniß, als lebe die junge Herzogin nicht glücklich mit ihrem Gemahl, hatte Göthe zu beschwichtigen, so wie er ihm auch über sich selbst die Versicherung gibt: „Lieber Bruder, sei nur ruhig um mich. Verlaß Dich — ich bin nun ganz eingeschifft

auf der Woge der Welt, und wohl entschlossen, zu entdecken, zu gewinnen, zu streiten, zu scheitern oder mich mit aller Ladung in die Luft zu sprengen.“ Wenn diese letzte Alternative allerdings noch stark an den jugendlich kühnen Ton des Titanismus erinnert, so erscheint dasselbe Bild der stürmischen Wogen des Lebens und des sich durchkämpfenden Steuermanns, nur veredelt und mit gemäßigtem, der besonnenen Männlichkeit würdigeren Schlusse in dem schönen Gedichte „Seefahrt“, welches der Dichter um diese Zeit Merck übersendet hat:

Doch er stehet männlich fest am Steuer,
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen.
Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe
Und vertrauet, scheiternd oder landend
Seinen Göttern.

Ueberhaupt hatte Göthe selbst während der tumultuösesten Zeit die Ausgelassenheit des Genielebens nicht verschlungen, er hatte in demselben nur die Eine Seite seines Inneren hervorgekehrt. Die ihrer selbst gewisse Kraft, die sich in Frankfurt als jener Titanismus offenbart hatte, erschien in Weimar, wo der Dichter mit einem neuen, aber aufregenden geselligen Leben in Berührung kam, als kecker, fesselloser Humor, in welchem die Fülle seines Geistes in unversiegbarem Flusse hervorsprudelte. Aber wie dort neben der Kraft die Weichheit, so lag auch hier neben diesem genialen Muthwillen eine reiche Welt des wärmsten und tiefsten Gefühles, und die ganze Weichheit und Erregbarkeit eines zart empfindenden Herzens, die oft um so mächtiger hervorbrach, je stärker der Gegensatz jener kecken Ausgelassenheit gewesen war. In einem solchen Momente, wo der der Ruhe bedürftige Dichter sich in sich selbst zurückzog, hat die Sehnsucht seiner Friede suchenden Seele in einem der edelsten und reinsten seiner lyrischen Gedichte ihren Ausdruck gefunden, in „Wanderers Nachtlied“, das er am 12. Februar 1776 am Hange des Ettersbergs gedichtet und der Frau von Stein übersendet hat:

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all' der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm', ach komm in meine Brust.

Indessen gewannen auch jene Hoffeste durch die Kunst mehr und mehr einen ernsteren und bedeutsameren Charakter und setzten sogar Göthe's dichterische Natur in mannichfache Thätigkeit. Da man durch den Schloßbrand im Jahre 1774 sich veranlaßt gesehen hatte, die Seyler'sche Schauspielergesellschaft zu entlassen, so drängte sich nun in Ermangelung einer Bühne das Bedürfniß auf, ein Liebhabertheater zu errichten, welches Göthe bis zur Berufung der Bellomo'schen Truppe im Jahre 1783 mit großem Takt und Eifer leitete. Wenn man sich recht lebendig vergegenwärtigt, von welcher Bedeutsamkeit dieses Dilettantentheater sogar für die Entwickelung unserer dramatischen Kunst und Literatur geworden, so fühlt man sich doppelt tief von der Wahrheit der Worte Stahr's überzeugt, daß jener Brand des Schlosses nöthig gewesen, um für die Weimarische Genieperiode Göthe's mit allem, was daran sich knüpft, die rechte Stätte zu bereiten. Es war eine schöne, aber auch höchst folgenreiche Zeit, als die Weimarische höhere Gesellschaft, welche insgesammt von dem Geiste einer feinen Bildung getragen wurde, und in welcher ebenso die Höhe der bürgerlichen Societät als die Macht der Genialität vertreten war, die Kunst geradezu in das Leben hinübertrug, und dieses mit den mannichfachsten Reizen derselben verschönte. So leicht möchte sich wohl nie wieder eine Gesellschaft von Dilettanten zusammenfinden, wie die zu Weimar war, wo der Herzog Karl August, die Herzogin Amalie, Prinz Konstantin, wo der Dichterfürst Göthe, der mit gefälligem poetischen und musikalischen Talente begabte Hofcavalier von Seckendorf, der geniale, schalkhaft witzige von Einsiedel, der klassisch gebildete Knebel, der Uebersetzer des Don Quixote, Bertuch, der Märchendichter Musäus, und auf

seiner Durchreise der berühmte Schauspieler Eckhof auftraten, wo die Fräulein von Göchhausen, von Kotzebue und von Rudorf spielten, und wo die ersten Rollen von der feingebildeten Künstlerin Corona Schröter übernommen wurden, deren ausgezeichnetes Talent Göthe in den Worten verherrlicht hat:

Es gönnte ihr die Muse jede Gunst,
Und die Natur erschuf in ihr die Kunst.

So enge Räumlichkeiten für die Darstellung Weimar selbst und die Sommerresidenz der Herzogin Amalie, das Schloß Ettersburg, bieten mochten, so wurden sie doch durch den Maler Krause zu würdigen Tempeln der Kunst ausgestattet. Selbst Oeser wurde bei besonderen Gelegenheiten von Leipzig herbeigezogen, während der durch Göthe unsterblich gewordene Maschinist Mieding mit Geschick und Erfahrung das Technische der Aufführung besorgte. Aber man wußte auch bei geeigneten Stücken die Bühne zu erweitern, man nahm die freie Natur zur Staffage der Kunst, und die Darstellungen gewannen den Charakter des Feenhaften, wenn, wie bei der Aufführung der „Zigeuner" von Einsiedel im Walde von Ettersburg durch die milde Sommernacht Hörnerklang ertönte, und Fackeln die Dunkelheit dieser Waldbühne erhellten; oder wenn, wie im Juli 1772 zu Tiefurt, bei der ersten Darstellung der „Fischerin" den Zuschauern plötzlich, von zahllosen Fackeln und Feuern magisch erleuchtet, das ganze Ilmthal sichtbar wurde, und der „Archimagus" Göthe ein herrliches Nachtstück in Rembrandt's Geschmack vor den erstaunten Blicken sehen ließ.

Der Charakter dieser wandernden Bühne, deren darstellendes Personal durch feingebildeten Kunstsinn mindestens eine richtige Auffassung der Rollen, und deren Publikum ein vollkommenes Verständniß der Intention des Dichters und eine richtige Würdigung der Aufführung sicherte, war ein äußerst universeller. Der „zerstreuten Flitterwelt des Carnevals" gesellte man durch sie sinnreiches Spiel und Handlung zu, und in dem burlesken Possenspiel in Hans Sachs'scher Manier, in welchem sich die alte Zeit „gutherzig, doch mit Ungezogenheit regte", war dem

Humor der Gesellschaft ein weites Feld gegeben, sich ungehindert zu ergehen. So erschien auf der Bühne Göthe's „Jahrmarktsfest von Plundersweilern", und im Jahre 1780 auf Weihnachten das von ihm zur Erheiterung der Herzogin Amalie gedichtete Stück „Das Neueste aus Plundersweilern". Nicht minder brach der Humor in Parodieen oft bis zur Verletzung einzelner durch ihn getroffener Mitglieder der Gesellschaft hervor, wie in Einsiedel's nach dem Englischen verfaßter Carrikaturoper „Eurydice" die Arie aus Wieland's Alceste, „Weine nicht, du meines Lebens Abgott" unter Posthornbegleitung parodirt, und mit einem langen Triller auf den Reim Schnuppe verziert, zum Verdrusse des anwesenden Dichters reichlich belacht wurde. Sogar in das Alterthum griff man zurück, um sich an dem derben Humor des Aristophanes zu ergötzen, dessen Vögel nach Göthe's Bearbeitung zu großer Befriedigung der Gesellschaft zum erstenmale 1780 aufgeführt wurden. Und da man auch die strenge Muse nicht ganz vernachlässigte und auch wohl deutsche Dichtungen, französische und englische Uebersetzungen ernsteren Inhalts zur Darstellung brachte, so war für Göthe's dichterische Entwickelung diese vielseitige schauspielerische Thätigkeit von hoher Bedeutung. Die Einsicht, welche er durch die Leitung der Bühne in die Gesetze des Scenischen, und die praktische Erfahrung, die er in Beziehung auf Bühnenwirkung gewann, kamen seiner dramatischen Muse wesentlich zu Statten. Vorzüglich mußte es ihn in seiner Entwickelung als Schauspieldichter fördern, daß viele seiner eigenen dramatischen Stücke in Scene gingen, und er die Bühnenwirkung derselben und das, was ihr entgegenstand, näher zu erproben Gelegenheit hatte. Denn hier sah Göthe außer den angeführten zum erstenmale seine schon in Leipzig gedichteten Stücke „Die Laune des Verliebten" und „Die Mitschuldigen", sein in der ersten Zeit des Weimarer Aufenthalts entstandenes Schauspiel „Die Geschwister", die meistens zur Verherrlichung von Geburtsfesten und bei anderen Veranlassungen aufgeführten Singstücke „Lila", Jery und Bätely", „Erwin und Elmire", „Scherz, List und

Rache", „Die Fischerin", „Der Triumph der Empfindsamkeit", und als die Krone aller dieser dramatischen Darstellungen die „Iphigenie" in ihrer ursprünglichen Bearbeitung zum erstenmale im Jahre 1780 über die Bühne gehen. So wirkungsreich die Gesammtdarstellung dieses letzten Stückes auf „die reinen Menschen" sein mußte, in welcher Corona Schröter die Iphigenie ganz nach Intention des Dichters, Knebel den Thoas sehr würdig, Prinz Konstantin den Pylades und Göthe selbst den Orest spielte, so mochte diesmal doch der Dichter selbst trotz seines dilettantenmäßigen Pathos in dem malerischen Gewande der Antike ganz besonders Augen und Sinn der Zuschauer auf sich gezogen haben. „Nie werde ich", sagt der Arzt Hufeland, der damals in Weimar war, „den Eindruck vergessen, den Göthe als Orest im griechischen Costüme in der Darstellung seiner Iphigenie machte; man glaubte einen Apoll zu sehen. Noch nie erblickte man eine solche Vereinigung physischer und geistiger Vollkommenheit und Schönheit an einem Manne, als damals an Göthe."

Einen einfacheren und stilleren Charakter hatten die genußreichen Stunden, welche man in Tiefurt verlebte, in dessen ländlicher Einsamkeit sich Knebel mit dem Prinzen Konstantin eingerichtet hatte und drei Jahre zubrachte. Hierhin kam während dieser Zeit die Herzogin Amalie mit ihrem Gefolge von Ettersburg oder Belvedere, sowie die Herzogin Louise von Weimar aus gewöhnlich einmal in der Woche, und auch der Herzog und Göthe verweilten oft tage- ja wochenlang daselbst. In den regelmäßigen Zusammenkünften zu Tiefurt, die zuweilen auch große Gesellschaften, glänzende Feste, Illuminationen und Schauspiele unterbrachen, wurden meistens unter dem Vorsitze der Herzogin Amalie eigene und fremde Arbeiten gelesen, und die Beiträge zur Unterhaltung in dem „Tiefurter Journale" niedergelegt, das bis auf den heutigen Tag in seinem handschriftlichen Charakter dort aufbewahrt wird.

So zog die enge Verbindung mit dem Hofe, besonders als der erste Rausch des Genielebens vorüber war, Göthe keineswegs

völlig von seinem Dichterberufe ab, sondern gab ihm sogar mannichfachen Anlaß, seine Kräfte auf nicht unwürdige Weise zu üben, wenn es auch der Weihestunden stiller Sammlung bedurfte, um aus dem tieferen Schachte seines Geistes die edlen dichterischen Gebilde heraufzubeschwören. Wie wohlthätig mußte aber auch auf diese bedeutsamere poetische Thätigkeit die ganze geistige Atmosphäre dieser auserlesenen Gesellschaft wirken, in welcher der Dichter ein seinem Genius entsprechendes Lebenselement fand, wie genußreich und fruchtbringend mußte besonders der freundschaftliche Verkehr und der Ideentausch für ihn werden, in welchem er mit dem beweglichen Wieland, dem ideenreichen Herder, mit dem gebildeten Knebel beständig lebte! Das Verhältniß zu Wieland hatte sich gleich am ersten Abend ihres Zusammenseins sehr günstig gestaltet. Die alte Verstimmung gegen den jungen Dichter war sogleich vergessen; Wieland empfing den Ankömmling mit dem größten Wohlwollen; er war nach seiner enthusiastischen Weise ganz entzückt von ihm, und schrieb an Jacobi, noch ganz voll von dem Eindruck den Göthe auf ihn gemacht hatte: „O mein bestes Brüderchen, was soll ich Dir sagen! Wie ganz der Mensch beim ersten Anblick nach meinem Herzen war! Wie verliebt ich in ihn wurde, da ich am nämlichen Tage an der Seite des herrlichen Jünglings zu Tische saß." Die Bewunderung wuchs von Tag zu Tage, und wir haben schon gesehen, wie er ihm, dem Verkannten, gegen ungerechte Beschuldigungen auch ein eifriger Sachwalter gewesen ist. Und nun wieder seine dichterische Begabung rühmend, schreibt er an Merck: „Für mich ist kein Leben mehr, ohne diesen wunderbaren Knaben, den ich als meinen einzigen eingebornen Sohn liebe und, wie einem ächten Vater zukommt, meine innige Freude daran habe, daß er einem so schön über den Kopf wächst, und alles das ist, was ich nicht habe werden können." Da von dieser Superiorität des Geistes, die Wieland so willig anerkannte, Göthe keinen Mißbrauch machte, so blieb das Verhältniß beider Männer zu einander fortwährend ein freundliches. Wohl kamen auch Stunden, in denen sie sich

mehr von einander entfernten, wo besonders Wieland den sinnenden, ernster gewordenen, in sich selbst sich zurückziehenden Freund nicht mehr verstand, wo er ihn beklagt, daß in den fatalen Verhältnissen, in welchen er stecke, ihn sein Genius verlassen habe. „Er ist immer gut und harmlos," schreibt er, „aber er theilt sich nicht mehr mit." Doch gingen diese Zeiten jeweiliger Entfremdung, so wie Tage der Verstimmung Wieland's, wenn er sich zurückgesetzt oder durch Scherze verletzt sah, bald vorüber, und das alte freundschaftliche Verhältniß kehrte immer wieder. Beide sahen sich oft in dem weiteren Gesellschaftskreise, auch suchten sie sich wechselseitig zu Hause auf und theilten sich dann wohl auch die neu entstandenen Geistesproducte mit. Mit ganz besonderer Befriedigung spricht Wieland von dem Beifall, der seinem Oberon, als er ihn Göthe vortrug, von diesem zu Theil geworden sei. „Tag meines Lebens hab' ich Niemand über das Werk eines Andern so vergnügt gesehen, als er es mit dem Oberon durchaus, sonderlich mit dem fünften Gesang war." Auch hatte Göthe die zarte Aufmerksamkeit, als Anerkennung für diese Dichtung Wieland einen Lorbeerkranz zu übersenden.

Auch mit Herder, welcher auf Göthe's Veranlassung schon im Jahre 1776 nach Weimar berufen worden war und durch seinen reichen Geist und den außerordentlichen Schatz seiner Kenntnisse den Glanz des Weimarer Gesellschaftskreises um ein Bedeutendes erhöhte, stand Göthe dauernd in freundschaftlichem Verkehre. Wenn nicht schon seine Stellung als Oberhofprediger, so hätte Herder auch die ganze Anlage seiner Individualität von den jovialen Hoffestlichkeiten ferne gehalten. Er verdachte es sogar Göthe, daß er von seinem bedeutenden Einfluß auf den jungen Herzog keinen würdigeren Gebrauch mache. Ueberhaupt konnte er das Hofmeistern an Göthe auch jetzt noch nicht lassen; doch duldete es dieser, obgleich er zum Manne herangereift war und sich völlig ebenbürtig fühlen durfte, sodaß das, was unter andern Persönlichkeiten leicht hätte zu Zerwürfnissen Anlaß geben können, hier das gute Einvernehmen nicht störte.

„Mit Herder", schreibt Göthe noch im Jahre 1781 an Knebel, „bin ich in ein Verhältniß gerückt, das mir für die Zukunft alles Gute verspricht", und daran knüpft er die Mahnung an den Freund: „Schone ihn! man schont sich selbst, wenn man nicht streng und grausam in gewissen Lagen gegen Menschen ist, die uns oder den Unsrigen wieder näher werden können." Göthe hatte auch hier das Höhere vor Augen; jene Unruhe, die Herder eigen war, und seine mit den Jahren zunehmende Gereiztheit konnte ihn nicht abhalten, das edle Streben nach wahrer Humanität, die auch ihm, so lange er lebte, als das schönste Ziel menschlicher Bemühung erschien, in diesem vollkommen anzuerkennen und zu würdigen.

Auch mit seinem „Urfreunde" in Weimar, dem trefflichen Knebel, der die edelsten sittlichen Grundsätze auch in das Leben übertrug, knüpfte Göthe die Freundschaft von Jahr zu Jahr inniger zusammen, die ebensowenig durch zuweilen hervorbrechende Ausgelassenheit des Dichters Störungen erlitt oder durch anderweitige Verbindungen, die ihn von Zeit zu Zeit abzogen, dauernd beeinträchtigt wurde, als sie durch Knebel's manchmal hervortretenden grämlichen Ernst erkältet werden konnte. Göthe's Briefwechsel mit demselben bezeugt, wie rein gestimmt und edel der Ton dieser bis zum spätesten Lebensalter ausdauernden Freundschaft gewesen ist.

Auch die Fäden, welche Göthe an die Freunde in der Ferne knüpften, hielten in seinen neuen Lebensverhältnissen die Herzen zusammen. Durch Briefe wurde der Verkehr mit ihnen unterhalten, auf Reisen, die Göthe in ihre Nähe führten, oder bei Besuchen, welche sie in Weimar abstatteten, belebten sich immer auf's Neue die gegenseitigen freundschaftlichen Gesinnungen. Ueberhaupt war damals der Zudrang von Fremden in Weimar bedeutend, und wenn sie auch nur die Neugierde hingeführt hätte, das dortige vielgerühmte und vielgetadelte Leben mit eignen Augen zu sehen. Schon im Jahre 1776 erschien Lenz, erregte aber durch sein excentrisches Wesen manchen Anstoß. Göthe schreibt

zwar, „er ist unter uns wie ein krankes Kind; wir tragen und tänzeln ihn und geben und lassen ihm an Spielzeug, was er will.“ Als er sich aber später einmal in der Gesellschaft stark compromittirte, mußte er eilig Weimar verlassen. Auch der alte Jugendfreund Göthe's, Klinger, erschien in demselben Jahre; doch fühlte sich Göthe nach der ersten Freude des Wiedersehens in seiner Gegenwart in unbehaglicher Stimmung; er hatte kein geistiges Verhältniß mehr zu ihm, denn die extreme Weltansicht der Kraftgenialität, in welcher dieser noch mitten inne stand, hatte er selbst schon hinter sich. Er berichtet daher von ihm an Merck, daß derselbe unter ihnen wie ein Splitter im Fleisch sei, und daß seine harte Heterogeneität mit ihnen schwöre. Auch eröffnete später Göthe dem alten Freunde freimüthig, daß ihn seine Gegenwart drücke. Klinger verließ bald darauf Weimar, um sich in Leipzig niederzulassen, ohne daß jedoch das freundschaftliche Verhältniß zu Göthe einen Bruch erlitten hätte. Merck, welcher mit dem ganzen Weimarer Kreise, mit der Herzogin Amalie, dem Herzoge, mit Göthe und besonders mit Wieland in lebhafter Correspondenz stand, und bei Ankäufen von Kunstgegenständen öfters zu Rathe gezogen oder mit denselben beauftragt wurde, auch gelegentlich die Freunde mit einem Fäßchen guten Rheinweins versorgte, fand mehremals in Eisenach und Weimar gastliche Aufnahme. Nach dessen Abreise von Weimar im Jahre 1779 schreibt Göthe: „Gute Wirkung von Merck's Gegenwart. Sie hat mir nichts verschoben, nur wenige dürre Schalen abgestreift und im alten Guten mich befestigt, durch Erinnerung des Vergangenen und seine Vorstellungsart mir meine Handlungen in einem wunderbaren Spiegel gezeigt. Da er der einzige Mensch ist, der ganz erkennt, was ich thue und wie ich's thue, und es doch wieder anders sieht, wie ich, von anderem Standort, so gibt das schöne Gewißheit.“ Und so bewahrte Göthe's Verhältniß zu Merck bis zu dessen tragischem Lebensende 1791, welchem Stunden tiefen Trübsinns vorausgingen, in denen er nicht des Freundestrostes Göthe's entbehrte, stets den Charakter der an-

fänglichen Innigkeit und treuen Aufrichtigkeit. Auch mit Jacobi blieb Göthe in gutem Einvernehmen. Wohl drohte der Ausbruch der übermüthigen Laune des „Freiweghumors", in welchem Göthe noch im Jahre 1779 im Beisein mehrerer Freunde zu Ettersburg von einem Baume herab eine satyrische Standrede auf dessen Woldemar hielt, nachdem man das Buch an einen Stamm angenagelt hatte, die Freundschaft auf immer zu zerstören; aber Göthe's aufrichtiges Wort aus dem Jahre 1782, „wenn man älter und die Welt enger wird, denkt man dann freilich manchmal mit Wunden an die Zeiten, wo man sich zum Zeitvertreib Freunde verscherzt und in leichtsinnigem Uebermuth die Wunden, die man schlägt, nicht fühlen kann, noch zu heilen bemüht ist", entwaffnete den Unwillen des gekränkten Freundes, sodaß er schnell versöhnt ihn wieder „mit vollem Herzen umarmt". Und sosehr auch später die Lebensansichten Beider von Jahr zu Jahr auseinandergingen, blieb doch Göthe dem Jungen, „dem man immer gut sein muß," treu verbunden. Anders gestaltete sich das Verhältniß zu Lavater, welches, so rein, innig und selbst schwärmerisch es bis zum Jahre 1782 geblieben war, durch die immer mehr hervortretende Verschiedenheit der religiösen Ansichten allmählich erkaltete und um's Jahr 1785 sich gänzlich auflöste. Auch mit der Freundin Auguste von Stolberg setzte Göthe seine Correspondenz freilich in immer größern Intervallen fort, bis dieselbe im Jahre 1782 ganz aufhörte, um noch einmal, als Beiden schon der Schnee des Alters die Schläfe bekränzte, bei besonderer Veranlassung wieder aufgenommen zu werden.

10.

Fürst und Dichter.

Den hohen Sinn des Fürstenhauses zu Weimar, welches sich berufen fühlte, die großen Dichter unserer Nation um sich zu versammeln und seinen Hof zum Mittelpunkte deutscher Bildung zu machen, wird man dann erst wahrhaft würdigen, wenn man sich vergegenwärtigt, wie wenig Aufforderung es dazu in den damaligen Verhältnissen der Höfe zu der nationalen Literatur und ihren Trägern fand. Noch nirgends hatte die deutsche Muse bei diesen eine Freistätte gefunden und selbst von des großen Friedrich's Throne mußte sie ungeehrt und schutzlos weggehen. Um dieselbe Zeit, als die Dichter, von fürstlicher Huld berufen, aus Norden und Süden mit klingendem Spiele in Weimar einzogen, hatte es noch geschehen können, daß der Markgraf von Ansbach erst von dem Pabste erfahren mußte, er habe in einem seiner Beamten, Johann Peter Uz, einen schon seit Jahren rühmlich bekannten deutschen Dichter in seiner nächsten Nähe. Weder Fürsten noch Volk hatten eine entfernte Ahnung, welche edlen Früchte aus der Gemeinschaft kunstsinniger Großen der Erde und der Fürsten im Reiche des Gedankens erwachsen mußten. Und die Berufung Göthe's zumal, wie stieß sie sogar gegen Meinung und Urtheil eines nicht unbedeutenden Theiles der Gebildeten der

Nation an; wie wenig Billigung durfte sie bei den Staatsmännern des alten Regimes hoffen, welche mit dem neuen Geiste, der in dem Götz wehte, sich nicht befreunden konnten, und welchen Tadel mußte sie bei den Moralisten hervorrufen, die den Werther als ein der Sitte und Religion Hohn sprechendes Werk verdammt hatten. Aber so nur vermag allezeit das Große erreicht zu werden, wenn, wie bei dem Herzoge Karl August, die höhere Einsicht sich mit einem sicheren und festen Willen vereinigt, der in der Realisirung seiner Zwecke nicht an das Herkommen sich bindet, der über herrschende Vorurtheile sich hinauszusetzen weiß und durch kleinliche Bedenken sich nicht beirren läßt.

Wohl hatte gerade das, was die Männer der alten Ordnung von Göthe zurückstieß, den achtzehnjährigen hochbegabten Fürsten zu ihm hingezogen; der Feuergeist, der aus dessen großen Erstlingswerken ausströmte, hatte, wie in der ganzen deutschen Jugend, so auch in seinem Herzen gezündet. Der Eindruck, den Göthe beim ersten Begegnen durch seine gewinnende Persönlichkeit auf ihn machte, mußte seine Sympathie für den Dichter des Götz und Werther in hohem Maße steigern. Was Wunder, wenn daher der junge Fürst nicht nur den Glanz seines Hofes durch die Anwesenheit des gefeierten Dichters erhöhen wollte, sondern auch, als derselbe seiner ehrenden Einladung, ihm nach Weimar zu folgen, entsprach, mit dem ganzen Enthusiasmus sich rückhaltlos hingebender Jugend ihm seine Freundschaft anbot. Diese seltne Freundschaft aber, durch welche der Dichter für immer in Weimar „festgebannt" wurde, und die sich im Laufe der Jahre zu einer unwandelbaren Gemeinschaft zweier edlen und großen Geister befestigte, welche auch die geschäftigste Intrigue vergeblich zu lösen sich bemühte, wurde ein wahrer Segensbund für Mit- und Nachwelt, der, einzig in seiner Art, alles Große zu herrlicher Entfaltung brachte, was Schiller an seinen Ausspruch knüpft:

> Drum soll der Sänger mit dem König gehn,
> Denn beide wohnen auf der Menschheit Höh'n.

An Jahren voraus und reicher an innerer Lebenserfahrung erscheint Göthe zu Anfang der Regierung Karl August's als der eigentliche Mentor seines Fürsten, welchem so frühe schon die Last und Verantwortlichkeit eines Regenten auferlegt worden war. Das unbegrenzte Vertrauen, mit dem sich der Herzog an den neugewonnenen Freund anschloß, räumte jede Schranke hinweg, welche der Standesunterschied zwischen ihnen gezogen hatte. Schon im December 1775 konnte Göthe an Lavater schreiben: „Ich bin hier wie unter den Meinigen, und der Herzog wird mir täglich werther und wir einander täglich verbundner.“ In seiner fürstlichen Wohnung betrachtete der Herzog Göthe als einen Zugehörigen. In einem Briefe des Dichters vom 10. April 1776 an Auguste von Stolberg heißt es: „Auch dieses schreibe ich in des Herzogs Zimmer, den ich fast nie verlasse.“ Nicht selten speisten Beide allein zusammen, ja mehreremale theilten sie dasselbe Schlafgemach, und wenn der Herzog unwohl war, übernahm Göthe die Sorge des Wachens an seinem Krankenbette. Auch das vertrauliche Du, dessen sich Karl August schriftlich und mündlich gegen den Dichter bediente, durfte dieser erwiedern; aber nur zu Anfang seines Aufenthalts in Weimar machte er von diesem Vertrauen Gebrauch und auch dann nur, wenn sie ohne Zeugen waren. Wohl mochte Manchem, der auf strenge Etikette hielt, diese seltne Vertraulichkeit zwischen Fürst und Diener wundersam erscheinen, Mancher den bevorzugten Liebling um dieselbe beneiden, Mancher auch wohl um das wahre und dauernde Glück des jungen Herzogs besorgt sein, wenn er sah, wie der ungebundene Humor des selbst noch jugendlichen Dichters die Schranken der Sitte zu durchbrechen drohte. Jene Jagdpartien und Ausflüge in die Umgegend, auf denen der Herzog sich nur mit wenigen Vertrauten umgab, die nächtlichen Gelage, deren wilde Romantik Göthe in dem Gedichte „Ilmenau“ schildert, wenn die ausgelassene Schaar, am Fuße der Felswand um's Feuer hingestreckt, ein rohes Mahl sich bereitete und unter lauten Scherzen die oft geleerte Flasche frisch im Kreise wiederkehrte, fanden, wie

wir wissen, keineswegs die Billigung der älteren Weimarer und auswärtigen Freunde. Aber „der unbändige Geist", der in der Mitte der Genossen schwelgte, war nur die rauhe und herbe Schale, mit der das Genieleben die edle Sitte als unversehrten Kern umschloß. Und wie Göthe aus dem Strudel desselben bald sich selber wiederfand, so wußte er auch den ungestümen Drang „des edlen Herzens", welchem bei tiefer Neigung für das Wahre der Irrthum noch eine Leidenschaft war, richtig zu würdigen. Er selbst hatte ja die unruhige Gährung, die Freuden und Leiden dieser Uebergangsepoche der Jugend in seinem leicht anklingenden und erregten Herzen tief empfunden und war, indem er die große und edle Natur des Herzogs ganz erkannte, auch allein im Stande, ihn durch Ungestüm zur Ruhe, durch Verworrenheit zur Klarheit um so sicherer hinüberzuleiten, je weniger fühlbar demselben seine führende Freundeshand wurde:

Wer kann der Raupe, die am Zweige kriecht,
Von ihrem künft'gen Futter sprechen?
Und wer der Puppe, die am Boden liegt,
Die zarte Schale helfen durchzubrechen?
Es kommt die Zeit, sie drängt sich selber los
Und eilt auf Fittigen der Rose in den Schooß.

Und wie glänzend wurde Göthe gegen alle erhobenen Beschuldigungen durch den Erfolg gerechtfertigt, wie bald wurde es selbst denen, welche früher voll Befürchtungen gewesen waren, zu klarer Ueberzeugung, daß er den Herzog trefflich geleitet habe. Schon im September 1777 gesteht der theilnehmende und wohlunterrichtete Merck einer Freundin, daß Karl August, man möge sagen, was man wolle, ein trefflicher Mensch sei und es in Göthe's Gesellschaft noch mehr werde, und im folgenden Jahre, als Wieland dem von einer Reise zurückgekehrten Herzog begegnet war und, durch seine Huld erfreut, es als eine rechte Herzstärkung empfand, als er denselben so gesund und kräftig, so edel, gut, bieder und fürstlich zugleich im Ganzen seines Wesens vor sich sah, schreibt er an Merck: „Ich werde je länger, je mehr überzeugt, daß ihn Göthe recht geführt und daß er am Ende

vor Gott und der Welt Ehre von seiner Favoritenschaft haben wird."

Wenn man indessen in jenem freien und ungebundenen Naturleben die Gegenwart in vollen Zügen genoß, wenn in Gebirg und Wald sich der Sturm der Jugend ausbrauste, blieb doch auch der Sinn für die stilleren Freuden der Kunst geöffnet, durch die des Menschen Hand der Natur das Gepräge seines Geistes aufdrückt, und der Blick war über die Gegenwart hinaus auch auf die Zukunft gerichtet, für welche deren Schöpfungen, den kommenden Geschlechtern zu erfreulichem Mitgenusse, sich vollenden sollen. Das schöne Vorrecht, welches den Fürsten vor Allen vergönnt, durch Bauen und Pflanzen ihrem Dasein langdauernde Denkmale zu stiften, begann der junge Herzog schon frühe auszuüben und das für alles Schöne tiefempfindende Herz seines Werkmeisters Göthe, welchem er Entwurf und Ausführung seiner Schöpfungen überließ, verbürgte ihm den sichersten Erfolg seines Strebens. Wenn auch die Pläne für die Bauten im Landschaftshause und im alten Schlosse, mit denen schon im Jahre 1778 Göthe sehr beschäftigt war, zumeist nur zur Befriedigung der nächsten Bedürfnisse entworfen wurden, so hatte dieser doch auch in demselben Jahre schon Gelegenheit, seinen einfach edlen Sinn für Natur und Kunst, die ihm zeitlebens innig verschwistert erschienen, durch die That in jenen neuen Parkanlagen zu offenbaren, mit denen Karl August der anmuthigen Umgebung seiner Residenz erhöhte Reize verlieh, und die, noch heute Weimar's Zierde, ein würdiges Zeugniß geben von den Tagen seiner glorreichen Vergangenheit. Der mit unermüdlichem Eifer an diesem Werke thätige Dichter durfte sich bald des Beifalls seiner Gönner und Freunde erfreuen, wenn er mit erfinderischem Geiste Festlichkeiten in denselben veranstaltete, wenn er, wie schon am Namenstage der Herzogin Luise im Jahre 1778, diese und den ganzen Hof durch anmuthige Anlagen, welche er binnen drei Tagen und Nächten geschaffen, überraschte, oder, wie zur Feier der Rückkehr der Herzogin Amalie, die liebliche Umgebung im

glänzenden Effecte einer sinnreichen Illumination sehen ließ; er durfte die schönste Befriedigung empfinden, wenn er sah, wie Karl August in diesen Gärten und Gebüschen, die er gegen die Sitte der Zeit mit fürstlicher Freigebigkeit auch dem Besuche des Publikums geöffnet hatte, gerne verweilte, und in den Grottenwerken, den einfachen Einsiedeleien und Sommerwohnungen von Zerstreuung und Arbeit sich selber wiederfand, und wenn auch sein eignes Herz den stillen Frieden, der in seinen Schöpfungen wehte, mit dem fürstlichen Freunde mitgenoß. Und wie diese Anlagen damals eine Quelle reiner Freuden, eine Stätte für stille Sammlung des durch den Lärm des Lebens aufgeregten und zerstreuten Gemüthes wurden, so redet noch heute aus ihnen der einfach edle Sinn derer, welche sie in's Dasein gerufen und in ihnen Befriedigung und ruhigen Genuß gefunden haben. Sowie die Einsiedeleien und die später erbaute schlichte Sommerwohnung des Herzogs inmitten des Parks unserer anspruchsvollen Zeit laut redende Denkmale von der Bedürfnißlosigkeit dieses edlen Fürsten sind, so wird auch noch, wie Stahr sagt, wenn dies Geschlecht längst dahingegangen sein wird, dem sinnigen Wanderer in jedem schönsten Zuge dieses lieblichen Kunstwerks Göthe's Gestalt entgegentreten und seiner Dichtung milder Geist ihn umwittern.

So sehr indessen das anmuthige Thal von Weimar unter Göthe's sorglicher Thätigkeit an Reizen gewann, so sehr man sich einlebte in die neuen Schöpfungen, in denen der sinnige Dichter „die vernachlässigten Plätzchen alle mit Händen der Liebe polsterte und putzte und jederzeit mit großer Sorgfalt die Fugen der Kunst der lieben, immer bindenden Natur zu befestigen und zu decken übergab", so führte doch das Verlangen, in der Welt sich umzusehen und an den Eindrücken einer großartigen Natur, im Verkehr mit den mannichfach gearteten und gebildeten Menschen, im Genusse der Werke der schönen Kunst das Gemüth zu erfrischen und den Geist zu bereichern, den wißbegierigen und für alle tiefen und reinen Empfindungen empfänglichen Herzog

in Göthe's Begleitung mehr als Einmal in die Ferne hinaus. Im Jahre 1778 waren Beide zum erstenmal auf längere Zeit abwesend. Ueber Leipzig reisten sie nach Dessau und lernten dort in dem Wörlitzer Parke ein zu damaliger Zeit anerkanntes Muster solcher Anlagen kennen. Damals ging ihnen im Anschauen desselben die Idee auf, in Weimar etwas Aehnliches zu schaffen. Göthe fand denselben unendlich schön; ihn rührte es, als sie Abends durch die Seen, Canäle und Wäldchen schlichen, wie die Götter dem fürstlichen Besitzer erlaubt hätten, einen Traum um sich zu schaffen. „Es ist," schreibt er, „wenn man so durchzieht, wie ein Märchen, das einem vorgetragen wird und hat ganz den Charakter der Elysischen Felder." Auch führte der Aufenthalt in Dessau den Dichter mit seinem alten Freunde Behrisch nach langer Trennung zusammen. Dann ging es über Potsdam nach dem Zielpunkt der Reise, nach Berlin. Und wenn auch während der wenigen Tage ihres dortigen Verweilens es Göthe nur verstattet war, in die große Welt wie ein Kind in einen Schönraritätenkasten zu schauen, so gingen ihm dennoch, wie er an Merck schreibt, tausend Lichter auf. So sehr ihn indessen die Pracht der Königsstadt und ihre Sehenswürdigkeiten interessiren mochten, so fühlte er sich doch beengt durch die Menschenwelt in ihr, durch das Treiben der Großen, Mittleren und Kleinen durcheinander. Er schlug es zwar hoch an, daß er dem alten Fritz recht nahe gekommen und ihn in seinem Wesen gesehen habe, aber er war auch oft entrüstet, wenn er über den großen Mann „seine eignen Lumpenhunde" mußte raisonniren hören. Darum war er auch schweigsam und zurückhaltend in Gesellschaften, er fühlte, „daß die eisernen Reifen, mit denen sein Herz eingeschlossen sei, sich täglich fester trieben", und mußte die Erfahrung machen, deshalb gelegentlich für stolz ausgeschrieen zu werden. Doch war der Eindruck, den die Reisenden überall machten, höchst günstig. „Alle Lande, wo sie gewesen," schreibt Wieland an Merck, „sind ihres Ruhmes voll; zu Leipzig, zu Dessau, zu Berlin ist alle Welt

von unserm Herzoge eingenommen. Das hat Bruder Wolfgang wohl hübsch gemacht."

Mochte Göthe schon während der Reise den Werth, den dieses „Abenteuer" für ihn und für alle Freunde haben würde, nicht mit Namen nennen, so wurde die im September des folgenden Jahres angetretene Schweizerreise ein wahrhaft epochemachender Abschnitt in seinem wie in Karl August's Leben. Schon in dem Entschlusse, sie zu unternehmen, lag für die damalige Zeit, in welcher größere Reisen der Fürsten zu den Seltenheiten gehörten, etwas Außerordentliches. Dazu betrachtete man einen Besuch der Schweiz in dieser Jahreszeit als ein kühnes Wagniß, dessen Gelingen man bezweifelte und dessen Gefahren man fürchtete. Derselbe wurde aber von dem glücklichsten Erfolge gekrönt, da die Reisenden von dem besten Wetter begünstigt wurden, und da die reinste Seelenstimmung der Gewinn war, den sie nach allen hohen Genüssen des Schönen und Großen heimbrachten. Wie mochte es auch zumal bei Göthe anders sein, da diese Reise für ihn eine Pilgerfahrt war in seine Heimath, zu Eltern und Freunden, ein Bußgang nach der Stätte seiner frühen Liebe, der sein Herz von einem noch im Dunkel waltenden Schuldgefühl entlastete. Sagt er doch selbst von Straßburg aus, wie er diesen Weg her einen Rosenkranz der treusten, bewährtesten, unauslöschlichen Freundschaft abgebetet habe. Und nun auf diese milde Ruhe, auf diesen stillen Frieden die Seelenstärkung in der erhabenen Alpenwelt, deren schon geschaute Wunder er nun noch einmal sehen und, indem er den jungen Herzog in dieselbe einführte, in doppeltem Maße genießen sollte.

So weitangelegt der Plan der Reise war, so geheim wurde dieselbe vor den übrigen Freunden gehalten, nachdem der Entschluß dazu in einer Verhandlung zwischen dem Herzog und Göthe allein, „worin unaussprechliche Dinge in großer interessanter Unterredung durchgesprochen wurden", gefaßt worden war. Als schon die drei Reisenden, außer dem Herzog und Göthe der Oberforstmeister von Wedel, mit ihrer geringen Bedienung unter-

wegs waren, erfuhr man erst in Weimar, wohin der Weg gerichtet war. Ueber Cassel, wo die Reisegesellschaft — der Herzog unter strengstem Incognito — mit Georg Forster zusammentraf, ging es nach Frankfurt. Dem elterlichen Hause Göthe's widerfuhr die Ehre, den fürstlichen Freund des Sohnes in seinen Räumen zu beherbergen. Auf der Reise rheinaufwärts, wo die Kunstwerke und übrigen Sehenswürdigkeiten der Städte in Augenschein genommen, mehr aber noch die Reize der Natur genossen wurden, trennte sich Göthe auf kurze Zeit von den Gefährten, um Sesenheim aufzusuchen. Wir wissen, wie innerlich beruhigt und versöhnt er von hier schied; für den folgenden Tag war ihm die Freude aufgespart, Lili als glückliche Gattin und Mutter in Straßburg wiederzufinden. Auch der elegische Friede, welcher um das Grab seiner im Juni 1777 ihm entrissenen, tiefbetrauerten Schwester Cornelia zu Emmendingen schwebte, störte und verwirrte nicht die milde Seelenstimmung des Wanderers. Je näher aber die Reisenden der Schweiz kamen, desto reiner und freier fühlten sich die Geister, die sich nun bald „im Erhabenen der Natur baden" sollten. Ueber Freiburg gelangte man nach Basel, dann durch das Münsterthal nach Biel und von da über Murten nach Bern. Die Thäler des Berner Oberlandes wurden mit steigendem Genusse durchwandert, seine Höhen erstiegen und der Staubbach, welcher Göthe zu dem schönen Gedichte, „Gesang der Geister über den Wassern" Anlaß gab, in seiner Herrlichkeit bewundert. Zu Lausanne, wo der Dichter die anmuthige Frau Branconi kennen lernte, sahen die Reisenden zuerst die reizenden Ufer des Genfersees. Auf einem Umweg durch den Jura, wo sie das Jouxthal besuchten, die Dole erstiegen, deren entzückende Fernsicht Göthe so meisterhaft geschildert hat, gelangten sie nach Genf und unternahmen von da trotz der weit vorgerückten Jahreszeit auf das Gutachten des Naturforschers Saussure die Tour in das Chamounythal, wo sie die unendliche Erhabenheit der Savoyischen Schneegebirge zuerst im Sternenglanze und dann bei Tageslicht bewunderten. Von dort ging

der Weg in das Wallis, welches sie aufwärts stiegen, um an dem Rhonegletscher vorbei über die Furka nach dem St. Gotthart zu gelangen. „Hier beschlossen sie stille zu stehen und sich wieder nach dem Vaterlande zu wenden.“

So war Göthe zum zweitenmale auf die Grenzscheide gestellt zwischen Deutschland und dem Lande, das ihm in späterer Zeit in gewissem Sinne zur zweiten Heimath werden sollte, und dem er jetzt noch einmal den Rücken wendete. In Zürich widmeten die Reisenden mehrere Tage dem Umgange Lavater's, der sich noch, wie Göthe schreibt, mit ihm im Stillen über den Herzog freuen sollte, aber auch dem Dichter selbst den edelsten Seelengenuß bereitete; denn damals war Göthe noch in reinster Uebereinstimmung der Lebensanschauung mit ihm. Dazu wohnte in dessen näheren Freundeskreisen, wie dieser berichtet, „eine Engelsstille und Ruhe in all' dem Drang der Welt und ein anhaltendes Mitgenießen von Freuden und Schmerzen,“ daß er den wahren Werth der Freundschaft recht tief empfindend, auch der fernen Freunde lebhaft und mit inniger Liebe gedenkt. „So wohl mir's geht,“ schreibt er an Knebel, „so mannichfach das Leben ist, sehn' ich mich wieder nach Hause, und ausdrücken kann ich Dir nicht, wie lieb Ihr mir täglich werdet und wie ich Gott bitte, daß er uns, wie wir wieder näher rücken, immerfort möge fühlen und genießen lassen, was wir aneinander haben, daß die ehernen, hölzernen und pappenen Schalen, die uns oft trennen, mögen zertrümmert und in's höllische Feuer geworfen werden. Wann werden wir lernen, uns der eingebildeten Uebel entschlagen und die wahren alsdann einander zutraulich im Moment an's Herz legen! Hebe diesen Brief auf, ich bitte dich, und wenn ich unhold werde, zeig' ihn mir vor, daß ich in mich kehre.“ Von Zürich gingen die Reisenden an den Ufern des Bodensee's hin über Schaffhausen, wo sie an dem Rheinfalle Lavater noch einmal mit seiner Gegenwart überraschte, nach Stuttgart. Hier verweilten sie eine ganze Woche, und in diesen Tagen war es auch, wo der zwanzigjährige Schiller den gefeierten und von ihm hoch-

verehrten Dichter des Götz und Werther, der ihm bisher ein nachahmungswürdiges Vorbild gewesen und seinen aufwärts strebenden Genius zur Nachfolge entflammt hatte, zum erstenmal mit Augen sah.

So sehr sich der Herzog auf der weiteren Rückreise in Karlsruhe, Mannheim und Darmstadt, wo man längere Zeit verweilte, gefiel, so wenig wollte Göthe das „Herumschleppen“ an den Höfen auf die Dauer zusagen; manchmal spürte er, wie er schreibt, in dieser Atmosphäre kaum, daß er in der Schweiz gewesen war. Wohl mochte seine Mißstimmung durch die Befürchtung vermehrt worden sein, daß auch bei dem Herzoge durch die vielfachen Zerstreuungen der große Eindruck, den er von der Schweiz mitgenommen, verwischt werden könnte. Mitten im Winter, am 13. Januar, langten die Reisenden wieder in Weimar an, wo man nach der mehrmonatlichen Abwesenheit den Herzog sehr zu seinem Vortheile verändert, und auch Göthe's Haltung sicherer und besonnener fand. Die Reiseberichte, welche dieser entworfen hatte, dienten noch längere Zeit den Freunden zu reichlichem Genusse. Auch sollte dem guten Glücke, das die Wanderer geleitet, ein Denkmal in den Parkanlagen errichtet werden, doch wurde das Project später wieder aufgegeben. Ein schöneres und dauernderes Denkmal aber, als von Erz oder von Stein hat Göthe dieser Reise in seinen herrlichen Briefen aus der Schweiz, jenem „einzigen Poeme“, gesetzt, aus deren Schilderungen wir uns auch davon überzeugen mögen, wie sehr die gemeinsamen Erlebnisse, gemeinsam gemachte Erfahrungen und gewonnene Einsichten, die Freuden und Mühseligkeiten dieser Reise, ihre herrlichen, seelenerhebenden Naturgenüsse, wie im Berner Oberland und im Chamounythal, ihre gefahrvollen Abenteuer, wie der Uebergang über die Furka, wo auf den ewigen Schneefeldern nur der dumpfe Hall einer fallenden Lawine das Ohr berührte, und nur der Lämmergeier den von wenigen Führern geleiteten, durch den Schnee sich bahnbrechenden Wanderern begegnete, auch die Gemüther fest aneinanderschließen und den

seltenen Freundesbund, der Fürst und Dichter umschlang, noch enger knüpfen mußten.

Durch nichts aber gab der Herzog die unbeschränkte Achtung, welche er dem Dichter schon kurz nach seinem Eintreffen in Weimar zugewendet hatte, und die von Jahr zu Jahr tiefer in ihm wurzelte, mehr zu erkennen, als durch die bürgerliche Stellung, zu der er denselben in seinem Staate stufenweise erhob. Es war die Krone seines fürstlichen Vertrauens zu dem einsichtsvollen Freunde, daß er ihn auch zur thätigen Mithülfe in den Regierungsgeschäften, zur Berathung bei seinen Entschließungen und zur Theilnahme an seinen Regentensorgen berief. Nirgends aber zeigt sich auch der hohe Sinn Karl August's in einem schöneren Lichte, als in denjenigen Erlassen, in welchen er, den Vorurtheilen der Zeit entgegentretend, mit fester Hand das ergriff, was er einmal für zweckmäßig erkannt hatte. Dem lauten Tadel, den er erfuhr, als er im Jahre 1776 Göthe zum geheimen Legationsrath ernannt hatte, begegnete er mit der berühmten, ebenso von seinem freien Blicke, als von seinem festen und sicheren Wollen zeugenden Erklärung an seine Staatsdiener, mit jenem Keulenschlag, wie Stahr sich ausdrückt, womit er die murrende Unzufriedenheit der Beamtenwelt, die in offene Meuterei auszubrechen drohte, niederschlug. „Einsichtsvolle," heißt es in dieser Erklärung, „wünschen mir Glück, diesen Mann zu besitzen. Sein Kopf, sein Genie ist bekannt. Einen Mann von Genie an einem andern Orte zu gebrauchen, als wo er selbst seine außerordentlichen Gaben gebrauchen kann, heißt ihn mißbrauchen. Was aber den Einwand betrifft, daß durch den Eintritt viele verdiente Leute sich zurückgesetzt erachten würden, so kenne ich erstens Niemand in meiner Dienerschaft, der, meines Wissens, auf dasselbe hoffte und zweitens werde ich nie einen Platz, welcher in so genauer Verbindung mit mir, mit dem Wohl und Wehe meiner gesammten Unterthanen steht, nach Anciennetät, ich werde ihn immer nur nach Vertrauen geben. Das Urtheil der Welt, welches vielleicht mißbilligt, daß ich den Dr. Göthe in mein wichtigstes Collegium

setze, ohne daß er zuvor Amtmann, Professor, Kammerrath oder Regierungsrath war, ändert gar nichts. Dir Welt urtheilt nach Vorurtheilen; ich aber sorge und arbeite, wie jeder Andere, der seine Pflicht thun will, nicht um des Ruhmes, nicht um des Beifalls der Welt willen, sondern um mich vor Gott und meinem eigenen Gewissen rechtfertigen zu können."

Mochte auch die Nüchternheit der Geschäfte, als Göthe den Sitz im geheimen Conseil des Herzogs eingenommen hatte, und er, „nachdem er den Hof probirt, nun auch das Regiment probirte," mit der idealen Welt der Dichtung in mannichfachen Conflict gerathen, besonders nachdem ihm im Jahre 1779 zu seinen laufenden Geschäften noch die Kriegs- und Wegbaucommission zugetheilt worden, so behauptete doch der Genius seine ursprünglichen Rechte und schickte sich zu neuen und großartigen Schöpfungen an. Die Berufsgeschäfte, so störend sie ihm momentan sein mochten, drückten doch den Dichter nicht nieder, sondern verliehen seinem Geiste noch größere Elasticität. „Der Druck der Arbeit," schreibt er im Jahre 1779 in seinen Tagebuchblättern, „ist sehr schön der Seele; wenn sie entladen ist, spielt sie freier und genießt des Lebens. Elender ist nichts, als der behagliche Mensch ohne Arbeit; das Schönste der Gaben wird ihm ekel." Wenn er zur Rekrutenaushebung oder, um andere Geschäfte zu erledigen, das kleine Land durchreiste, fand er immer noch Zeit und Lust, am Abend nach der geistabspannenden Thätigkeit des Tages an seiner Iphigenie und andern Werken zu dichten, mochte auch zuweilen in diese stillen, der Ruhezeit abgerungenen Musestunden der Nothschrei der Gegenwart störend hereindringen, wie damals, als er an Knebel schrieb: „Der König von Tauris soll reden, als ob kein Strumpfwirker in Apolda hungerte." Aber er trug auch als großen Gewinn aus dieser bürgerlichen Thätigkeit, die ihn mit dem Volke in die mannichfachste Berührung brachte, das Bewußtsein davon, durch Einsicht und sorgende Pflege das Wohl von Tausenden mitbegründen zu helfen. Hier war das ergiebigste Feld, auf dem er auch als Mensch zum Wohle der Menschheit

arbeiten, und in der gewissenhaften Erfüllung der Bürgerpflicht eine beglückende Befriedigung des Herzens, die ihm anders nie zu Theil geworden wäre, genießen konnte. Und fürwahr, er war kein lässiger Arbeiter auf diesem ihm zugewiesenen Felde. Er war auf das Mannichfachste bemüht, das materielle Wohl des Volkes zu begründen, wenn auch er sowohl wie er an Merck schreibt, als der Herzog viel auszustehen hatten. „Aber wir halten," fährt er fort, „zusammen und gehen unsern eignen Weg, stoßen so freilich allen Schlimmen, Mittelmäßigen und Guten für'n Kopf, werden aber doch hindurchdringen, denn die Götter sind sichtbar mit uns". Die Wiederaufnahme des Bergbaus zu Ilmenau, die der herabgekommenen Bevölkerung dieses Städtchens neue Nahrungsquellen eröffnen sollte, und die Hebung der Webereien im Lande beschäftigten ihn sehr lebhaft. Voll warmen Mitgefühls für die leidende Menschheit, das ihm in seinen Briefen mehr als Einen Ausruf des Unwillens über die Verschwendung der Höfe auspreßte, traf er die mannichfachsten Vorkehrungen, der Armuth zu steuern. Bei Wassers- und Feuersnoth, welche die Ortschaften des Landes betraf, war er, so oft er nur konnte, persönlich thätig, und setzte dann in seiner Hülfeleistung wohl selbst seine eigene Person der drohenden Gefahr aus. Und das ist derselbe Mann, von dem die Mit- und Nachwelt behaupten durfte, er habe kein Herz gehabt für die leidende Menschheit, und habe, stolz auf sich selbst zurückgezogen, nur seinen eigenen Zwecken gelebt. Ja sogar sein Tik, in Verkleidung zu erscheinen, mußte ihm dazu dienen, das Wohl der Unterthanen seinem fürstlichen Freunde an's Herz zu legen. So überreicht er um's Jahr 1778, als Bauer verkleidet, unter dem Namen Sebastian Simpel dem Herzoge bei dessen Besuch auf dem Stein'schen Rittergute Kochberg eine gereimte Schrift, in welcher es heißt:

Geb' Euch Gott allen guten Segen,
Nur laßt Euch sein uns angelegen;
Denn wir bäuerisch treues Blut

Sind doch immer Euer bestes Gut,
Und könnt Euch mehr an uns erfreu'n,
Als an Pferden und an Stuterei'n.

Einen neuen, und zwar den größten Beweis seines fürstlichen Vertrauens gab Karl August dem Dichter, den er schon im Jahre 1779 auf seinen Geburtstag mit der Ernennung zum Geheimenrathe überrascht hatte, als er ihn, kurz nachdem derselbe von dem Kaiser in den Adelsstand erhoben worden war, im Juni 1782 zu seinem Kammerpräsidenten ernannte, und ihn hiermit auch in seiner bürgerlichen Stellung zu seinem nächststehenden Berather erhob. So wenig Gewicht Göthe auf jene Standeserhöhung legte, da er, wie er schreibt, so wunderbar gebaut sei, daß er sich nichts dabei denken könne, so sehr fühlte er das ganze Gewicht der Pflichten, welche diese einflußreiche Stellung im Staate ihm auferlegte. „Ich sehe aber auch," schreibt er kurz nach Uebernahme der Stelle an seinen Freund Knebel, „weder rechts noch links. Dabei bin ich vergnügter, als jemals, denn nun habe ich nicht mehr, wenigstens in diesem Fache, das Gute zu wünschen und halb zu thun, und das Böse zu verabscheuen und ganz zu leiden. Was nun geschieht, muß ich mir selbst zuschreiben, und es wirkt nichts dunkel durch den Dritten, sondern hell, gerade auf mich. Daß ich bisher so treu und fleißig im Stillen fortgearbeitet habe, hilft mir unendlich."

Wenn mit solchen redlichen Vorsätzen, mit solchem besonnenen Muthe der Staatsmann Göthe in die neue, einflußreiche Stellung eintrat, so hat doch auch der Dichter Göthe den Conflict empfunden, in welchen ihn die Verantwortlichkeit und die Last derselben versetzten, und hat diesen Empfindungen in seiner damals entstandenen Romanze „Der Sänger" Worte geliehen. Doch hat er auch späterhin bei aller anstrengenden Thätigkeit, welche ihm seine bürgerliche Stellung auferlegte, die Selbständigkeit der dichterischen Natur bewahrt. Wohl legte er „die goldene Kette" an, aber ihm war es auch noch fernerhin vergönnt, zu singen, wie der Vogel singt, der in dem eigenen Liede seinen reichlichen Lohn findet.

Aber auch darin ward ihm ein beglückender Lohn zu Theil, daß er so herrlich sich erfüllen sah, was er in dem Gedichte „Ilmenau“ seinem fürstlichen Freunde zugerufen hatte, an dessen Seite er noch lange einem rühmlichen, der edelsten Kräfte würdigen Ziele entgegenstrebte, und der Fürsorge für das Wohl des Volkes noch manche goldene Stunde willig opferte:

So mög', o Fürst, der Winkel deines Landes
Ein Vorbild deiner Tage sein!
Du kennest lang die Pflichten deines Standes,
Und schränkest nach und nach die freie Seele ein.
Der kann sich manchen Wunsch gewähren,
Der kalt sich selbst und seinem Willen lebt,
Allein wer Andre wohl zu leiten strebt,
Muß fähig sein, viel zu entbehren.

So wandle du — der Lohn ist nicht gering, —
Nicht schwankend hin, wie jener Sämann ging,
Daß bald ein Korn, des Zufalls leichtes Spiel,
Hier auf den Weg, dort zwischen Dornen fiel;
Nein! streue klug, wie reich, mit männlich stäter Hand
Den Segen aus auf ein geackert Land;
Dann laß es ruhn; die Ernte wird erscheinen,
Und Dich beglücken und die Deinen.

11.

Frau von Stein.

So klar das Bild ist, welches wir uns aus den schon früher erschienenen Briefen Göthe's von seinen äußeren und inneren Erlebnissen während der ersten zehn Weimarer Jahre machen können, so erhält dasselbe doch erst die genauere Ausführung in den einzelnen Zügen und den richtigen Farbenton durch die seit dem Jahre 1848 erschienenen Briefe an die Frau von Stein, welche eine so in's Speciellste gehende Einsicht in seine Lebensverhältnisse geben, daß sie uns vollkommen ein sorgfältig geführtes Tagebuch ersetzen. Mit ihrer Herausgabe ist für die Nation ein unendlich reicher Schatz zur Kenntniß des Göthe'schen Lebens und Wirkens gehoben; wie wir durch die zahlreichen Billete und Briefe, die von Weimar, der Umgegend und aus der Ferne mit nie nachlassender Mittheilungsbedürftigkeit an die Freundin gerichtet sind, den Dichter von Woche zu Woche, ja oft von Tag zu Tage begleiten können, so tritt auch in ihnen sein Inneres so wahr und schleierlos hervor, wie es sich nur in den aufrichtigsten Selbstbekenntnissen hätte offenbaren können. Nirgends aber auch hat sich in Göthe's Leben so lange andauernd eine

so tief innige Gemeinschaft der Geister gebildet, und nirgends sind daher die Mittheilungen des Herzens reichlicher und offener, als in seinem Verhältniß zur Frau von Stein, das, je klarer es vor unsern Augen liegt, um so überzeugender uns von Neuem den unabläſſigen Ernst erkennen läßt, mit welchem die edle Natur des Dichters ihrer Reinigung und Läuterung von den Schlacken der Endlichkeit zu jeder Zeit entgegengestrebt hat.

Der Herausgeber der Briefe Göthe's an Charlotte von Stein, A. Schöll, hat in den vortrefflichen Einleitungen, welche er den einzelnen Jahrgängen derselben vorausgeschickt hat, uns auch eine Schilderung der äußeren Erscheinung dieser für den Dichter so einflußreichen Frau, sowie ihrer Familienverhältnisse und der näheren Beziehungen gegeben, in welchen sie zu der Weimarer Welt gestanden hat. Sie war im December 1742 geboren, als die älteste Tochter des Hofmarschals von Schardt. Mit einer schönen Gestalt verband sie einnehmende, redende Züge, und ein natürlich lebhaftes, leichtfassendes, wohlwollend offenes Wesen. „Jene Offenheit des Ausdrucks wurde durch die ruhige Haltung, wie frühe gesellige Bildung sie gibt, und die Vortheile der Erscheinung durch eine stets wohlpassende, zierliche Kleidung erhöht. So war sie als Hofdame der Herzogin Amalie eine der anmuthigsten Erscheinungen im Kreise der Fürstin.“ Auch nachdem sie im Jahre 1764 mit dem Herzoglichen Stallmeister, Baron Friedrich von Stein, einem Manne, der mit sehr geschätztem Charakter eine feine Weltbildung verband, vermählt war, blieb sie gesellig und freundschaftlich dem Hofe verbunden. Von sieben Kindern, die sie ihrem Gatten schenkte, starben vier schon in den Kindes- und ein Sohn in seinen Jünglingsjahren, nur der älteste und der vorletzte, Friedrich, erreichten ein höheres Alter.

Die Sorge der Kindererziehung fiel, da der Vater durch seinen Dienst so streng an den Hof gefesselt war, daß er sogar als ein der nächsten Umgebung des Herzogs Zugehöriger fast immer dort zur Tafel zu sein pflegte, der Mutter allein zu. Mit Hülfe eines Hofmeisters leitete sie dieselbe den Winter über in

Weimar, und während des Sommers auf ihrem Rittergute Kochberg unweit Rudolstadt, wo sie diese Jahreszeit, zuweilen von ihrem Gatten auf Wochen besucht, zubrachte. Auch sonstige Gäste kamen und gingen, und genossen die Freuden des ländlichen Aufenthalts, die durch die Anmuth der Wirthin einen noch höheren Reiz erhielten. Aber hier sowohl wie in der Stadt fand diese auch Zeit, ihre Neigung zu den schönen Künsten, die sie selber betrieb, da sie angenehm zu Guitarre und Piano sang und im Zeichnen nicht ungeschickt war, zu befriedigen, und ihren wohlunterrichteten, feingebildeten Geist der deutschen Literatur, deren Aufschwung sie mit Interesse verfolgte, zuzuwenden.

Natürlich, daß auch der Dichter des Götz und Werther ihre Aufmerksamkeit auf sich ziehen mußte. Schon im Jahre 1774 bat sie den Arzt Zimmermann, der sich ihr in Pyrmont genähert und unterdessen auf einer Reise in die Schweiz auch mit Lavater und Göthe in Straßburg zusammengetroffen war, ihr von diesem Näheres mitzutheilen, ja sie unterdrückte nicht den Wunsch, dessen persönliche Bekanntschaft machen zu können. Aber schon knüpfte, ihr unbewußt, das Schicksal die Fäden zusammen, die den gefeierten Dichter bald in ihre Nähe führen sollten. Und wunderbarer Weise war auch schon Göthe's Interesse an der nachmaligen Freundin auf das lebhafteste geweckt worden. Es war zwar nichts Auffallendes zu jener Zeit, wo durch Lavater's Physiognomik veranlaßt, der Silhouettentausch zwischen Freunden und Bekannten mit großem Eifer betrieben wurde, daß Zimmermann dem jungen Dichter neben vielen anderen Schattenrissen auch den der geistvollen Frau zeigen konnte, deren genußreicher Umgang ihm zu Theil geworden war, aber bedeutsam war das ahnungsvolle Verlangen Göthe's, das Urbild dieser Zeichnung kennen zu lernen, unter welche er damals die Worte schrieb: „Es wäre ein herrliches Schauspiel zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt, wie sie ist, und doch durch's Medium der Liebe. So ist auch Sanftheit der allgemeine Ausdruck."

So begegneten sich nach Göthe's Ankunft in Weimar Beide, schon im Voraus mit gespannten Erwartungen von einander erfüllt. Die Hofcirkel, denen sie Beide angehörten, gestatteten bald eine gegenseitige Annäherung. Wir wissen, wie Göthe dort der Gegenstand allgemeiner Bewunderung war, und wie die Huldigungen, die dem großen Dichter, dem liebenswürdigen Manne, dem geistreichen Gesellschafter zu Theil wurden, die erhöhte Lebenssphäre, in die er getreten, die häufigen Festlichkeiten, die man oft nur, um ihn zu genießen, veranstaltete, ebensoviele Aufforderungen an ihn waren, die ganze Fülle seines Geistes in sprudelnden Humor zu ergießen und in helle Gedankenblitze aufleuchten zu lassen. Aber unter der Hülle dieses geistreich-übermüthigen Wesens lag eine reiche Welt des Gemüthes, welche von dem noch nicht zur Ruhe gebrachten Schmerze um eine verlorene Liebe durchzittert wurde. Und für diese innere Bewegung fand der Dichter nicht in der äußeren lustigen Unruhe Linderung, nur die Berührung mit der gemüthvollen weiblichen Welt, das Erfassen ihres Wesens in edlen Individualitäten konnte ihm wahre Erleichterung gewähren, wie schon während des Verhältnisses zu Lili dieses Bedürfniß, sich an ein Frauengemüth anzuschließen, sein Herz der Unbekannten vertrauensvoll geöffnet hatte. Mit wem aber mochte sich das Wechselverhältniß einer geistigen Beziehung eher und enger knüpfen, als mit der seelenvollen und anmuthreichen Frau, in deren persönlicher Erscheinung er nur bewährt fand, was er vor Jahren wunderbar von ihr geahnt hatte, und deren schöne Haltung und feine Sitte in den Hofcirkeln er ebensosehr, wie ihre stille weibliche Tugend im Kreise der Familie zu bewundern Gelegenheit hatte. So trat sie für ihn in gewissem Sinne an die Stelle der Gräfin Auguste von Stolberg; an sie waren die Ausdrücke seines tiefsten Gefühls zunächst gerichtet, wie das unvergleichliche „Wanderers Nachtlied"; in ihrem Umgang fand das dringende Bedürfniß seines Gemüthes, sich mitzutheilen, seine volle Befriedigung. Aber den feurigen Dichter führte dieser Verkehr mit der geist- und gemüthvollen, ihn ganz verstehenden

Frau in eine gleiche Gefahr, wie die war, in welche ihn in Wetzlar die fortwährende Nähe der Braut des Freundes geführt hatte; durch die Macht ihrer liebenswürdigen Persönlichkeit wurde sein leicht erregbares Herz in immer nähere Kreise gezogen, und zu dem hingebenden Vertrauen stellte sich bald die Liebe ein. Die Bekämpfung dieser zur Leidenschaft aufwachsenden Neigung aber, welcher er sich nicht, wie in Wetzlar, durch die Flucht entziehen konnte, die immer reinere Vergeistigung dieser unruhig wogenden Liebe zu einer sich selbst klaren, ruhigen und entsagenden Freundschaft ist die innere Geschichte des Verhältnisses Göthe's zur Frau von Stein, eines Verhältnisses, das ebenso einzig in seiner Art dasteht, wie der männliche Freundesbund des Dichters mit dem Herzog Karl August.

Den Charakter der Liebe, welche Göthe in Wetzlar an die anziehende Amtmannstochter gefesselt hatte, bezeichnet er in Wahrheit und Dichtung mit den Worten: „Verstehen wird mich, wer sich erinnert, was von dem glücklich-unglücklichen Freunde der neuen Heloise geweissagt worden ist: Und zu den Füßen seiner Geliebten sitzend, wird er Hanf brechen, und er wird wünschen Hanf zu brechen heute, morgen und übermorgen, ja sein ganzes Leben." Noch war die ganze jünglinghafte, schüchtern-zurückhaltende, aber tief das Innere durchdringende Sentimentalität, die sich nachher wie ein glühender Strom in den Werther ergoß, in seiner Brust verschlossen und bildete die Grundstimmung seines Gemüthes. Als er dagegen jetzt zwar im allbekannt gewordenen Kostüme seines unglücklichen Helden, aber der Eroberungen gewohnt und des Sieges bewußt, den er durch jene Dichtung in allen fühlenden Herzen errungen, in Weimar auftrat, wo der freimüthige Ton des Genielebens Gedanken und Wünsche ohne Rückhalt auf die Zunge legte, erschien er auch nicht mehr als schüchterner Bewerber um die Huld der Frauen, sondern ließ voll Selbstgefühls dem Ausdruck seiner Empfindungen ungehemmten Lauf. Aber so wenig der muthwillige Humor, in welchen der Dichter einging, das Kundgeben leichtsinnigen Sichschadloshaltens

war für den Schmerz, den ihm die Trennung von Lili verursacht hatte, so wenig zeugte seine naiv dringende Bewerbung um die Gunst der Geliebten, daß sich die Tiefe seines Gemüthes verflacht und die zarte Reizbarkeit seiner Empfindungen sich abgestumpft habe. So zuversichtlich und keck der Mund war, so ruhig hingebend an ein ihn verstehendes Wesen war sein vor rauschenden Freuden und stillem Leide Ruhe suchendes Herz. So oft er daher in den Briefen und Billeten, welche er in der ersten Zeit an die Frau von Stein richtet, rücksichtslos das vertrauliche Du anwendete, so oft kehrte er bescheiden in die Grenzen der Sitte zurück. Der ihn ganz erfassende Reiz ihrer Persönlichkeit zog ihn ebenso unwiderstehlich an, wie ihre ruhige Besonnenheit die heftig hervorbrechende Liebesneigung mit siegender Uebermacht zügelte. Wenn daher der Ungestüme auch behauptet: „Du wirst Gusteln seine Ungezogenheiten nicht abgewöhnen, die werden nur mit seiner Unruhe und Liebe im Grabe enden", so fühlte er doch schon frühe, daß seine Liebe eine anhaltende Resignation sein müsse, und die Geliebte ward ihm bald eine Besänftigerin und Beichtigerin, von der er sagt: „Ich seh' Dich eben künftig, wie man Sterne sieht." Und je weiter wir die Briefe verfolgen, je mehr gewahren wir, wie die ungestümen Wogen leidenschaftlicher Liebe durch das milde Zauberwort der Freundin besänftigt werden, und wie auf der geebneten Fläche die heitere Ruhe des Gemüthes sich abspiegelt; bis nach Jahren der Läuterung und Entsagung auf dem Höhepunkt geistiger Gemeinschaft von 1781 an das schwer vermiedene Du als Frucht bewährter und vertrauender Freundschaft eintritt und der Name Lotte, der schon einmal des Dichters ganzes Sehnen und Verlangen in sich faßte, für ihn zum zweitenmale und in noch höherem Grade bedeutungsvoll wird, indem er nun der Inbegriff seiner ganzen Hingebung, aber auch seines edelsten und beglückendsten geistigen Besitzthums ist. „Ich habe mein ganzes Leben," schreibt er im März 1782, „einen idealischen Wunsch gehabt, wie ich geliebt sein möchte, und habe die Erfüllung immer im Traum des Wahnes gesucht; nun, da

mir die Welt täglich klarer wird, find' ich's endlich in Dir auf eine Weise, daß ich's nie verlieren kann."

Mit Recht hat Göthe die Freundin in seinen Briefen „den Anker seines Wesens" genannt, und mehr als einmal sie als seinen lieben Schutzgeist angerufen, der ihn mit seinen Flügeln umschweben möge. Denn wie ihn zumeist die Liebe zu ihr aus den Wogen des Brauselebens herausgezogen hatte, so mehrte sie auch sein inneres Glück von Tag zu Tag, je ruhiger und besonnener sie wurde. Wie in ein reines Element tauchte in sie der Dichter sein ganzes Wesen ein; es gab nichts Beruhigenderes für ihn im Druck der Berufsgeschäfte und in den Zerstreuungen des Hoflebens, nichts Tröstenderes in Schicksalsfügungen, nichts Beseligenderes in heiteren Tagen, nichts Begeisternderes für seine poetische Thätigkeit, als das stille Glück dieser hingebenden und vertrauenden Liebe.

Aber wie wußte auch der Dichter dasselbe in seinem ganzen Umfange zu würdigen! Wie er nicht müde wurde, in den mannichfachsten Variationen das Geständniß seiner Hingebung zu wiederholen, so drängte es ihn immer von Neuem, in erhabenen Bildern die Reinheit und Beständigkeit dieser Liebe auszudrücken. Sie ist ihm wie der Morgen- und Abendstern, der nach der Sonne unter- und vor der Sonne wieder aufgeht, ja wie ein Gestirn des Pols, das nie untergehend über unsern Häuptern einen ewig lebendigen Kranz flicht. Wenn er von der Gegenliebe und dem Wesen seiner Freundin spricht, so sind sie ihm wie eine süße Melodie, die uns in die Höhe hebt und unsern Sorgen und Schmerzen eine weiche Wolke unterbreitet. Und wie beseligt ihn der Gedanke des inneren Werthes dieser Liebe, wenn er sich mit andern Menschen vergleicht. „O liebe Lotte," schreibt er, „was sind die meisten Menschen so übel dran! Wie eng ist ihr Lebenskreis und wo läuft es hinaus! Wir Beide haben dagegen Schätze, daß wir Könige auskaufen könnten, laß uns im Stillen des Bescherten genießen!"

Und so genoß er auch in heitrer Ruhe das Glück, das ihm

die Freundin schuf. Sich ihrer Nähe unabläßig zu versichern, war seine schönste Befriedigung. Während er sich selber seine Gartenwohnung gründete, war es ihm eine lohnende Freude, auch ihr eine Wohnung im Fürstenhause einrichten zu dürfen. Dorthin sandte er ihr in treuer Ergebenheit Morgens den Schmuck seines Gartens; duftende Veilchen und Rosen, noch vom Thaue befeuchtet, wurden die zarten Symbole seiner wandellosen Anhänglichkeit; die schönsten der Früchte, welche er selber gezogen, und edle Trauben, aus der Heimath ihm übersendet, theilte er sorglich mit der Freundin, und selbst die Bäume, die er in seinem Garten pflanzte, mußten ihm Zeugen des stillen Glückes sein, das er in ihrer Nähe genoß:

Sag ich's euch, geliebte Bäume,
Die ich ahndevoll gepflanzt,
Als die wunderbarsten Träume
Morgenröthlich mich umtanzt.
Ach, ihr wißt es, wie ich liebe
Die so schön mich wiederliebt,
Die den reinsten meiner Triebe
Mir noch reiner wiedergibt.

Wachset wie aus meinem Herzen,
Treibet in die Luft hinein,
Denn ich grub viel Freud' und Schmerzen
Unter eure Wurzeln ein.
Bringet Schatten, traget Früchte,
Neue Freude jeden Tag,
Nur daß ich sie dichte, dichte,
Dicht bei ihr genießen mag.

Obgleich aber Göthe Allem, auch dem Geringsten, eine Beziehung zu der Freundin gab, obgleich er, wie er schreibt, alle Tage so einrichten will, daß ihm von ihrem köstlichen Umgang, von dem glücklichen Sein mit ihr so wenig als möglich verloren gehe, so verschlang doch ihre Nähe nicht sein geistiges Schaffen und Wirken. Hier ist kein die Muse störendes Auf- und Abwogen der Leidenschaft, kein thatloses Hinbrüten und weiches Träumen, sondern darin bewährt sich gerade am schönsten der innere Gehalt dieses seltenen Verhältnisses, daß es dem Dichter der mächtigste Sporn wurde zu rastloser Thätigkeit. Die Stunden

ruhig-glücklichen Genießens, die er bei ihr des Mittags oder Abends zubrachte, erkaufte er sich durch Tage anhaltender Arbeit; durch einen schriftlichen Morgengruß von ihr erfreut, widmete er, zur Thätigkeit doppelt aufgelegt, die Tageszeit seinen poetischen Schöpfungen und seinen Berufsgeschäften. Wie oft wiederholt sich in seinen Briefen an die Freundin der Vorsatz, er wolle, ihrer Liebe und der guten Stunden werth zu sein, sich den Tag über durch Fleiß und Ordnung bemühen und seine Sehnsucht, sie zu sehen, mit der Hoffnung einwiegen, welche ihn sie wieder am Ende des Tages als die schönste Aussicht erblicken ließe. Und hatte je einmal eine Wolke den heitern Himmel getrübt, ein mißstimmender Ton, wenn sein Wesen an das ihrige mit oder ohne seine Schuld falsch angeschlagen, die Harmonie ihrer Seelen gestört, wie schmerzlich fühlbar wird es ihm dann, da ihm jeder Zweifel von ihr ein Erdbeben in den innersten Festen der Tiefen seines Herzens erregt. „So tief," schreibt er bei einem solchen Anlaß, „Deine Liebe drang und mir wohl machte, so tief hat der Schmerz die Wege gefunden und zieht mich in mir selbst zusammen. Ich kann nicht weinen und weiß nicht wohin." Aber dann ist es ihm auch das dringendste Bedürfniß, die gestörte Harmonie wiederherzustellen und mit doppelt frohem Muthe unterzieht er sich, wenn sein Verlangen befriedigt, den ermüdenden Berufsgeschäften. „Wie gerne will ich mich," schreibt er einst rührend an die versöhnte Freundin, „durch die Blechkasten und Acten durcharbeiten, da ich zu Dir mit Freuden meine Gedanken wieder richten kann."

Der segensreichen Wirkung völlig sich bewußt, welche diese edle Freundschaft auf ihn ausübte, lohnte Göthe der Freundin auch ihre Liebe, die ihm der Sonnenschein war, bei dem ihm alles gedieh, durch die anerkennendste Dankbarkeit. So wie ihm ihr Beifall der höchste Ruhm sein sollte, den er als Mensch und Dichter zu erringen gedachte, so hörte er auch nicht auf, ihr zu bekennen, was sie ihm geworden und zu was sie ihn gebildet habe. „Beste," schreibt er ihr, „sowie Du nie aufhören wirst, so

schaffe und bilde mich auch so, daß ich Deiner werth bleibe und laß es uns so halten, daß Dein liebes Herz Dir nicht widerspricht." Und wenn er mit dem ersten langsamen Schein des Neujahrstages 1782 ihr einen Willkomm ins neue Jahr sagt, so begleitet er ihn mit den Worten: „Du weißt, mit welcher Zufriedenheit ich es anfange, und daß ich nur Einen Wunsch habe, Dir recht dankbar sein zu können, da ich Dir Alles schuldig bin." Die Offenheit und Ruhe seines Herzens, die sie ihm wiedergegeben, soll auch für sie allein sein, und alles Gute, was Anderen und ihm daraus entspringt, soll nur ihr gehören. Und wenn er fühlt, daß er nicht geldreich werde, aber desto reicher an Vertrauen, gutem Namen und Einfluß auf die Gemüther, so will er, was er erlangt, ihr dankbar zu Füßen bringen.

Die edelste Frucht aber dieser seltnen Gemeinschaft der Geister war das über alle Bedenken erhabene Vertrauen, welches der Dichter der Freundin schenkte. Schon im Jahre 1779 konnte Göthe, im Hinblick auf die Zufriedenheit mit der Gestaltung seines Schicksals, an Lavater schreiben: „Auch thut der Talisman einer schönen Liebe, womit die Stein mein Leben würzt, sehr viel. Sie hat meine Mutter, Schwester und Geliebten nach und nach geerbt, und es hat sich ein Band geflochten, wie die Bande der Natur." Göthe ließ die Freundin tief in das Innerste seines Herzens blicken; seine Vergangenheit lag offen vor ihm da, selbst dann, wenn er sich ihrer nicht zu rühmen hatte; was ihn in der Gegenwart bewegte, von den kleinen Sorgen des täglichen Lebens bis zu dem herben Kummer, den Schicksalsfügungen ihm bereiteten, legte er vertrauensvoll in ihren Busen. Er weihte sie ein in alle seine Familienverhältnisse, er theilte ihr die Briefe seiner Mutter, Schwester und nächsten Freunde mit; worüber er gegen sonst Niemanden sich aussprechen mochte und durfte, Zweifel und Mißstimmung über Berufsgeschäfte, Unzufriedenheit über gesellige Verhältnisse, momentan aufsteigende Bedenken über Haltung und Verfahrungsweise des Herzogs, seine innersten Gedanken über Welt und Weltlauf, die strengsten Beobachtungen, die

er an sich selber machte, trieb es ihn, ohne den leisesten Rückhalt vor ihr auszusprechen.

An die Freundin gingen daher auch die reichlichsten Berichte ab, wenn ihn Reisen auf kürzere oder längere Zeit von Weimar entfernt hielten, und der gewohnte Austausch der Ideen und Empfindungen, den gemeinsames Studium wissenschaftlicher Werke, Kunstübungen und der beständige gesellige Verkehr mit sich führte, aufhören mußte. Ja, diese Berichte haben zuweilen sogar den Nebenzweck, gemeinsam angestellte Uebungen zu sein, wie jene von Braunschweig aus geschriebenen Briefe Göthe's in französischer Sprache im Jahre 1784 beweisen. Auch in der Ferne war ihm die Freundin immer nahe, auch hier empfand er lebendig den mächtigen Zauber, mit dem ihre edle Liebe sein ganzes Dasein verschönte und verklärte. „Seitdem ich," schreibt er, „in Deiner Liebe ein Ruhen und ein Bleiben habe, ist mir die Welt so lieb und klar. Unter den Menschen nenne ich Deinen Namen still für mich und lebe auch entfernt von Dir nur um Deinetwillen." Ihre Gestalt war ihm stets, auch in dem zerstreuenden Treiben der Welt gegenwärtig, wie er dies einmal von Gotha aus in dem herrlichen Bilde ausgesprochen hat:

Den Einzigen, Lotte, welchen du lieben kannst.
Forderst du ganz für dich, und mit Recht.
Auch ist er einzig dein.
Denn seit ich von dir bin,
Scheint mir des schnellsten Lebens lärmende Bewegung
Nur ein leichter Flor, durch den ich deine Gestalt
Immerfort wie in Wolken erblicke,
Sie leuchtet mir freundlich und treu
Wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen
Ewige Sterne schimmern.

Wo Göthe in der Ferne die Natur zum Genusse einlud und seine Seele in dichterische Stimmung versetzte, hatte er keinen schöneren Wunsch, als daß die Freundin denselben mit ihm theilen könne. Die mannichfaltigen Beobachtungen, die er auf seinen Reisen durch das Weimarer Land machte, gaben ihm Anlaß zu den offensten Bekenntnissen über mangelhafte Zustände und zu Aeußerungen seines redlichen Willens, nach einer durch

eigne Anschauung erlangten Erfahrung abzuhelfen. Als das Städtchen Kreuzburg im Jahre 1782 abgebrannt war, schreibt er von dort an die Freundin: „Die Welt ist eng und nicht jeder Boden trägt jeden Baum; der Menschen Wesen ist kümmerlich und man ist beschämt, wie man vor so vielen Tausenden begünstigt ist. Man hört immer sagen, wie arm ein Land ist und ärmer wird; theils denkt man sich es nicht richtig, theils schlägt man sich es aus dem Sinn, wenn man dann einmal die Sache mit offenen Augen sieht, und sieht das Unheilbare, und wie doch immer gepfuscht wird!! Ich habe Dir Vieles und Menschliches zu erzählen und hoffe, Du sollst sehen, daß sich meine Augen auch in die Nähe gewöhnen." Und wie frei und nur das Allgemeine in's Auge fassend sind stets der Freundin gegenüber Göthe's Urtheile, und wie steigen seine Empfindungen nur aus dem reinen Quell des Menschlichen hervor! Wenn ihn, den Freund eines Fürsten, hier das Treiben „heimlich tückischer Hofleute" vor ihr, die selbst dem Hofe angehörte, den Ausruf abzwingt: „Wehe dem, der sich von großer Herrn Gunst in's Freie locken läßt, ohne sich den Rücken gedeckt zu haben," so führt er dort auch die Freundin im Geiste in die Hütten der Beschränktheit, wie auf der Harzreise im Jahre 1777, die er, um ungestört sich selber leben zu können, ganz ohne Begleitung unternommen hatte. „Wie sehr ich", schreibt er damals, „wieder auf diesem dunklen Zuge Liebe zu der Klasse von Menschen gekriegt habe, die man die niedere nennt, die aber gewiß vor Gott die höchste ist. Da sind doch alle Tugenden beisammen, Beschränktheit, Genügsamkeit, gerader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gut, Harmlosigkeit, Dulden, Ausharren." Auf den größeren Reisen, wie auf der in die Schweiz im Jahre 1779, sind wiederum die reichsten Ergüsse seines Inneren an die Freundin gerichtet. Er wendet, wie Schöll sagt, den ganzen schönen Schwung des genußreichen Ausflugs an sie, nach der sein Gefühlsmagnet so beständig hinwies, daß er im Wandern, wie weit er sich von ihr entferne, oder ob er wieder sich nähere, nie vergaß. Die Briefe an

sie bilden die Grundlage der „Briefe aus der Schweiz" und sind oft wörtlich in diese übergegangen, sowie auch späterhin aus den Berichten an die Freundin die Briefe aus Italien zum großen Theil entstanden sind.

Verdanken wir demnach hauptsächlich dem Verhältnisse Göthe's zur Frau von Stein seine classischen Reiseschilderungen, so begeisterte dasselbe, wie wir sehen werden, auch seine dichterische Muse zu Schöpfungen, deren inneres Leben aus ihm hervorgeströmt ist. Das anmuthreiche, edle Bild der Freundin tritt uns mehr als Einmal in kleineren und größeren Dichtungen auf dem Goldgrunde der Poesie entgegen. Wie mochte es auch anders haben sein können bei dem Dichter, welcher, wie kein anderer, unmittelbar aus dem Quell seiner eignen Empfindungen und Gefühle seine Dichtungen geschöpft und eignes Glück und eignes Leid in sie niedergelegt hat? Wie konnte sein Genius unberührt bleiben von dem Verhältnisse, das auf's tiefste in sein Inneres eingriff, das ihm die reichsten geistigen Genüsse zuführte, und von dessen wohlthätig beruhigendem Einfluß auf seine ganze Seelenstimmung er einmal zur Freundin gesagt hat: „Es ist eine unaussprechliche Glückseligkeit, wenn Gesinnungen und Empfindungen zwischen zwei Wesen wechseln, ohne irgend anzustoßen, zurückgehalten und geschreckt zu werden." Wie sollte diese langandauernde Seelenharmonie, welche auf der Gemeinschaft höheren geistigen Strebens beruhte, durch gemeinsame Kunst- und Naturanschauung genährt wurde, in gemeinsam betriebenem Studium wissenschaftlicher Werke, sogar in der Abstraction des Philosophen Spinoza ihre mannichfachsten Berührungspunkte fand, welche aber auch das ganze sittliche Wesen des Dichters läuternd durchdrang und in die reine Höhe edler männlicher Entsagung erhob, nicht ihren vollen Ausdruck in seinen Dichtungen haben finden müssen? Sowie daher die Werke seiner vielbewegten Jugend die auflodernde Flamme der Gefühle leidenschaftlich ausdrücken, so werden die von der besonnenen männlichen Lebensanschauung getragenen Dichtungen von dem milden Lichte dieses edlen Freund-

schaftsbundes überall verklärt und athmen das ruhig sichere Gefühl, welches aus einem geistigen Verhältniß entsprang, das dem Dichter in vieler Beziehung die Ehe ersetzte. Denn jener Friede und jene Ruhe, welche der Mann nach den stürmischen Jugendjahren erlangt, die von aufregender Leidenschaft gereinigte Berührung mit der Weiblichkeit, in welcher er den Widerhall seiner zarteren Gefühle findet, wurden in demselben dem Dichter zu Theil, und selbst die Schranken, welche die in inniger Geistesgemeinschaft Lebenden schieden, dienten nur dazu, dem Verhältniß jenen zarten Duft und jenen immer sich erneuernden Reiz, der in der unermüdlichen Kundgebung sorglicher Aufmerksamkeit und treuer Ergebenheit liegt, frisch und rein zu bewahren. Und noch mehr! Es war dem Dichter sogar vergönnt, eine in der Ehe geforderte sittliche Pflicht zu erfüllen. Frau von Stein konnte keinen schöneren Beweis des unbedingten Vertrauens geben, welches sie in den Freund setzte, als dadurch, daß sie ihm auf mehrere Jahre ihren Sohn Fritz zur Erziehung übergab, und Göthe konnte seine Liebe zu ihr durch nichts so würdig krönen, als durch die treue Sorge, welche er seinem Pfleglinge angedeihen ließ. Noch in seinen Mannesjahren gedenkt Friedrich von Stein der Zeit, als er fast noch mehr an Göthe als an seiner Mutter hing und dieser mit Liebe, Ernst und Scherz ihm begegnete. Er nennt es die glücklichste Periode seines Lebens, als er in seinem zehnten und elften Jahre ganz in dessen Haus wohnte. Und es ist rührend zu sehen, wie Göthe, die Liebe der Mutter auf den Sohn übertragend, ihn stets um sich hatte und die mannichfachen kleinen Wünsche ihm erfüllte; wie er selbst sein Schlafzimmer mit ihm theilte; wie er bedacht war, durch Dictiren seine Handschrift auszubilden, durch Uebergabe seiner Wirthschaftsbücher seine Fertigkeit im Rechnen zu üben; wie er auf Reisen ihn sorglich gehütet, ihn gewärmt und weichgelegt hat; wie er, wenn er abwesend war, selbst in Italien, seiner gedachte und zu dem Ideenkreise des Knaben sich herabstimmend, ihm freundliche

Briefe schrieb; wie er überhaupt nichts vorübergehen ließ, um seinem Geiste eine gediegene und edle Bildung zu geben.

So blieb das Verhältniß Göthe's zur Frau von Stein auf gefährlicher Grenze rein und fleckenlos, so daß nur der sittliche Gewinn einer solchen geistigen Beziehung Beiden zu Theil wurde. Der häusliche Friede der Freundin blieb ungestört; Göthe's Verhältniß zu ihrem Gatten hielt sich stets in der klarsten Offenheit und Harmonie und selbst das Urtheil der so gerne schlimm deutenden Welt vermochte nicht, einen Flecken auf dasselbe zu werfen. Als während Göthe's Abwesenheit in Italien Schiller in Weimar sich längere Zeit aufhielt, konnte er im Jahre 1787 in Beziehung auf Göthe und Frau von Stein an seinen Freund Körner schreiben: „Man sagt, daß ihr Umgang ganz rein sei", und Herders Urtheil über Göthe unmittelbar hinzufügen, das demselben neben einem klaren universalischen Verstand das wahrste und innigste Gefühl, die größte Reinheit des Herzens zuschreibt. Und diese Urtheile, die aus dem Munde wohlunterrichteter und zuverlässiger Zeitgenossen geflossen sind, sollten sich nach mehr als sechszig Jahren, nachdem schon lange die geistig Verbundenen dem irdischen Dasein entrückt sind, auf das herrlichste durch die Briefe Göthe's an die Freundin bestätigen, welche das innere Wesen dieses so seltnen Verhältnisses unverhüllt vor unsern Blicken darlegen und durch tausend Belege verbürgen, was der Dichter in schöner Zusammenfassung von demselben gesagt hat:

Denn was der Mensch in seinen Erdeschranken
Von hohem Glück mit Götternamen nennt,
Die Harmonie der Treue, die kein Wanken,
Der Freundschaft, die nicht Zweifelsorge kennt,
Das Licht, das Weisen nur zu einsamen Gedanken,
Das Dichtern nur in schönen Bildern brennt,
Das hatt' ich all' in meinen besten Stunden
In ihr entdeckt und es für mich gefunden.

12.

Gartenleben. Dichterische Thätigkeit.

Es konnte Göthe nicht schwer werden, sich in Weimar, seiner zweiten Heimath, einzuleben. Nach den bewegten Jugendjahren hatte der Dichter nun eine Stätte gefunden, wo er, der Außerordentliche, auch in außerordentliche Verhältnisse eintrat, welche ihm den neuen Wohnort werth machen mußten. Die Huld eines kunstsinnigen Fürstenhauses, das unbedingte Vertrauen eines edlen und hoffnungsvollen Regenten, die mächtig ihn ergreifende Anziehungskraft einer reichbegabten und feingebildeten Frau, der freundschaftliche Verkehr mit trefflichen, gleichgesinnten Männern, welche zum Theil, wie er selbst, sich dem Dienste der Musen widmeten, mußten zu eben so vielen festen Banden werden, welche ihn an diesen Wohnsitz wahrer Bildung fesselten. Zwar trat in den ersten Flitterwochen seines dortigen Aufenthalts das tiefere geistige Bedürfniß vor den Ansprüchen einer heiteren Geselligkeit stark in den Hintergrund und der Dichter fand, so lange er sich als Gast bei dem herzoglichen Hofe betrachten durfte, in keinerlei Weise eine Aufforderung, von dem genialen Treiben des Kreises, in welchem er als Mittelpunkt der ehrendsten Aufmerksamkeit genoß, sich zurückzuziehen. Als es sich indessen schon im Januar 1776

entschieden hatte, daß er für immer bleiben würde, suchte er, wie wir wissen, „des Treibens müde“ oft sehnlichst Ruhe nach dem Genuß und die Stille nach der Aufregung, und zu dem Bedürfniß, sich häuslich an seinem neuen Wohnplatze einzurichten, gesellte sich das Verlangen, eine einsame Stätte sein nennen zu dürfen, wohin er sich aus den Zerstreuungen zurückziehen und sich selber leben könnte, und wo inmitten der „alliebenden“ Natur die Freundschaft und Liebe bei ihm einkehren sollten. Ein Garten mit Gartenhaus am Wege nach Oberweimar, etwa zwanzig Minuten von der Stadt entfernt, welcher damals Bertuch's Eigenthum war, erschien ihm gleich anfangs wünschenswerth. Wie er durch die Huld seines fürstlichen Freundes in den Besitz desselben gelangte, erzählt Stahr in „Weimar und Jena“ nach glaubwürdiger Quelle, aus dem Munde eines Enkels von Bertuch. „Bertuch, ich muß deinen Garten haben,“ sagte eines Tages Karl August zu seinem Vertrauten. „Aber Durchlaucht wie“ — „Kein Aber!“ unterbrach ihn der junge, feurige Fürst, „ich kann dir nicht helfen, denn Göthe will ihn haben und mag hier ohne ihn nicht leben.“ Das entschied. Wenige Tage darauf sah sich Göthe im Besitze des gewünschten Gartens. Schon am 17. Mai 1776 schrieb er aus demselben an Auguste von Stolberg: „Hab' ein liebes Gärtchen vor'm Thor an der Ilm schönen Wiesen in einem Thale. Ist ein altes Häuschen drinnen, das ich mir repariren lasse. Alles blüht, alle Vögel singen.“

Wie anmuthig und dem Dichter wahlverwandt dieser ländliche Aufenthalt gewesen sei, berichtet schon Wieland, der so oft Veranlassung fand, denselben als einen Liebling der Götter zu preisen, im Jahr 1777 an seinen Freund Merck: „Ich war gestern Nachmittag bei Göthe auf seinem Altan. Kein lieberes, sich wärmer an einen anlegendes, oder wie die Schwaben sagen, ein mehr anheimelndes Plätzchen auf Gottes Boden müssen Sie nie gesehen haben. Es ist recht, als ob Göthe's Genius das Alles von Jahrhunderten her so angelegt, gepflanzt und gepflegt hätte, damit er es einst in Weimar völlig und fertig fände und

sich nur hineinzulegen brauchte." Und diese stille Stätte, welcher der Dichter seine ganze Liebe zugewendet und welche er durch Schaffen, Pflanzen und Bauen zu einem Denkmal seines irdischen Daseins geweiht hat, zeugt auch heute noch von ihm; noch grünen die Bäume, welche seine Hand gepflanzt, noch steht das einfache Häuschen, in welchem er eine Reihe von Jahren gewohnt hat, und das ihm sein ganzes Leben ein unbezahlbarer Besitz geblieben ist. In dieser Einsamkeit dürfen wir Göthe's einfachen Natursinn recht deutlich erkennen, und hier in diesen bescheidenen Räumen vor allem seine außerordentliche Bedürfnißlosigkeit bewundern. Ein Zimmer, eine Küche und eine Hausflur im unteren, ein Frontezimmer und zwei Seitencabinete im oberen Stock, „alles niedrig, eng und schmal", genügten ihm Jahre lang zur Wohnung. Aber wie sind diese beschränkten Räume geheiligt durch die reichsten Erinnerungen aus dem Dichterleben! In sie kehrten nicht selten Göthe's Freunde, Deutschlands geistige Größen, zu geselligem Verkehre ein; so klein und schmal sie waren, nahmen sie oft die fürstlichen Freundinnen, die es nicht verschmähten, den Dichter in seiner bescheidenen Wohnung aufzusuchen, mit ihrer Begleitung gastlich auf, und wie oft waren sie Zeugen von dem seltnen Bunde, welcher ihn und den Herzog aneinander knüpfte, wenn dieser, wie es wohl zu geschehen pflegte, ganz allein ein einfaches Mahl bei ihm einnahm. Wie mannichfach sind ferner die Beziehungen, in welchen dieser Garten und dieses Haus zu Göthe's Verhältniß zur Frau von Stein stehen! Aus diesem Boden sproßten die Blumen und Früchte hervor, die er als Zeichen seiner Anhänglichkeit und Ergebenheit ihr übersendete; in diesem Hause wurden die meisten der an die Freundin gerichteten Billete und Briefe geschrieben, in denen es einmal heißt: „Meine Rosen blühen bis unter's Dach, und so lang als das mein Haus deckt, kann nicht ein willkommnerer Gast hineintreten als Sie." In diese idyllische Einsamkeit floh Göthe, wenn ihn der Dunst des Hoflebens, der Staub der Acten beengte, um sich an dem reinen Odem der Natur zu er-

frischen. Hier erlangte er jene heitere Ruhe und jenen Frieden, die aus dem Genusse der Naturfreuden entspringen, welche, so einfach sie sind, doch durch nichts ersetzt werden können. Hier erlabt sich sein Auge an der Herrlichkeit des Frühlings; hier läßt er sich, wie er an Auguste von Stolberg schreibt, von den Vögeln was vorsingen und zeichnet Rasenbänke, die er will anlegen lassen, damit Ruhe über seine Seele komme und er wieder von vorn möge anfangen zu tragen und zu leiden. Hier sitzt er noch Abends spät allein, nachdem er als Wirth bei fürstlichem Besuche den Tag über „herumgehausvatert" und dann mit seinem treuen Diener Philipp Seidel von dessen Welt „geschwätzt", und genießt es als eine herrliche Empfindung, da haußen im Felde allein zu sein, wo alles so still ist und er nur seine Uhr tacken und den Wind und das Wehr von ferne hört. Ja, es hielt ihn wohl auch die milde Frühlingsluft die Nacht über auf seinem Altane, auf dem er sich in seinen Mantel gehüllt niederstreckte, bis der Donner und der herabströmende Regen ihn erweckte. Hier genoß er der Frühe des schönen Sommermorgens, wenn die Sonne auf seinem Thale lag und der Thau noch über dem Flusse schwebte, und des milden Mondlichtes der lauen Sommernacht:

„Und ich geh' meinen alten Gang
Meine liebe Wies' entlang,
Tauche mich in die Sonne früh,
Bad' ab im Monde des Tages Müh'."

Aber hier hielt er auch die rauhe Herbst- und Winterzeit aus, wenn er mit Kälte und Rauch zu kämpfen hatte und dann zuweilen genöthigt war, an dem Herde seiner Küche Wärme und bei dem flackernden Scheine des Feuers Licht zur Arbeit zu suchen; ja, selbst während der Zeit, als er seine Wohnung umbauen ließ, mochte er dieselbe nicht verlassen. Wir wissen, in welcher anhaltenden Thätigkeit Göthe die Tage in dieser Einsamkeit zubrachte, und wie manche Stunde er seiner intellectuellen und sittlichen Ausbildung in derselben gewidmet hat, so daß er uns in diesem Gartenleben wohl

im Bilde eines Weisen erscheinen kann, der sich in Bedürfnißlosigkeit und Entsagung aller Art übt, und unermüdlich sich bestrebt, den Geist zu höherer Einsicht zu erheben und zu immer größerer Reinheit zu läutern. Aber nicht allein an den Menschen Göthe, sondern auch an den Dichter leben in dieser Wohnung des Friedens, wie er seinen Garten gerne nannte, reiche und große Erinnerungen fort; denn sie ist die Geburtsstätte der meisten der größeren und kleineren Dichtungen, welche während jener Lebensperiode entstanden sind. Wenn dann der Genius seine Schwingen zu höherem Fluge regte, mochte der Dichter wohl die Einsamkeit noch einsamer machen. Dann konnte er sich in seinem Garten förmlich absperren und verbarrikadiren, damit sich sein Geist ungestört zu der idealen Welt der Dichtung erheben könne. In dieser Stille löste sich dann, wie er an die Freundin schreibt, die Seele nach und nach bei den sanften Tönen eines Quartetts, welche aus dem anstoßenden Zimmer herüberklangen, aus den Banden der Protocolle und Acten und rief die fernen Gestalten leise herüber; dann erschienen ihm wohl die Bilder Iphigeniens und Orest's in immer höherer Klarheit und erfüllten sich mit jenem reichen sittlichen Gehalt, welcher die edle Frucht von des Dichters rastlosem Streben nach ächter und reiner Humanität war.

Aber wie hing auch Göthe's Herz an diesem idyllischen Plätzchen, wo er so manche Naturfreude genossen, wo er in freundlichem Verkehre mit denen, welche ihm nahe standen, gelebt, wo er aber auch so manche Stunde seines Lebens in gewissenhaftem Fleiße und in ernsten Betrachtungen hingebracht und das, was ihn im Innersten bewegte, zu edlen Dichtungen herausgebildet hatte. Nicht die herrliche Alpenwelt, nicht die Pracht fürstlicher Schlösser konnten in ihm das liebe Bild dieses bescheidenen Wohnplatzes verdrängen, zu dem ihn sein Verlangen aus der Ferne immer wieder hinzog. Als er auf der Schweizerreise im Jahre 1779 vom Gipfel des Gotthard zum zweitenmal das Auge zu dem gelobten Lande hinwendete, ohne das gesehen zu haben er nicht zu sterben gedachte, ward sein Geist wieder

nach „seinem armen Dache“ zurückgeführt, wo er nach seiner Heimkehr „vergnügter als jemals die Freunde an seinem Kamin haben und ihnen ein einfaches Mahl auftischen will, und wo die Erzählungen von braven Unternehmungen, Entschlüssen, Freuden und Beschwerden die Abende kürzen sollen“. Und obwohl er im Jahre 1782, just zur schönen Maienzeit, in die Stadt überzuziehen genöthigt war, da in den verwickelten Verhältnissen, in welche ihn seine neue Stellung brachte, Unbequemlichkeit und Versäumniß für ihn und Andere daraus entstanden sein würde, wenn er in seiner Gartenwohnung geblieben wäre, obwohl es ihm sogar als eine Wohlthat erschien, sich ausbreiten zu können, so hoffte er doch, nun den Garten mit den Freunden noch besser genießen zu können, und der hohe Preis, den man ihm dafür bot, konnte ihn nicht bestimmen, sich von diesem ihm so theuer gewordenen Besitzthum ganz zu trennen. „Jede Rose“, so schreibt er damals an Frau von Stein, „sagte zu mir: Und du willst uns weggeben. In dem Augenblicke fühlte ich, daß ich die Wohnung des Friedens nicht entbehren könnte.“

Die weiteren und bequemeren Räume des städtischen Hauses, in welchem sich Göthe nach Wieland's Ausdruck auf ministeriellem Fuße, freilich nach dem bescheidenen Maßstabe der damaligen Weimarer Zustände, einrichtete, thaten indessen keineswegs der begonnenen einfachen Lebensweise Eintrag. Der Dichter zog sich sogar noch mehr auf sich selbst zurück, sodaß er im Herbste dieses Jahres an Knebel schreiben konnte: „Ich sehe fast Niemand, außer wer mich in Geschäften zu sprechen hat; ich habe mein politisches und geselliges Leben ganz von meinem moralischen und poetischen getrennt (äußerlich versteht sich), und so befinde ich mich am besten. Alle Wochen gebe ich einen großen Thee und entledige mich dadurch meiner Pflichten gegen die Societät aufs wohlfeilste. Meine vielen Arbeiten, von denen ich dem Publikum einen noch größeren Begriff erlaube, entschuldigen mich, daß ich zu Niemand komme.“ Dafür wandte er damals, — es ist dieselbe Zeit, wo sein Verhältniß zur Frau von Stein

seinen Höhepunkt erreicht hatte — um so ungestörter und eifriger seine Aufmerksamkeit auf sich selber, und indem er Abrechnung mit seiner Vergangenheit hielt, nutzte er die mit der Klarheit des Mannesblickes angeschauten Erfahrungen für die Gegenwart. In demselben Briefe an Knebel erzählt er, wie er alle seit dem Jahre 1772 an ihn gerichteten Briefe und viele Papiere jener Zeiten, die in Päcken ordentlich zusammengebunden seien, absondere und heften lasse. „Welch' ein Anblick", ruft er aus, „mir wird's doch manchmal heiß dabei. Aber ich lasse nicht ab, ich will diese zehn Jahre vor mir liegen sehen, wie ein langes durchwandertes Thal vom Hügel gesehen wird."

Ueberhaupt sind seine Briefe aus damaliger Zeit reich an Bekenntnissen, welche ebensosehr seine Klarheit über sich selbst, als wie seine Freimüthigkeit bezeugen, mit der er vor den Freunden über sich urtheilt, und die überall von dem aufrichtigen und ernsten Willen Kund geben, mit welchem er an seiner sittlichen Vervollkommnung gearbeitet hat. So mild und schonend sein von Natur edler und zu wahrer Humanität durchgebildeter Sinn ihn allerwärts über Andere urtheilen ließ, so streng und unnachsichtig hat er stets über sich selbst gerichtet. Wie oft wiederholt sich in den Briefen an die Frau von Stein und an seine Freunde, was er im Jahre 1782 an Jacobi in einem trefflich ausgeführten Bilde von sich geschrieben hat: „Wenn du eine glühende Masse Eisen auf dem Herde siehst, so denkst du nicht, daß so viele Schlacken drin stecken, als sich offenbaren, wenn es unter den großen Hammer kommt. Dann scheidet sich der Unrath, den das Feuer selbst nicht absonderte, und fließt und stiebt in glühenden Tropfen und Funken davon und das gediegene Erz bleibt dem Arbeiter in der Zange. Es scheint, als ob es eines so gewaltigen Hammers bedurft habe, um meine Natur von den vielen Schlacken zu befreien und mein Herz gediegen zu machen. Und wie viel, wie viel Unart weiß sich auch da noch zu verstecken!" Indem er so, nach seinem eignen Ausdruck, sich selber zu leben und sich wiederzuerkennen anfängt, findet er zwar manchen

Wahn zerstört, aber sein jugendliches Glück wiederhergestellt; er fühlt, „daß es auf alle Weise Epoche in ihm mache.“ Die innere Befriedigung aber, die er gewonnen hatte, vermochte auch die Last der Geschäfte, die ihm seine neue Stellung auferlegte, nicht dauernd zu stören; wenn er aber dann nach Wochen voll Mühe und Arbeit sich nach Ruhe und Erholung sehnte, und wenn der Drang des dichterischen Schaffens ihn erfüllte, dann blieb der Garten vor dem Thore seine Zufluchtsstätte, wohin er Sonnabends und Sonntags sich zurückzog, um hier, wo jeder Lärm des Lebens verhallte, das Wehen seines Genius deutlicher zu vernehmen.

Göthe hat sich zwar selbst einmal deshalb angeklagt, daß er in den ersten zehn Jahren seines Weimarer Aufenthalts wenig producirt habe. Indessen berechtigt uns eine solche Selbstanklage des gegen sich strengen Dichters noch lange nicht, in dieselbe mit einzustimmen. Denn erwägen wir, daß zumal die ersten Jahre, die er in Weimar zubrachte, eine Uebergangsepoche waren, die es für ihn nothwendig machte, sich erst in die neuen äußeren wie inneren Verhältnisse einzuleben und den geistigen Gehalt derselben in sich aufzunehmen, und überblicken wir dann seine schöpferische Thätigkeit, die sich trotzdem in mannichfachen, zum Theil großartigen Dichtungen offenbarte, so werden wir dieselbe nicht nur nicht gering anschlagen, sondern sie wird uns sogar bedeutend erscheinen. Göthe's Schaffen war damals freilich nicht jedesmal auf Ein Werk concentrirt, dessen Inhalt ihn ausschließlich in Anspruch nahm, und das deshalb einer raschen Vollendung entgegenging, sondern es dehnte sich gewissermaßen in die Breite aus, indem sein Geist gleichzeitig alle in seinen äußeren Lebensverhältnissen sich darbietenden oder durch innere Zustände angeregten Stoffe ergriff, deren Bedeutsamkeit in Eine Dichtung zusammenzufassen unmöglich gewesen wäre. In Iphigenie, Tasso, Egmont, Wilhelm Meister und Faust finden sich die Explicationen dieser Seelenzustände oder wohl gar die förmlichen Abbilder des Dichters in seinen verschiedenen Lebens-

sphären. In diese Schöpfungen legte er den tieferen Gehalt seines Inneren; aber deshalb bedurfte es auch der Zeit, um sie zum Abschluß zu bringen. Wir dürfen nicht vergessen, wenn wir dieselben in Italien in so raschem Gedeihen, als ob der südliche Himmel von Neuem einen blüthenreichen Frühling in des Dichters Gemüth erweckt hätte, oder wenn wir sie, wie den Wilhelm Meister, langsam der Vollendung entgegenreifen sehen, daß dieses Decennium ihre lebenskräftigen Keime in seinem Schooße barg und sie im Stillen zur Entwickelung und immer reicheren Entfaltung brachte.

Aber auch dann, wenn wir die kleineren Dichtungen, welche in dieser Periode entstanden sind, näher in's Auge fassen, werden wir Göthe's poetische Thätigkeit, weder wenn wir die Anzahl, noch wenn wir den inneren Gehalt derselben berücksichtigen, gering anschlagen dürfen. Es findet zwar, was letzteren anlangt, eine sehr wesentliche Ungleichheit unter ihnen statt, jenachdem der Dichter seine Muse ganz in den Dienst der äußeren Gelegenheit gegeben hat, oder sie aus der Ursprünglichkeit und Tiefe seines Inneren hat schöpfen lassen. Während hier die reichste Gemüthsfülle in der ruhigen Klarheit seiner gewonnenen sittlichen Durchbildung mannichfaltig in die edelsten Formen sich ergoß, bewährte er doch auch dann, wenn er sich auf dem Felde der Gelegenheitspoesie bewegte, wo sonst nur verkümmerte und vertrocknete Blumen dem dürren Boden entkeimen, seine ursprüngliche Schöpferkraft, und wußte auch diese Form der Dichtung zu veredeln, indem er sich in ihr auf der Höhe sinniger Betrachtung erhielt und ihr nicht selten die zartesten Empfindungen einhauchte. So in jenen Gedichten, welche er zur Verherrlichung der seit dem Jahre 1776 besonders lebhaften Redouten für Maskenzüge bestimmte, wie im „Aufzug des Winters", „Aufzug der vier Weltalter", „Ein Zug Lappländer", „Die weiblichen Tugenden", „Amor", und besonders in dem zur Feier des Geburtsfestes der Herzogin Luise im Jahre 1784 gedichteten „Planetentanz". Zu bedauern ist es, daß gerade aus den ersten Jahren die Redoutengedichte verloren gegangen sind, in welchen

uns wohl Gelegenheit würde gegeben worden sein, den damals ganz besonders hervortretenden Humor des Dichters zu bewundern.

Auch die Singstücke und andere kleinere dramatische Dichtungen Göthe's, welche während dieser zehn Jahre entstanden sind, hatten zum großen Theil den Zweck, den Glanz der Festlichkeiten des Weimarer Kreises zu erhöhen, und sind von dieser Seite ebenfalls als Gelegenheitsgedichte zu betrachten. Erscheinen daher diese Producte, in welche übrigens Göthe einzelne seiner schönsten Lieder für den Gesang eingeflochten hat, schon deshalb als untergeordnete Dichtungen, da sie mehr für die Unterhaltung und Ergötzung eines kleineren Kreises berechnet und Localitäten, Persönlichkeiten und Zufälligkeiten angepaßt, als für das Hinaustreten in die Welt bestimmt waren, so dürfen wir, um sie richtig zu beurtheilen, auch nicht außer Acht lassen, daß in Bezug auf den dramatischen Gesang unsere Zeit eine ganz andere geworden ist, und daß die Oper, vornehmlich durch die Ausdehnung des Chors, in unsern Tagen eine viel bedeutendere Gestalt angenommen hat. Zudem hatte Göthe weniger Verhältniß zu dieser Gattung von Poesie, weil er, obgleich der weichste und tiefste Lyriker, doch auch zu sehr Dramatiker war, und sich überall innerlich zu sehr genöthigt sah, den Fortgang der Handlung zu motiviren, wodurch der Inhalt oft zu gewichtig für die leichte Form, und die Composition erschwert wurde. Schon im Jahre 1776 wurde zur Feier des Geburtstags der Herzogin Luise „Lila" gedichtet, ein Stück, welches die Heilung eines Weibes, das in eine bis zum Wahnsinn gesteigerte Schwärmerei verfallen war, zur Darstellung bringt, und durch diesen seinen Inhalt auch des Dichters Wendung aus der Gefühlsschwärmerei in die Nüchternheit des realen Lebens bekundet. Im folgenden Jahre faßte Göthe auf einer Reise nach Eisenach den Plan zur „Comödie der Empfindsamen", „einer Thorheit", wie er schreibt, „einer komischen Oper, so toll und grob als möglich". Doch ist das Stück, welches später den Titel „Triumph der Empfindsamkeit" erhielt, auch wesentlichen Veränderungen unterworfen worden. Auch in ihm wird gegen die

schale Sentimentalität, welche in unserer Literatur damals überhand nahm, polemisirt und selbst des Werther's nicht geschont. Doch paßt zu dieser Tendenz wenig die Einschaltung des Monodrams „Proserpina", welche Göthe später selbst als eine freventliche bezeichnet hat, und durch welche die Einheit des Stückes zerrissen, die Bedeutung dieser in Form und Inhalt edel gehaltenen Dichtung aber vernichtet wird. „Jery und Bätely" ist eine Frucht der im Jahre 1779 unternommenen Schweizerreise, und wurde von Göthe schon fertig mit nach Deutschland gebracht. Aus den Eindrücken, welche die Schweiz und ihre Bewohner auf den Dichter gemacht hatte, unmittelbar entsprungen, hat dieses einfache und frische Stück, in welchem veranschaulicht wird, wie ein Liebender durch seinen männlichen, in Gefahren sich bewährenden Muth sich das Herz seiner Geliebten erobert, ganz den kräftigen Charakter der schweizerischen Natur. Der Dichter selbst sagt später in seinen Annalen, daß er die Gebirgsluft, die darin wehe, noch empfinde, wenn ihm die Gestalten auf Bühnenbrettern zwischen Leinwand und Pappenfelsen entgegenträten. Neben Jery und Bätely zeichnet sich unter diesen Productionen die im Jahre 1782 gedichtete „Fischerin", deren brillante erste Aufführung zu Tiefurt schon erwähnt worden, durch gleiche Einfachheit und Frische aus. In dem komischen Singspiele „Scherz, List und Rache" hat sich Göthe der italienischen Operette angeschlossen, vornehmlich um seinem Freunde Kayser in Zürich einen für sein Talent zur Operncomposition entsprechenden Text zu liefern. Ueber die sittliche Bedeutung des Stückes urtheilt der Dichter selbst höchst unbefangen: „Der freche Betrug, wodurch ein geiziger Pedant mystificirt wird, hat für einen rechtlichen Deutschen keinen Reiz, wenn Italiäner und Franzosen sich daran wohl ergötzen möchten. Bei uns aber kann die Kunst den Mangel des Gemüths nicht leicht entschuldigen." Auch die „Vögel" zählt Göthe geradezu zu den Festspielen für Ettersburg, wo auch ihre Aufführung, bei welcher besonders der Dichter als Treufreund die heiterste Wirkung hervorbrachte, zu wiederholten Malen statt-

land. Ihre politische Beziehung, nämlich als Satyre auf die leichtgläubige und leichtbewegliche Volksmenge, welche sich von selbstsüchtigen Raisonneurs die wunderlichsten Hoffnungen vorspiegeln läßt, ist dem Vorbild, den Vögeln des Aristophanes, entnommen, deren großartige Phantastik sie jedoch nicht erreichen, da Göthe ohnehin von dieser Comödie „nur den Rahm abschöpfen wollte"; dagegen wurde ihre komische Wirkung durch die humoristischen Ausfälle auf die Zustände der deutschen Literatur, die ihnen eine nahe Beziehung zur Gegenwart gaben, bedeutend erhöht. Eine noch schärfere Satyre auf die damaligen Literaturzustände enthielt das Festspiel „Das Neueste aus Plundersweilern", welches für das Weihnachtsfest des Jahres 1780 zur Erheiterung der Herzogin Amalie gedichtet wurde, und in welchem der Dichter ebenfalls die Hauptrolle, die des Marktschreiers, übernahm.

Auch im Familiendrama versuchte sich Göthe schon im Jahre 1776; er dichtete, wie gesagt wird, für die Fräulein von Kotzebue, die Schwester des Dramatikers, welche auf dem Theater nicht zweideutige Liebhaberinnenrollen hatte übernehmen wollen, „Die Geschwister", in denen sie als Mariane auftrat, während er selbst den Wilhelm spielte. So psychologisch übrigens in diesem Stücke der Uebergang von der schwesterlichen Liebe Marianens zur bräutlichen gezeichnet ist, so können wir uns doch eines gewissen Mißbehagens nicht erwehren, wenn wir das Mädchen, das mit ihrem wahren Verhältnisse zu Wilhelm unbekannt ist, auf der äußersten Grenze geschwisterlicher Zärtlichkeit sich bewegen sehen.

Im Jahre 1783 begann Göthe seinen „Elpenor" zu dichten, von welchem zwei Acte in ungebundener Rede fertig geworden sind. Das Studium der griechischen Tragödie und die Beschäftigung mit seiner Iphigenie hatte ihn zur Bearbeitung dieses Stoffes geführt, in dem, soviel wir sehen können, die Blutrache, welche Antiope ihren Sohn Elpenor schwören läßt, den Hebel der Handlung bilden sollte. Der Elpenor war einer jener

Anknüpfungspunkte an das klassische Alterthum, dem sich Göthe mit immer sich klarer werdendem Bewußtsein näherte; der Stoff desselben konnte ganz im Sinne der antiken Tragödie bearbeitet werden, indem das Verbrechen eines Fürstenhauses der dunkle Grund war, von welchem aus die Handlung des Stückes durch tief erschütternde Uebergänge sich fortbewegte. Doch blieb die Tragödie vorzüglich wohl deshalb unvollendet, weil des Dichters damalige Gemüthsstimmung nur zu einer geistig sich vollziehenden Versöhnung, nicht aber zur Lösung des tragischen Conflictes durch gewaltsame Handlungen hinneigen konnte.

Auch auf anderem Gebiete näherte sich Göthe um dieselbe Zeit, „wo es überall Epoche in ihm machte", der antiken Welt, deren klare Plastik und edle Würde mit seinem ruhigen Dichtergemüth auf das reinste zusammenstimmte. So ergriff er schon um's Jahr 1782 die Epigrammendichtung. „Ich bin", schreibt er damals an Knebel, „nun in den Geschmack der Inschriften gekommen, und es werden bald die Steine zu reden anfangen". Dieses ursprüngliche Wesen des Epigramms, eine inhaltsvolle Inschrift zu sein, wurde demnach auch für ihn der Ausgangspunkt, von dem er das Gebiet dieser Gattung von Poesie betrat. Noch waren die Gedichte, jenem Charakter der Inschriften gemäß, ohne Polemik, sie schärften sich noch nicht, wie Producte dieser Dichtart aus späterer Zeit, zu verwundenden Pfeilen, sondern offenbarten das Wesen des Epigramms nur in der Kürze und in der Abrundung, in welcher der in sie gelegte Gedanke ausgesprochen wurde. In ihrer ursprünglichen Gestalt waren sie als erste Versuche, welche der Dichter im Versmaße der Distichen machte, meist noch von unvollendeter Form, und erst in späterer Zeit hat ihnen seine nachbessernde Hand eine höhere Formreinheit gegeben. Jedoch ihrem Inhalte nach erreichen sie schon von Anbeginn die reine, wahrhaft klassische Einfachheit und Kürze, mögen sie nun eine edle That der sich aufopfernden Menschenliebe verherrlichen, wie „Der Fürst Leopold von Braunschweig", oder einen inhaltreichen Gedanken aussprechen, wie „Dem Ackermann", oder mögen

sie dazu auserwählt sein, das beglückende Geheimniß des Dichters, seine stille Liebe, zu feiern, wie „Die Ferne", „Erkanntes Glück", „Süße Sorgen" und „Erwählter Fels".

Aber in höheren Wogen strömte die Dichtung in den hymnenartigen Ergüssen, welche größtentheils um dieselbe Zeit, wie die Epigramme entstanden sind. In ihnen sind die höchsten Interessen, welche die Poesie berühren kann, das Verhältniß des Menschen zum Göttlichen, in der edlen Ruhe und Einfachheit antiker Weltanschauung zur Darstellung gebracht; und doch tragen diese Gedichte das Gepräge so ächter Ursprünglichkeit an sich, daß man nach eines Beurtheilers Ausspruch nicht weiß, ob man mehr die glückliche Auffassung des griechischen Geistes, oder die Freiheit und Selbständigkeit, womit der Dichter sich bewegt, bewundern soll. Die äußere Form war Göthe nicht neu; „Mahomed's Gesang", „Prometheus" und manche andere frühere Producte fließen in den gleichen Rhythmen ohne Reim dahin; desto größer aber ist der Gegensatz, in welchem sie in Bezug auf ihren Inhalt zu einem Theil der älteren stehen, so daß nichts geeigneter ist, die veränderte Weltanschauung Göthe's deutlicher erkennen zu lassen, als ein Vergleich dieser poetischen Ergüsse etwa mit dem Prometheus, in welchem der himmelstürmende Titanismus des jugendlichen Dichters seinen entschiedensten Ausdruck gefunden hat. Schon in dem Gedichte „Harzreise im Winter", welches auf jener einsamen Wanderung, durch die sich Göthe auf eine Zeitlang aus den Zerstreuungen des Hoflebens flüchtete, im Winter 1777 entstanden ist, weht uns ein milder, die Gottheit in frommer Scheu verehrender Geist entgegen, welcher bei dem Gedanken an einen unglücklichen, mit sich selbst in Zwiespalt sich befindenden Jüngling den Dichter die Worte ausrufen läßt:

Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke sein Herz!

Wenn in dem Gedichte „Das Göttliche" die Mahnung an den Menschen ergeht, „edel zu sein und hülfreich und gut", so

gibt dem Dichter das Bewußtsein der uns inwohnenden Thatkraft nicht mehr Anlaß, sich gegen die Gottheit aufzulehnen, sondern wird ihm Ursprung und Quelle religiöser Empfindungen und der Ahnung höherer Wesen. Und mit welcher ehrfurchtsvollen Scheu vor der Gottheit hebt der Dichter die Hymne „Grenzen der Menschheit" an:

Wenn der uralte
Heilige Vater
Mit gelassener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze
Ueber die Erde sä't,
Küss' ich den letzten
Saum seines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Brust.

Bringt hier der Dichter der ewigwaltenden Allmacht seine Verehrung dar, so feiert er in dem „Ganymed" die Alliebe, zu der sich der Mensch, welcher die unendliche Schöne der Natur im Frühling schaut, in mächtigem Drange hinsehnt:

Hinauf! Hinauf strebt's.
Es schweben die Wolken
Abwärts, die Wolken
Neigen sich der sehnenden Liebe
Mir! Mir
In eurem Schooße
Aufwärts!
Umfangend umfangen!
Aufwärts an deinen Busen,
Alliebender Vater!

Gleich edel erscheint Gedanke und Sprache, wenn der Dichter in dem „Gesang der Geister über den Wassern" die Seele des Menschen mit dem vom Himmel kommenden und zum Himmel steigenden Wasser, und das Schicksal des Menschen mit dem Winde vergleicht, welcher die Welle bewegt; oder wenn er seine „Göttin" preist, die ewig bewegliche, immer neue, seltsame Tochter Jovis, die Phantasie, die der alte, hohe Vater als eine schöne, unverwelkliche Gattin dem sterblichen Menschen zugesellt hat.

Daß aber Göthe auch vollen Grund hatte, die ihm zugefallene Himmelsgabe, die immer frische, unverwelkliche dichterische Phantasie auch jetzt noch zu preisen, das bezeugt vor allem der schöne Kranz der mannichfachsten Producte in moderner Form, welche in diesem Decennium entstanden sind. An der Schwelle desselben steht als das erste Gedicht von größerem Umfang „Hans Sachsens poetische Sendung", in welchem Göthe dem ihm bekannt und lieb gewordenen Meistersänger einen Lorbeerkranz geflochten, zugleich aber in der Schilderung des poetischen Schöpfergeistes desselben seine eigne dichterische Natur dargestellt hat. Von ähnlicher Form sind die Dichtungen „Ilmenau" und „Mieding's Tod", zu denen Weimarer Zustände und Ereignisse, die den nächsten Freundeskreis berührten, den Stoff gegeben haben. Erscheinen hiernach auch diese Productionen als Gelegenheitsgedichte, so sind sie ganz besonders dazu geeignet, uns einen hohen Begriff von der ächt poetischen Natur Göthe's zu geben, welche gerade durch Gelegentliches sich zu Schöpfungen aufgefordert fühlte, aber dieses dann auch in die edelste Form der Poesie einzukleiden und den durch dasselbe gegebenen Inhalt zu verallgemeinern wußte. Wie sind diese Dichtungen geadelt durch die Fülle tiefer Betrachtungen, welche das Besondere in das Allgemeine erheben und dem Unscheinbaren Bedeutung verleihen, und wie sind sie ganz durchdrungen von dem wärmsten Hauche des tiefempfindenden Dichtergemüthes! Welchen tiefen Blick thun wir in dem Gedichte „Ilmenau", das zur Feier des Geburtsfestes Karl August's im Jahre 1783 concipirt wurde, in das Wesen und den Charakter des Herzogs und in Göthe's eigne Seelenstimmung, so daß es uns recht eigentlich als das poetische Document erscheint, das den Wendepunkt bezeichnet, zu welchem dieser kurz vorher in seinem geistigen Leben gelangt war. In welchem lebenvollen Bilde tritt uns „in Mieding's Tod", in dem der schlichte Diener der Kunst, „auf dessen Geheiß des Dichters Welt entstand", durch diesen verherrlicht worden ist, der ganze Charakter des gesellschaftlichen Weimars entgegen, von welchem es heißt:

O Weimar! dir fiel ein besonder Loos!
Wie Bethlehem in Juda klein und groß:

Bald wegen Geist und Witz beruft dich weit
Europens Mund, bald wegen Albernheit.
Der stille Weise schaut und sieht geschwind,
Wie zwei Extreme nah verschwistert sind.

Und so bewährt sich Göthe auch ganz besonders in den Liedern aus der damaligen Zeit als der seelenvollste Lyriker, dem es, wie Keinem, vergönnt war, die unergründliche Tiefe seiner Empfindungen in der größten Klarheit, den unendlichen Reichthum seines Gemüthes in der edelsten Einfachheit auszusprechen. Viele Lieder aus dieser Epoche gehören der Form und dem Inhalte nach zu dem Vollendetsten, was je in dieser Gattung von Poesie gedichtet worden ist. Wir dürfen nur erinnern an die in den Wilhelm Meister aufgenommenen, an die Lida-Lieder, die an die Frau von Stein gerichtet sind, an das herrliche Lied „An den Mond" und an jenes einfach ergreifende:

Ueber allen Gipfeln ist Ruh',
In allen Wipfeln spüreſt du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde,
Warte nur, balde
Ruhest du auch!

Neben diesen durchsichtigen und edlen Perlen in dem Kranze Göthe'scher Dichtung glänzen aber in nie verlöschendem Lichte, wie die kostbarsten Edelsteine die Producte der Balladen- und Romanzendichtung, welche diesen Jahren ihren Ursprung verdanken. Wer fühlte sich nicht von dem Hauche der edelsten und reinsten Poesie berührt, wenn er die unsterblichen Gedichte „Der Sänger", „Der Fischer", „Erlkönig" und jenes unvergleichliche Lied vernimmt, in welchem der Dichter schon im Jahr 1782 seinem sehnsüchtigen Verlangen nach dem Lande seiner heißen Wünsche Worte geliehen hat, und das wie die süßeste Musik uns entgegentönt:

Kennst du das Land, wo die Citronen blüh'n,
Im dunklen Laub die Goldorangen glüh'n,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht,
Kennst du es wohl?
Dahin! dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter zieh'n.

13.

Reise nach Italien.

Schon zweimal hatte Göthe auf der Höhe des Gotthard der Lockung, nach Italien hinabzusteigen, widerstanden, und einmal gar hatte er, schon auf einer Reise dorthin begriffen, den projectirten Plan, sich durch einen längeren Aufenthalt daselbst auszubilden, ohne große Ueberwindung wieder aufgegeben, um der ehrenden Einladung Karl August's, die sich schließlich doch als ernstlich gemeint bewährt hatte, nach Weimar zu folgen. Und dennoch gab es nichts, auf welches der Dichter von der frühesten Jugend an so sehr hingewiesen worden war, nichts, was für seinen Entwickelungsgang so klar vorgezeichnet lag, als ein ausgedehnter Besuch dieses Landes der herrlichen Natur und der reichen Kunstreste aus der antiken Welt. Aber darin gerade dürfen wir auch das Walten seines guten Genius recht deutlich erkennen, daß dieser ihn damals noch zurückhielt, wo ohne einen erfahrenen Führer der Vortheil eines längeren Aufenthalts in Italien minder groß für ihn gewesen wäre, und daß er ihn dann erst seine erfolgreiche Wanderschaft antreten ließ, als er im achtunddreißigsten Jahre seines Lebens stand, in der vollen und ruhigen Kraft seiner Männlichkeit, und durch die innerlich ereignißreichen und bildenden Weimarer

Jahre genugsam dazu vorbereitet war. Wie sehr sich in diesem Decennium die Wanderlust der Jugend mochte gelegt, wie sehr die Weltanschauung sich mochte geändert haben und Sinn und Charakter mochten ruhiger und besonnener geworden sein, der Wunsch, Italien zu sehen, wurde durch nichts aus des Dichters Seele verdrängt; ja es wuchs derselbe, oft gedämpft, aber immer wieder auflebend, zu einem um so mächtigeren Drang, je mehr sich Göthe dem Alterthum in Studium und Dichtung näherte.

So tief dies Verlangen, Italien zu besuchen, in der Natur des Dichters begründet lag, und so sehr dasselbe auf seinem Bildungsgange noch genährt wurde, so hat man doch geglaubt, Göthe's Reise dorthin noch näher durch äußerliche Zufälligkeiten begründen zu müssen. Wohl waren die mannichfachen, oft anstrengenden Arbeiten, welche in letzter Zeit auf dem Dichter lasteten, wohl geeignet, ihn den Wunsch lebhafter und dringender empfinden zu lassen, unter einem gesegneten Himmelsstriche, unter den wohlthätigen Einflüssen der antiken Kunst, in Ruhe und Sammlung sich und der Dichtung leben zu können. Ist es aber deshalb nöthig, nach Böttiger's Vorgang an eine Meinungsverschiedenheit zu denken, in die Göthe in Beziehung auf Verwaltungs- und Regierungsprincipien mit dem Herzoge gekommen sei, und derenthalben er der Präsidentschaft durch die Reise nach Italien wie durch eine Flucht habe entgehen wollen? Ebenso unbegründet ist die Behauptung, als ob Göthe durch die italienische Reise dem ihm drückend gewordenen Verhältnisse zu der Frau von Stein sich habe entziehen wollen. Schon Schiller wußte im Jahr 1787, daß Göthe's Correspondenz mit derselben auch von Italien aus sehr lebhaft geführt wurde. „Diese Frau", schreibt er an Körner, „besitzt vielleicht über tausend Briefe von Göthe, und von Italien aus hat er ihr noch jede Woche geschrieben". An sie und an Herder sind die meisten und ausführlichsten Mittheilungen Göthe's aus Italien gerichtet, und von den Briefen an die Frau von Stein ist, wie wir wissen, der

13*

größte Theil der „italiänischen Reise" nur Auszug und Ueberarbeitung. Der Inhalt ist sogar nach Schöll's Angabe meist wörtlich derselbe, nur häufig in den besonderen Stücken umgestellt und anders vertheilt. Von welcher Wärme der Empfindung aber diese Originalberichte an die Freundin, welche jetzt in dem Göthe'schen Hausarchiv aufbewahrt werden, durchdrungen sind, läßt sich aus einem von Sicilien aus geschriebenen, in die Sammlung aufgenommenen Briefe erkennen, welcher mit den Worten schließt: „Lebe wohl, Geliebteste, mein Herz ist bei Dir, und jetzt, da die weite Ferne, die Abwesenheit alles gleichsam weggeläutert hat, was die letzte Zeit zwischen uns stockte, brennt und leuchtet die schöne Flamme der Liebe, der Treue, des Andenkens wieder fröhlich in meinem Herzen."

Allerdings war die Art und Weise, wie Göthe seine Reise nach Italien begann, geeignet, zu allerlei Vermuthungen Anlaß zu geben. Denn obwohl dieselbe ein jahrelang gehegter, sehnsüchtiger Wunsch seines Herzens war, dessen naher Erfüllung er endlich gewiß sein durfte, so blieb dieselbe doch außer dem Herzog und, wie Schöll vermuthet, auch der Frau von Stein Jedermann, selbst Herder verborgen. Nachdem der Dichter noch eine abschließende Herausgabe seiner sämmtlichen bis dahin erschienenen Werke eingeleitet, die er mit dem trefflichen Gedichte „Zueignung", dem Denkstein, wie es Schäfer nennt, an der Scheide zweier Lebensabschnitte, eröffnete, stahl er sich von Carlsbad aus am Geburtstage Karl August's, am dritten September 1786, in einer Postchaise fort, nur von den Erzeugnissen seiner Muse, welche der Vollendung in Italien entgegengingen, begleitet.

Wenn wir nun Göthe auf dieser für ihn so einflußreichen Reise folgen, kann es nicht unsere Absicht sein, ihn Schritt vor Schritt zu begleiten und alle seine äußeren und inneren Erlebnisse, wenn auch nur skizzenhaft, zu berühren. Indem vielmehr für diesen Zweck auf die classischen italiänischen Reiseberichte zu verweisen sein wird, genügt es für uns, den Dichter gewissermaßen nur auf den Hauptstationen der großen Reiseroute aufzusuchen

und die für seine Entwickelungsgeschichte wichtigsten Momente hervorzuheben.

Auf der Höhe des Brenners, der Grenzscheide zwischen dem Norden und Süden, fühlte Göthe zuerst den belebenden Einfluß, welchen die Reise auch auf seine dichterische Schöpferkraft ausübte. Während er bisher nur dem Gesteine, der Formation der Gebirge und der Pflanzenwelt seine Aufmerksamkeit zugewendet hatte, fühlte er nun, daß die herrlichen Bilder der Vorwelt den poetischen Sinn nicht verdrängten, sondern ihn vielmehr, von Bewegung und freier Luft begleitet, nur desto schneller hervorriefen. Daher sonderte er Iphigenien aus dem Packet, und nahm sie in das schöne warme Land als Begleiterin. Als er in's Etschthal hinabgestiegen, wehte den Reisenden der erste Hauch des Südens an, und in Trient erfreute er sich innigst, daß nunmehr auch die geliebte italiänische Sprache lebendig, die Sprache des Gebrauchs wurde. Das Verlangen, den Gardasee zu sehen, zog ihn von dem direkten Weg in die lombardische Ebene ab. Nachdem er sich während eines mehrtägigen Aufenthalts an dem köstlichen Schauspiel dieses See's erlabt hatte, langte er am zehnten September in Verona an, wo er das erste Denkmal römischer Baukunst, das großartige Amphitheater, mit Augen sehen sollte. In Vicenza suchte er die trefflichen Werke des Baumeisters Palladio auf, welcher als gründlicher Kenner der Alten und ihrer Kunst diese unserm Bedürfnisse näher zu führen gesucht hatte; auch in Padua beschäftigte ihn dieser Baumeister; von da ging es die Brenta hinab, der „dem Meere vermählten Herrscherin" zu. Die innere Befriedigung, welche der Dichter empfand, als er Venedig betreten, spricht sich in dem Anfang seiner Reiseberichte von dorther aus: „So stand es denn im Buche des Schicksals geschrieben, daß ich 1786 den achtundzwanzigsten September, Abends, nach unserer Uhr um fünfe, Venedig zum erstenmal, aus der Brenta in die Lagunen einfahrend, erblicken, und bald darauf diese wunderbare Inselstadt, diese Biberrepublik betreten und besuchen sollte. So ist denn auch, Gott sei Dank, Venedig mir

kein bloses Wort mehr, kein hohler Name, der mich so oft, mich den Todfeind von Wortschällen, geängstigt hat.“ Von hier aus bekennt er seinen Freunden „die Krankheit“, wie er sich ausdrückt, die er schon längere Zeit in sich getragen. „Schon einige Jahre her durft' ich keinen lateinischen Autor ansehen, nichts betrachten, was mir ein Bild Italiens erneute. Geschah es zufällig, so erduldete ich die entsetzlichsten Schmerzen. Hätte ich nicht den Entschluß gefaßt, den ich jetzt ausführe, so wär' ich rein zu Grunde gegangen; zu einer solchen Reife war die Begierde, diese Gegenstände mit Augen zu sehen, in meinem Gemüthe gestiegen.“

Hier in Venedig schon fand und genoß Göthe mitten in dem Gewimmel fremder Menschen die Einsamkeit, nach der er oft so sehnsuchtsvoll geseufzt, und hier begann schon ernstlich das Studium der Kunst. Er suchte die Bilder der Venetianischen Maler, besonders des Paul Veronese auf; dazu stieg ihm die Baukunst wie ein alter Geist aus dem Grabe hervor, und hieß ihn ihre Lehren wie die Regeln einer ausgestorbenen Sprache studiren. Zwar verließ er schon nach vierzehntägigem Aufenthalt die Lagunenstadt, aber er hatte, wie er sagt, gut aufgeladen und trug das reiche, sonderbare, einzige Bild mit sich fort. Von Venedig ging es über Ferrara, Bologna, Florenz rasch nach Rom. Denn dorthin zog ihn seine Sehnsucht, welche durch den Wunsch, den zu Anfang des November daselbst stattfindenden Kirchenfesten beizuwohnen, noch beträchtlich gesteigert wurde, so daß er sich in Florenz nur einen dreistündigen Aufenthalt gönnte. Auf seiner Weiterreise unternahm er noch eine kleine Seitentour nach Assisi, um den köstlichen wohlerhaltenen Tempel der Minerva zu sehen. Auch in diesem antiken Baudenkmal, das als das zweite seinem Auge sich darbot, so wie in dem dritten, dem Aquäduct zu Spoleto, hatte er von Neuem Gelegenheit, den einfach großen Sinn der Alten zu bewundern. Als der Dichter aber Ende October an dem Zielpunkte seiner langjährigen Wünsche angelangt war, öffnete sich das bewegte Herz seinen Freunden in der Heimath: „Endlich“, schreibt er, „kann ich den Mund aufthun und meine

Freunde mit Frohsinn begrüßen. Verziehen sei mir das Geheimniß und die gleichsam unterirdische Reise hierher. Kaum wagte ich mir selbst zu sagen, wohin ich ging; selbst unterwegs fürchtete ich noch, und nur unter der Porta del Popolo war ich mir gewiß, Rom zu haben". Indem er mit Liebe der Freunde im Norden hier in diesem Mittelpunkt gedenkt, nach dem ihn ein unwiderstehliches Bedürfniß hingezogen, gesteht er abermals, daß dieses eine Art Krankheit gewesen, von der ihn nur der Anblick und die Gegenwart hätte heilen können. Aber er fühlt auch, daß, wenn die überreif gewordene Begierde nun befriedigt werde, ihm Freunde und Vaterland erst wieder recht aus dem Grunde lieb und die Rückkehr wünschenswerth, ja um so wünschenswerther werde, da er mit Sicherheit empfinde, daß er so viele Schätze nicht zu eignem Besitze und Privatgebrauche mitbringe, sondern daß sie ihm und Andern durch's ganze Leben zur Leitung und Förderniß dienen sollten. Wohl mußten die ungeheuren Trümmer, diese „Schädelstätten, Gebeinhäuser und Rumpfkammern" der Weltstadt anfangs einen überwältigenden Eindruck auf den Dichter machen. „Wenn es einem Ernst ist", schreibt er nach dreiwöchentlichem Aufenthalt an Knebel, „kann man ein halb Jahr bleiben, um nur erst gewahr zu werden, wo man ist". Zwar hatte er damals schon das Merkwürdigste der Reste, welche das alte Rom in seiner weltherrlichen Größe zeigen, gesehen und wiedergesehen; noch aber war es Anstrengung statt Genusses, Trauer statt Freude. „Wasserleitungen, Bäder, Theater, Amphitheater, Rennbahn, Tempel! Und dann die Paläste der Kaiser, die Gräber der Großen. Mit diesen Bildern hab' ich meinen Geist genährt und gestärkt. Ich lese den Vitruv, daß der Geist der Zeit mich anwehe, wo das alles erst aus der Erde stieg; ich habe den Palladio, der zu seiner Zeit noch vieles Ganze sah, maß und mit seinem großen Verstande in Zeichnungen herstellte, und so steigt der alte Phönix Rom wie ein Geist aus seinem Grabe". Doch empfand er schon um diese Zeit auch den wohlthätigen Einfluß, welchen der Aufenthalt in Rom auf sein ganzes geistiges Wesen ausübte; es war nicht

allein die Einsicht, welche er in die Gegenstände der Kunst gewann, es war zugleich mit dem Kunstsinn auch der sittliche, welcher große Erneuerung erlitt. „Kehr' ich nun", schreibt er, „in mich selbst zurück, wie man doch so gerne thut bei jeder Gelegenheit, so entdecke ich ein Gefühl, das mich unendlich freut, ja das ich sogar auszusprechen wage. Wer sich mit Ernst hier umsieht und Augen hat zu sehen, muß solid werden, er muß einen Begriff von Solidität fassen, der ihm nie so lebendig ward. Der Geist wird zur Tüchtigkeit gestempelt, gelangt zu einem Ernste ohne Trockenheit, zu einem gesetzten Wesen mit Freude. Ich freue mich der gesegneten Folgen auf mein ganzes Leben". Wenn er, um sich nicht zu sehr zu zerstreuen und durch die Masse der Gegenstände nicht niedergedrückt zu werden, sich anfänglich in den einzelnen Künsten an wenige hervorragende Meisterwerke, an das Coliseo, den Apoll von Belvedere, die Juno Ludovisi und an die Freskogemälde Michel Angelo's in der Sixtinischen Kapelle hielt, und diese erhabenen Schöpfungen auf sich wirken ließ, fingen schon im December die Römischen Alterthümer an ihn zu freuen. Geschichte, Inschriften, Münzen, alles drängte sich heran. Bald fühlte er, daß er von dem Tag, wo er Rom betrat, einen zweiten Geburtstag, eine wahre Wiedergeburt zähle, und mochte bald auf seine vorigen Begriffe, „wie auf Kinderschuhe" zurückblicken oder sich wie ein Baumeister dünken, der einen Thurm aufführen wollte, und ein schlechtes Fundament gelegt hatte, der es aber bei Zeiten gewahr wird, und gerne wieder abbricht, was er schon aus der Erde gebracht hat, seinen Grundriß zu erweitern, zu veredeln, sich seines Grundes mehr zu versichern sucht und sich schon im Voraus der größeren Festigkeit des künftigen Baues freut.

Während dem Dichter die Kunstgeschichte Winkelmann's, nach welcher er die alte Kunst studirte, bei seinen Anschauungen sehr förderlich war, genoß er auch des anregenden und belehrenden Umgangs deutscher Künstler und Kunstverständiger. Er verkehrte lebhaft mit Hofrath Reiffenstein, dem Director

des Erziehungsinstituts für russische Künstler, er stand in naher Beziehung mit der berühmten Malerin Angelika Kaufmann, mit Moritz, dem geistreichen deutschen Gelehrten, welchen, gleichwie ihn selbst, das unbezwingliche Verlangen, die reichen Kunstschätze zu genießen, hierher geführt hatte. Vor allem aber förderte und erfreute ihn der Umgang mit dem Maler Tischbein, mit welchem er schon früher brieflich verkehrt hatte, und der nun hier in Rom, das er durch jahrelangen Aufenthalt kennen gelernt hatte, gar freundlich für ihn sorgte und sein bereitwilliger, wohlunterrichteter Führer ward. So wurde der Dichter in Rom allmählich heimischer; die Kenntniß der Kunstgegenstände, die Einsicht in die Principien der Kunst wuchs von Tag zu Tag, und mit diesem Wachsthum fühlte er sich von einer ungeheuren Leidenschaft und Krankheit geheilt, wieder zum Lebensgenuß, zum Genuß der Geschichte, der Dichtkunst, der Alterthümer genesen, und er empfindet, daß er Vorrath auf Jahrelang auszubilden und zu completiren habe. Mitten in diesem gesteigerten geistigen Leben, in das Göthe getreten war, mußte auch die Bearbeitung der Iphigenie, welcher er die Morgenstunden widmete, trefflich von Statten gehn, sodaß er das Manuscript schon zu Anfang des Jahres 1787 den Freunden übersenden konnte. Ende Februar beschloß er, in Begleitung Tischbeins nach Neapel zu reisen, nachdem er vorher alles Wichtige, das er noch nicht gesehen, aufgesucht, „damit die Ernte vor der Abreise wenigstens niedergemäht sei.“ Nach den genossenen Carnevalsthorheiten brach er mit dem Freunde nach Süden auf, ohne daß ihm diesmal der Abschied von Rom schwer geworden wäre, „denn wenn man“, schreibt er in dieser Beziehung an Knebel, „als Künstler gern in Rom ist und bleibt, so wünscht man als Liebhaber der Natur weiter südlich zu gehen.“ Und in der That trat auch während des fünfwöchentlichen Aufenthalts in Neapel das Interesse an der Kunst vor den Eindrücken der herrlichen Umgebung und des lebendigen Verkehrs dieser Stadt in den Hintergrund; der Dichter fühlte sich aus einer ernsten Vergangenheit in die heiterste

Gegenwart gezogen, die er im Anschauen dieses Paradieses, „wo Jedermann in einer Art von trunkner Selbstvergessenheit lebt", schwelgerisch genoß. „Man sage", schreibt er, „erzähle, male, was man will, hier ist mehr als Alles. Die Ufer, die Buchten und Busen des Meeres, der Vesuv, die Stadt, die Vorstädte, die Castelle, die Lusträume!" Dreimal bestieg er, um seine Wißbegierde zu befriedigen, den Vesuv, der damals gerade unruhig war; die Majestät des von Stürmen bewegten Meeres und seine Herrlichkeit in einer Vollmondnacht waren ihm ein neues, erhebendes Schauspiel; dem Schiffswesen wandte er ein reges Interesse zu; er beobachtete aufmerksam den Charakter und die Lebensweise des sorglosen Volkes, und empfand, daß er, was er früher immer gesagt, so manche Phänomene der Natur und manche Verworrenheit der Meinungen erst in diesem Lande verstehen und entwickeln lerne. Doch unterließ er nicht, Pompeji, Herkulanum und die Ruinen des alten Capua aufzusuchen und sich selbst im Zeichnen bei dem Maler Hackert im alten Schlosse zu Caserta zu üben. Indessen flogen bald die Wünsche weiter südwärts und der Dichter entschloß sich, in Begleitung eines jungen deutschen Landschaftsmalers Kniep nach Sicilien, als dem nothwendigen Schluß- und Wendepunkt, der ihm erst das Bild von Italien vollständig mache, überzusetzen. Unter den günstigsten Auspicien, bei klarem Sonnenschein, mit dem Wunsche, daß ihn die Liebe der fernen Freunde, bei denen er denn doch und sonst nirgends sein Fasanenschiff auszuladen gedachte, begleiten möge, trat Göthe seine erste Seereise nach Palermo an. Auf der Ueberfahrt, welche langsam von Statten ging und nicht ohne Sturm war, beschäftigte sich der Dichter mit der Durcharbeitung des Plans des Tasso, dessen Manuscript er allein von Rom aus auf seine Weiterreise mitgenommen hatte. Den zweiten April sahen die Reisenden in der Bucht von Palermo die zauberische Küste Siciliens in ihrem Frühlingsschmucke vor sich liegen. Mit keinen Worten mochte der Dichter die dunstige Klarheit, die um die Küste schwebte, schildern, als sie am schönsten Nachmittag gegen Pa-

lermo anfuhren. Die Reinheit der Conture, die Weichheit des Ganzen, das Auseinanderweichen der Töne, die Harmonie von Himmel, Meer und Erde; wer es gesehen hat, ruft er, der hat es auf sein ganzes Leben. Nun versteh' ich erst den Claude Lorrain und habe Hoffnung, auch dereinst im Norden aus meiner Seele die Schattenbilder dieser glücklichen Wohnung hervorzubringen. Aber „die Königin der Inseln" sollte durch ihre zauberischen Reize des Südens auch in der Poesie dem Dichter eine neue Welt eröffnen und seine poetische Schöpferkraft entzünden. In Palermo riefen ihm der Anblick des Wundergartens an der Rhede, in welchem Citronenspaliere mit Laubgängen sich wölbten und hohe Wände Oleanders, geschmückt von tausend Blüthen, das Auge lockten, wo fremde Bäume seltsame Zweige verbreiteten und in Bassins Gold- und Silberfische sich gar lieblich bewegten, dazu die Umgebung, in dem starken Duft der südlichen Landschaft gesehen und die schwärzlichen Wellen am Horizonte und selbst der Geruch des dunstenden Meeres die Insel der seligen Phäaken in's Gedächtniß, so daß er eilte, sich den Homer zu kaufen, und jenen Gesang mit großer Erbauung las. In Sicilien ward unserm Göthe der Altvater der Dichtung erst ganz verständlich, und die Odyssee ward ihm mehr als Gedicht, sie erschien ihm als die Natur selbst. Mochte daher auch auf seiner Wanderung durch die Insel Boden und Vegetation seine Aufmerksamkeit überall in Anspruch nehmen und die Untersuchungen über die Urpflanze ihn lebhaft beschäftigen, mochten die Reste der Bauwerke in Segest, Girgenti, Catania und Taormia seinen Blick auf die antike Architektur richten, so hatte ihn doch die homerische Welt so mächtig ergriffen und ihr Bild wurde immer wieder von Neuem hier auf diesem Schauplatz ihrer Handlung zu solcher Frische erweckt, daß er den Plan zu einer Nausikaa, einem Drama idyllischen Charakters, faßte, dessen vorliegendes Schema uns nur bedauern läßt, daß diese Dichtung, in welche er seine klare und reiche Anschauung dieses südlichen Landes würde niedergelegt haben, unausgeführt geblieben ist. Der letzte Eindruck, den

Göthe von Sicilien empfing, war ein sehr trüber: die noch von dem Erdbeben 1783 in ihren Trümmern liegende Stadt Messina. Daher beeilte er von da auch seine Rückreise, das erste nach Neapel abgehende Schiff nahm ihn auf; doch war die Fahrt diesmal ungünstig. Das bei Windstille in die Strömung von Capri gerathene Fahrzeug lief sogar Gefahr, an den Felsen zertrümmert zu werden. Aber in dieser kritischen Lage, in welcher das Jammern der Weiber und ihre leidenschaftlichen Vorwürfe gegen den Capitain die Verwirrung auf dem Schiffe noch vermehrten, haben wir Gelegenheit, die Besonnenheit und Kaltblütigkeit zu bewundern, mit welcher der Dichter, dem von Jugend auf Anarchie verdrießlicher war als der Tod selbst, die Verzweifelnden zur Ruhe ermahnte und ihnen ein brünstiges Gebet zur Mutter Gottes anempfahl. Noch zwei Wochen verweilte Göthe in Neapel, um gesättigt, ja halb betäubt von dessen Genüssen nach Rom zurückzukehren. Der Vesuv hatte ihm kurz vor seiner Abreise noch ein imposantes nächtliches Schauspiel gegeben, welches genießen zu können, er früher schon sehnlichst gewünscht hatte. Während der Berg gewaltsam tobte und über ihm eine ungeheure Dampfwolke stand, deren verschiedene Massen bei jedem Auswurf blitzartig gesondert und körperhaft erleuchtet wurden, wälzte sich von der Höhe desselben ein glühender Lavastrom dem Meere zu. Als Göthe im Juni 1787 in Rom angelangt war, wandte er sein ganzes Interesse wieder der Kunst zu, und jetzt erst fand er den wahren Genuß in der Anschauung der plastischen Meisterwerke; die Gegenstände, die ihn früher niedergedrückt hatten, hoben ihn nun zu sich hinauf. Rom wurde ihm, wie er schreibt, immer familiärer und er fühlte sich in diesem Zustande ruhigen Genießens und sinnigen Schaffens so glücklich, wie er sich noch nie gefühlt hatte. Daher faßte er den Entschluß, hier im Lande der Künste sich vollständig durchzubilden, damit er den Freunden nicht wieder ein halber Freund zurückkehre und das Sehnen und Bemühen von Neuem anfange. Bei seinen Kunststudien förderte ihn neben seinen übrigen Bekannten besonders der Schweizer

Meyer, von welchem er sagt: „er hat eine himmlische Klarheit der Begriffe und eine englische Güte des Herzens. Er spricht niemals mit mir, ohne daß ich alles aufschreiben möchte, was er sagt. Sein Unterricht gibt mir, was mir kein Mensch geben konnte und seine Entfernung wird mir unersetzlich bleiben.“ Indem sich so Göthe's Auge unglaublich bildete, sollte auch seine Hand nicht zurückbleiben; auf Ausflügen, welche er in den heiteren Herbsttagen in die herrliche nahe Gebirgsgegend machte, übte er sich unter Hackert oder Reiffenstein im Zeichnen nach der Natur, während er in Rom mit Modelliren sich beschäftigte. Nun erschien auch im November Kayser aus Zürich in Rom, welcher das Interesse an Musik in ihm belebte, und mit dem er die Gestalt des italiänischen Singspiels studirte. Daher wurde auch die begonnene Ueberarbeitung von Erwin und Elmire vollendet und Claudina von Villa Bella wieder vorgenommen. Auch die großen Werke waren unterdessen bedeutend gefördert worden. Egmont war schon im Sommer vollendet, am Faust war gedichtet worden, der Plan zu Tasso kam in Ordnung, dazu wurde „Des Künstlers Erdenwallen“ wieder neu ausgeführt und dessen „Apotheose“ hinzugethan. Bei dieser mannichfachen ernsten Thätigkeit mochte den Dichter auch das Carneval, das er in diesem Winter zum zweitenmal sah, kaum in der für dessen Ausgelassenheit geeigneten Stimmung finden; demungeachtet verdanken wir des Dichters klarer Beobachtung desselben die treffliche Schilderung „Das römische Carneval“.

Doch nahte die Zeit der unabänderlichen Abreise um Ostern 1788 heran; mit tiefem Schmerz verließ der Dichter die Hauptstadt der Welt, deren Bürger er längere Zeit gewesen, nachdem er noch einmal in den letzten Tagen einen einsamen Umgang zu allen ihm vertraut gewordenen Denkmälern der Kunst gehalten. „Es ging“, schreibt er an Knebel, „hart zu, da ich mich von Rom trennte“. Den Schmerz, den ihm der Abschied von der ihm theuer gewordenen Stätte der Kunst erweckt hatte und dessen zarten Duft er lange nicht durch Objectiviren verwischen wollte,

finden wir in der elegischen Stimmung Tasso's wieder, an welchem er besonders in den Prachtgärten von Florenz dichtete. Erst in Mailand, wo er wieder Gebirgs- und Vaterlandsluft witterte, wurde es ihm, wenn nicht besser, so doch anders; er sucht Zerstreuung in dem Studium der Mineralogie, dem er auf seiner Wanderung durch die Alpen sich ganz hingeben will, er kauft sich dort, wie er schreibt, einen Hammer, um an die Felsen anzupochen und des Todes Bitterkeit zu vertreiben. Die Heimreise wurde übrigens rasch zurückgelegt, denn schon am 18. Juni 1788 langte er in Weimar an.

Befriedigt und innerlich beruhigt, derselbe und doch in vieler Beziehung ein Anderer, war der Dichter in die Heimath zurückgekehrt. Er hatte den Schatz seiner Kenntnisse unendlich vermehrt; er hatte tiefe Blicke in die Natur, vornehmlich in die Pflanzen- und Steinwelt gethan; er hatte mit klarem Auge das Völkerleben des Südens beobachtet; er hatte in das gesammte Gebiet der Kunst die allerreichsten Einsichten gewonnen. Die Früchte, die ihm für seine dichterische Entwickelung aus seinem Aufenthalt in Italien erwuchsen, kamen nicht ihm allein, sie kamen der ganzen deutschen Literatur zu gut. Die Epoche, welche für seine schöpferische Thätigkeit mit demselben anhob, war nicht nur die Sonnenhöhe seiner poetischen Wirksamkeit, sondern sie bezeichnet auch den Höhepunkt der gesammten neueren deutschen Nationalliteratur. Sowie von dem Götz und dem Werther eine neue Periode für die im lebhaftesten Aufschwunge begriffene deutsche Poesie beginnt, indem durch diese Werke die Fesseln der Convenienz gebrochen wurden und die frische Kraft des Gemüthes, die ungekünstelte Sprache des Herzens in ihr Recht eingesetzt wurden, und indem durch sie der deutsche Geist den glänzendsten Sieg über die in unsere Literatur eingedrungene Fremdherrschaft errang, der das Verhältniß geradezu umkehrte, so daß von nun an sich das Ausland dem Einfluß deutscher Dichtung nicht mehr entziehen konnte, so wurde durch Göthe's Reise nach Italien und die durch sie zur Vollendung gekommenen classischen Kunstwerke des Dichters jenem verjüngten und gekräftigten deut-

schen Geiste ein verwandtes Gebiet gewonnen, welches den Besten der Nation schon lange begehrenswerth erschienen war. Auf welches schon Winkelmann hingewiesen, dessen hohe Bedeutung der scharfe Lessing enthüllt hatte, das Gebiet des kunstgebildeten Griechenthums hat uns Göthe mit den friedlichen Waffen des Geistes erobert. Er war dazu berufen, das in sich freie deutsche Wesen mit dem freien Griechenthum zu harmonischem Bunde zu vermählen. Als er, die deutsche Welt mit aller ihrer Innigkeit und Tiefe in seinem Busen, diesen dem milden Strahle des kunst- und schönheitreichen Hellenenthums öffnete, ebbte unter dem klaren Blau des südlichen Himmels des „Geistes Fluthstrom nach und nach", und auf seiner ruhig gewordenen Fläche spiegelten sich die hohen Bilder der griechischen Welt. Die Majestät der plastischen Meisterwerke der Hellenen, die reinste Menschlichkeit in allen ihren Zügen, in Allem aber, in Ruhe und Bewegung, in Freude und Schmerz, die Schönheitslinie der Form, welche stets das Maß bewahrt, wirkten doppelt mächtig auf die Seele des Dichters, weil ein feiner Sinn für das Schöne und eine wahrhaft hellenische maßvolle Ruhe, welche selbst die Zeit des Sturms und Drangs nicht ganz erschüttern konnte, als glückliches Erbtheil seiner poetischen Schöpferkraft zugesellt war. Was aber der empfängliche Geist aus dieser ihm eng verwandten Sphäre der griechischen Welt in sich aufnahm, das bildete sich in ihm zum unumstößlichen Gesetze, und trat in freier dichterischer Gestaltung in seinen Schöpfungen wieder hervor. Die glatte Fläche des Marmors, die vollkommene Harmonie der äußeren Form ward in ihm zur wahrhaft plastischen Sprache; die stille Majestät schuf die ruhig würdige Betrachtung; das frische, in allen Zügen seelenvolle Leben verklärte sich zur durchsichtigen Tiefe edler Charaktere; und über Alles ergoß sich jene maßvolle Schönheit, die jede ächte Kunst veredelnd durchdringt und sie zu dem ruhigen, ewiggleichen Abbild unverfälschter Menschlichkeit macht. So ist in Göthe's poetischen Schöpfungen dieser Periode dem deutschen Genius der Triumph gelungen, die übervolle Gemüthswelt

in die vollendete Schönheit einzurahmen, welche im Einzelnen, wie im Ganzen nie das Maß überschreitet, sodaß die Dichtungen dastehen reich, und im Reichthum weise beschränkt, tief, und bei aller Tiefe durchsichtig bis auf den Grund, lebendig in allen Zügen, aber voll Leben, das in Ruhe und Harmonie dahinfließt. Mit ihnen ist der Dichter erst auf dem Gipfel poetischer Wirksamkeit angelangt, von ihnen datirt die höchste Vollendung, welche er der deutschen Sprache gab, in ihnen sehen wir die Kunstwerke, welche überall das berühmte Wort wahr machen, das er in dem Sonette „Natur und Kunst" ausspricht:

Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen,
Und haben sich, eh' man es denkt, gefunden;
Der Widerwille ist auch mir verschwunden,
Und beide scheinen gleich mich anzuziehen.

Es gilt wohl nur ein redliches Bemühen!
Und wenn wir erst in abgemess'nen Stunden
Mit Geist und Fleiß uns an die Kunst gebunden,
Mag frei Natur im Herzen wieder glühen.

So ist's mit aller Bildung auch beschaffen,
Vergebens werden ungebundne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.

Wer Großes will, muß sich zusammenraffen:
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

14.

Egmont.

Der Egmont ist eine von denjenigen poetischen Schöpfungen Göthe's, deren Bearbeitung, mehrmals auf lange Zeit unterbrochen, sich durch eine Reihe von Jahren hingezogen hat. In dieser Beziehung steht er in direktem Gegensatz zum Götz, welcher, als sein Inhalt in dem Dichtergeiste zur Reife gelangt war, in sechs Wochen niedergeschrieben und bald darauf, gleichfalls binnen kurzer Zeit, noch einmal umgearbeitet worden ist. Schon während seines Aufenthalts in Frankfurt entwarf Göthe die meisten Scenen dieses Trauerspiels. Die Erregung seines Gemüthes mochte dem Stück, „das, von so viel Leidenschaften bewegt, nicht wohl von einem ganz Leidenschaftslosen hätte geschrieben werden können", wesentlich zu gute gekommen sein. In Weimar arbeitete der Dichter an demselben, jenachdem ihn Lust und Liebe dazu trieb, und brachte im Jahre 1782 einen gewissen Abschluß desselben zu Stande; es war also der Hauptsache nach vollendet und bedurfte nur noch einer Ueberarbeitung, als Göthe seine Reise nach Italien antrat. Doch wurde erst während seines zweiten Aufenthalts in Rom dieselbe in Angriff genommen; im Juli 1787 rückte das Stück rasch vorwärts, und da der Dichter, wie

er schreibt, „immer unter dem Machen Symptome gehabt, die ihn nicht betrogen haben", so hoffte er auch, daß es gefallen werde. Aber erst am ersten September konnte er sagen, daß Egmont fertig geworden sei, denn er hatte diese Zeit her immer noch hier und da daran verbessert.

Obwohl der Beginn der Bearbeitung des Egmont und der völlige Abschluß desselben den langen Zeitraum von zwölf Jahren auseinanderliegen, so trägt die Dichtung doch nicht eine irgend erhebliche Ungleichheit in Bezug auf Charakterschilderung oder einen Mangel an innerer Einheit an sich. Dem widerstreitet aber nicht, daß dieselbe, indem sie in ihren Anfängen bis nahe an die Sturm- und Drangperiode hinüberreicht, während die letzte Ueberarbeitung in die Zeit der Classicität fällt, vornehmlich in der äußeren Form Elemente beider Epochen in sich vereinigt, so daß sie gerade als dasjenige Werk Göthe's erscheint, welches den Uebergang von jener Periode seiner dichterischen Wirksamkeit zur folgenden in sich zur Darstellung bringt. Wenn die Prosa, in welcher der Egmont geschrieben ist, noch auf jene frühere Epoche hindeutet, wo die ungebundene Rede als die naturgemäße Ausdrucksweise auch für die dramatische Dichtung beansprucht wurde, so gewahren wir doch in ihr schon die Uebergänge zum neuen Formprincip, zu dem iambischen Versmaße, welches in den Producten der classischen Periode herrschend zu werden beginnt. In den gehobenen Stellen geht die Rede oft gewissermaßen unfreiwillig in den Jambus über, so daß es dann nur weniger Aenderungen bedarf, um ganze Passus aus der Prosa in dieses Versmaß umzustellen. Der dichterische Genius drängte, zumal unter den Einflüssen des maßvollen Hellenenthums, von selbst zu der gebundenen Redeweise hin. In Bezug auf die Oeconomie des Stückes gewahren wir, wenn wir es gegen den Götz halten, einen bedeutenden Fortschritt; denn obwohl uns auch in ihm der Dichter in ein mannichfach bewegtes, reiches Leben einführt, so ist doch, während im Götz sich die Darstellung in die Breite verliert, hier die handelnde Welt zu größerer dramatischer Einheit verbunden. Der

Verlauf der Handlung ist höchst einfach und übersichtlich; diese ist durch die Acte symmetrisch abgetheilt, während die einzelnen Scenen nach Riemers Ausdruck in antistrophischer Weise die verschiedenen in der Tragödie thätigen Mächte und Charaktere sehr wirkungsreich einander gegenüberstellen. So spitzt sich der äußere Bau der Tragödie von der breiten Basis des Volkslebens und der ihr entgegenstehenden Regierungsgewalt bis zu dem Ende des Helden höchst übersichtlich in pyramidalischer Form zu.

Wir werden im Egmont von dem Dichter in eine Zeit geführt, in der ein seines Besitzes sich erfreuendes, lebensfrohes Volk mit der Fremdherrschaft in Conflict geräth, welche den durch die Zeitbewegungen und vornehmlich durch die kirchenreformatorischen Bestrebungen erwachten Freiheitssinn beschränken und die demselben Nahrung gebenden Privilegien der einzelnen Corporationen ihm rauben will. Der Alles nivellirende Despotismus Philipps II. stemmt sich einerseits dem Princip der neuen Welt, der Freiheit des Glaubens und Denkens, und andererseits den von den Vätern überkommenen, wohlverbrieften Rechten entgegen. Die kluge und in vieler Beziehung nachgiebige Regentin Margaretha von Parma genügt in ihren versöhnlichen Maßregeln dem starren Absolutismus des Königs nicht mehr; er sendet den finstern Alba, der, ein gefügiges Werkzeug der Cabinetspolitik und ein strenger Vertreter des Militärterrorismus, um jeden Preis die Gährung unterdrücken soll. Dieser sucht sich der Häupter des hohen niederländischen Adels zu versichern, welche, vom Volke angebetet, ihm als die gefährlichsten Gegner der Bestrebungen der Krone erscheinen. Während der kluge und vorsichtige Oranien mißtrauend ausweicht, werden Egmont und Hoorn die Opfer; ihr Haupt fällt unter dem Beile des Henkers; die „anpochende“ Revolution scheint durch diese terroristische Maßregel schüchtern zu entweichen. Dies die historische Basis, auf welcher der Dichter seine Tragödie aufgebaut hat. Wie im Götz, so hat er auch hier ein treues und lebenvolles Bild der Geschichte gegeben, nur

daß er, um die Einheit des Stückes nicht zu gefährden, den Grafen Hoorn ganz aus der Handlung der Tragödie fern gehalten, und daß er aus andern Gründen den Helden derselben nicht, wie ihn die Geschichte schildert, als den schon bejahrten Vater einer zahlreichen Familie, sondern als einen in frischer Kraft stehenden, lebensfrohen, unverheiratheten Mann dargestellt hat. Indem Göthe durch diese Abweichung von der Geschichte den Helden seiner Tragödie sich selber näher rückte und in dessen jugendlicher Sorglosigkeit und heiterm Lebensgenuß seinen eignen damaligen Seelenzustand schilderte, hat er auch keineswegs durch solche Abweichung von der Geschichte die Befugniß des dramatischen Dichters überschritten, dem es wohl zusteht, zu Gunsten seines Kunstwerks in Einzelnem von der historischen Wirklichkeit abzuweichen, sofern nur nicht der geschichtliche Grundton dadurch verwischt und der Charakter des Zeitalters und des besondern Volkes verändert wird. Und dieser ist in Göthe's Egmont überaus treu, in lebendiger Zeichnung wiedergegeben. Wir dürfen nur hinblicken auf die erste Scene des ersten Actes, wo sich vor uns das frische, naturwahre Bild des damaligen Volkslebens aufrollt, wie sich dasselbe bei den Schützenfesten der Bürger voll Beweglichkeit und Heiterkeit zeigt. Schon Schiller macht in seiner Recension über den Egmont auf die treffliche Darstellung des Volkscharakters der damaligen Niederländer aufmerksam. „Nicht genug, daß wir diese Menschen vor uns leben und wirken sehen, wir wohnen unter ihnen, wir sind alte Bekannte von ihnen. Auf der einen Seite die fröhliche Geselligkeit, die Gastfreundlichkeit, die Redseligkeit, die Großthuerei dieses Volkes, der republikanische Geist, der bei der geringsten Neuerung aufwallt und sich oft ebenso schnell auf die seichtesten Gründe wieder gibt; auf der andern die Lasten, unter denen es jetzt seufzt, von den neuen Bischofsmützen an bis auf die französischen Psalmen, die es nicht singen soll — nichts ist vergessen, nichts ohne die höchste Natur und Wahrheit herbeigeführt. Wir sehen hier nicht blos den gemeinen Haufen, der sich überall gleich ist, wir erkennen darin den Niederländer, und

zwar den Niederländer dieses und keines andern Jahrhunderts; in diesem unterscheiden wir noch den Brüsseler, den Holländer, den Friesen, und selbst unter diesen noch den Wohlhabenden und den Bettler, den Zimmermeister und den Schneider. So etwas läßt sich nicht wollen, nicht erzwingen durch Kunst — das kann nur der Dichter, der von seinem Gegenstande ganz durchdrungen ist". Aber auch hier schon, in der Schilderung dieses Volkslebens, weiß der Dichter unser Interesse für diejenigen Männer zu erwecken, welche den Bürgern Alles galten, für Oranien und besonders für Egmont, den bevorzugten Liebling des Volkes, welcher schon früher durch ritterlichen Muth, durch glänzende Heldenthaten sich ausgezeichnet, und von dessen Tapferkeit wie Leutseligkeit begeistert, die Bürger ein freudiges Hoch ertönen lassen. Vom Volke führt uns der Dichter in den Palast der Regentin, wir lernen die Regierung und die Regierungsprincipien, welche diesem gegenüber in Anwendung gebracht werden, kennen, und auch hier wird wieder das Interesse auf Oranien und Egmont gerichtet. „Ein gefährliches Paar", meint Macchiavelli; aber die Regentin fürchtet nur Oranien, während sie für Egmont fürchtet, obwohl auch er „das Haupt so hoch trägt, als wenn die Hand der Majestät nicht über ihm schwebte". Die dritte Scene zeigt uns das Volk im häuslichen Leben in der beschränkten Wohnung der Mutter Clärchens. Aber hier hören wir, wie der von den Bürgern vergötterte Held von Gravelingen, das von der Regierung mißtrauisch beobachtete Haupt des Adels nur Mensch sein will, nur Freund, nur Liebster, wie er seinen Stand, seine Tapferkeit so gerne verbärge, und wie dies kleine Haus, die Stube ein Himmel für seine Geliebte ist, welche stolz von sich rühmen darf: „Welche Fürstin neidete nicht das arme Clärchen um den Platz an seinem Herzen?" So lernen wir, noch ehe der Held selber auftritt, ihn in seinen wichtigsten Beziehungen, in seiner Stellung zum Volk und zur Regierung und in seinen eigensten Herzensangelegenheiten kennen. Er besitzt schon unsere Sympathie, noch ehe er uns durch die Macht seiner gewinnenden Persönlichkeit an sich

fesselt; wir müssen schon für ihn fürchten, wie wir ihn zu lieben angefangen haben. Der zweite Act beginnt ebenfalls mit einer Scene aus dem Volksleben; schon zeigt sich die Entzündlichkeit der Gemüther; Vansen, der unübertrefflich geschilderte herabgekommene, die Menge haranguirende Advokat, spricht von den alten Privilegien, es erhebt sich Streit, der Lärm wächst: da tritt Egmont auf und beruhigt mit wenigen Worten die aufgeregten Gemüther: „Steht fest gegen die fremde Lehre und glaubt nicht, durch Aufruhr befestige man Privilegien." Wir fühlen in dem ersten Auftreten des Helden schon die ganze Macht seiner Volksthümlichkeit. Dazu hat ihm der Dichter einzelne Züge geliehen, die bei seinem herablassenden Wesen und seiner Leutseligkeit den gemeinen Mann leicht gewinnen. Wie in Schiller's Wallenstein der Held dadurch die Soldaten an sich fesselt, daß er die Einzelnen, die sich irgendwie ausgezeichnet haben, dem Namen und der Person nach kennt, so gewinnt auch Egmont die Gemüther, indem er sagt: „Ich vergesse Niemanden leicht, den ich einmal gesehen und gesprochen habe." Die tieferen Charakterzüge des Helden treten aber besonders in der Unterhaltung mit seinem Secretär und mit Oranien hervor. In seinem Gespräche mit ersterem erscheint er als wohlwollend und milde in den Anordnungen, die er in Bezug auf die ihm anvertraute Provinz Flandern trifft, aber auch mit dem ihm eignen Zuge der Sorglosigkeit, welche ihn im frohen Genusse dieses schönen Daseins alles Unangenehme von sich ferne halten, allen drohenden Gefahren leichten Sinnes entgegengehen läßt. „Unter vielem Verhaßten ist mir das Schreiben das Verhaßteste", spricht er und befiehlt dem Diener, seine Hand nachahmend, in seinem Namen dem sorgenden und warnenden Grafen Oliva zu schreiben. Er verwirft die ihn beengende Lebensklugheit, welche ihm dieser anempfiehlt: „Der treue Sorgliche! Er will mein Leben und mein Glück und fühlt nicht, daß der schon todt ist, der nur um seiner Sicherheit willen lebt." „Und wenn ich", spricht er weiter, „ein Nachtwandler wäre und auf dem gefährlichen Gipfel eines Hauses spazierte, ist es freundschaftlich, mich beim Namen zu rufen

und mich zu warnen, zu wecken und zu tödten"? So concentrirt sich gewissermaßen seine Lebensanschauung in den Worten, die der Dichter an jenem denkwürdigen Wendepunkte seines Lebens auf sich selber angewendet hat: „Kind! Kind! nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts, als muthig gefaßt die Zügel festzuhalten und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam". Und als nun der besorgte Oranien zu ihm kommt, um ihn freundschaftlich und dringend zu warnen, um ihn zu überreden, mit ihm der gefahrvollen Nähe der drohenden spanischen Gewalt zu entfliehen, setzt er ihm ein festes Vertrauen auf die Regierung und eine ruhige Zuversicht auf seine eigne sichere Stellung entgegen; während Oranien keinen Zug des Gegners, wie im Schachspiele, für unbedeutend hält, vertraut Egmont im schlimmsten Falle auf die Gerechtigkeit und Klugheit Philipp's, welche zu extremen Maßregeln gegen ihn, den Ritter des Vließes, den Liebling des Volks, nicht schreiten werde. „Wer sich selbst schont", ist seine Maxime, „der muß sich selbst verdächtig werden". So rundet sich das Charakterbild Egmont's zu dem eines liebenswürdigen, menschlichen Helden ab, der, in der Fülle seiner Manneskraft stehend, begeistert ist für die Schönheit des Daseins, der aber in ächter Ritterlichkeit das Leben, das er oft in Schlachten unbedenklich den Gefahren ausgesetzt, nicht ängstlich hüten mag. Voll Edelmuthes, voll heiterer Güte ist er auch ohne Argwohn gegen die von einer hinterlistigen Tyrannei gelegten Schlingen; seine eigne Freimüthigkeit und Offenheit läßt ihn nicht an eine im Finstern waltende Macht glauben, welche ihm zum Verderben thätig sei. Und fühlt er sich dennoch einmal beengt in der schwülen Luft des politischen Lebens, ist er gedrückt durch Staatsgeschäfte, sieht er sich nicht befriedigt durch die Anhänglichkeit des Volks, die auch ihm zweifelhaft und wankelmüthig erscheint, flieht er die Freunde, denen man mißtrauen muß, gewahrt er die beobachtenden Blicke

der Späher, und ist einmal, wie nach der Unterredung mit dem treubesorgten Oranien, auch die Sorglichkeit in ihn hinübergegangen, so sucht und findet er Ruhe und Glück in seiner Liebe zu Clärchen. Bei der Geliebten ist er, wie er sagt, ruhig, offen, glücklich, geliebt und gekannt von dem besten Herzen, das auch er ganz kennt und mit voller Liebe und Zutrauen an das seine drückt.

Gerade diese Liebe Egmonts aber ist schon frühe ein Gegenstand des Tadels der Kritiker gewesen; Schiller in seiner Recension über den Egmont meint, der Dichter gebe uns in dem Helden einen Liebhaber von ganz gewöhnlichem Schlage, der, mit dem besten Herzen zwar, zwei Geschöpfe, Clärchen und Brackenburg, unglücklich mache, um die sinnenden Runzeln von seiner Stirne wegzubannen, während er, wenn er sich an die Geschichte gehalten und Egmont als Familienvater dargestellt hätte, in diesen historischen Verhältnissen wesentliche Mittel zu hochtragischen Situationen gefunden hätte. Aber abgesehen davon, daß Göthe zu einem jugendlich sorglosen Egmont, zu einem Abbilde seiner selbst, gemäß seiner Dichterindividualität sich sympathetisch hingezogen fühlen mußte, so war es auch seine wohlüberlegte Absicht, einen von jedem fesselnden Bande freien, nur sich selbst vertrauenden, ritterlichen Helden zum Träger des Gefühls für Recht, Freiheit und Vaterland, der finsteren Cabinetspolitik Philipp's und dem Rigorismus eines Alba gegenüber, zu machen. Er wollte zeigen, wie das Gemüth voll Zuversicht und Offenheit, voll heiterer Lebensfreude in dem Drucke dieser schweren Atmosphäre nicht leben konnte. Und hätten wir nicht an einen Egmont, wie Schiller ihn verlangte, mit Recht die Forderung stellen können, daß er, der Familienvater, wie Oranien Vorsicht in den zweifelhaften Verhältnissen hätte gebrauchen, und der Gefahr, welche beim Herannahen des gefürchteten Alba alle selbständigen Niederländer und zumal die Häupter des Adels bedrohte, trotz aller Hemmnisse hätte entfliehen müssen? Nur dem unverheiratheten, von keiner Pflicht gegen eine Familie gebundenen Egmont stand es

wohl an, das Kommende ruhig zu erwarten, im Vertrauen auf die Unantastbarkeit seiner Person, welche geschützt schien durch die Liebe des Volkes, durch die im spanischen Dienste erfochtenen Siege, durch die ehrende Verleihung des goldnen Vließes, und für deren Sicherheit ihm mehr als Alles die Redlichkeit seines Wollens und Handelns Bürge zu sein schien. Um so sorgloser durfte sich daher auch dieser Egmont trotz der Gewitterschwüle am politischen Himmel der Liebe zu Clärchen hingeben. Und wie trefflich hat der Dichter auch jenem Besuche bei dem Liebchen nach der ernsten Warnung Oraniens, welche in dem Helden Bedenken erweckt hatte, dadurch den Schein jugendlichen Leichtsinns genommen, daß er Egmont in der kostbaren Kleidung und mit den Insignien des Ordens des goldnen Vließes auftreten läßt, welche ihm als der Talisman erschienen waren, der ihn vor jeder Gewaltthat schützen sollte.

Auch den Charakter Clärchens hat eine mißverstehende Kritik angegriffen. Schon als Göthe das Manuscript des Egmont von Rom aus nach Weimar seinen Freunden übersendete, war man mit der Zeichnung desselben nicht zufrieden. Herder meinte, daß die Nüance zwischen Göttin und Dirne zu fehlen schiene. Der Dichter selbst vertheidigt sich in einem Briefe gegen diesen Vorwurf: „Da ich ihr Verhältniß zu Egmont so ausschließlich gehalten habe; da ich ihre Liebe mehr in den Begriff der Vollkommenheit des Geliebten, ihr Entzücken mehr in den Genuß des Unbegreiflichen, daß dieser Mann ihr gehört, als in die Sinnlichkeit setze; da ich sie als Heldin auftreten lasse; da sie im innigsten Gefühle der Ewigkeit der Liebe ihrem Geliebten nachgeht und endlich vor seiner Seele durch einen verklärenden Traum verherrlicht wird: so weiß ich nicht, wo ich die Zwischennüance hinsetzen soll". Clärchen ist zwar nur ein Mädchen von schlichter, bürgerlicher Erziehung, sie ist in häuslicher Beschränkung und Sitte aufgewachsen, aber die Liebe gibt ihr eine Innigkeit der Empfindung, welche sie hoch über den Kreis ihrer Bildung erhebt. In Clärchen zeigt sich in ihrer schönsten Wirkung jene veredelnde

Macht einer das ganze Wesen durchdringenden Liebe, wie sie besonders im weiblichen Geschlechte sich offenbart und dann oft den vollen Adel, der in dem Herzen des Weibes verborgen liegt, zur reichsten Entfaltung bringt. Die Liebe füllt das ganze Dasein Clärchens aus; nur in ihr lebt sie, nur in ihr ist sie glücklich, für sie weiß sie zu handeln, für sie ist ihr kein Opfer zu groß, durch sie verliert selbst der Tod seine Schrecken, als die der vaterländischen Freiheit feindliche Macht auch ihr stilles Glück zerstört.

Denn diese zeigt sich nun mit aller Furchtbarkeit in gefahrdrohender Nähe, als die eiserne Hand Alba's, der in Brüssel eingerückt war, schwer auf dem Lande ruhte. Sein Terrorismus erscheint in der abstoßendsten Häßlichkeit, als er durch Hinterlist sich der geweihten Häupter des freien Adels zu bemächtigen sucht. Aber leuchtend und schön, doppelt schön durch den Gegensatz der ränkeschmiedenden Tyrannei, bricht nun auch in dem Helden der Tragödie, den wir bisher nur in seinem sorglosen Genießen des Lebens kennen gelernt haben, das Gefühl für die Heiligkeit des angestammten Rechts, für die Freiheit des Volks hervor. Er, der den aufgeregten Bürgern zugerufen hatte: „Ein ordentlicher Bürger, der sich ehrlich und fleißig ernährt, hat überall so viel Freiheit als er braucht", welcher gewarnt hatte, durch Aufruhr befestige man kein Privilegien, spricht nun, als er dieselben gefährdet sieht, muthvoll und frei für die alten Rechte des Volks.

Doch gelingt das Wagestück des Despotismus; der ritterliche Egmont wird verhaftet; er liegt im Kerker. Das Volk hat nicht den Muth, seinen Vertreter, seinen Liebling zu befreien. Vergebens schürt Clärchen die Gemüther der eingeschüchterten Bürger; vergebens mahnt das zur kühnen Heldin gewordene einfache Bürgermädchen an die Freiheit, deren letzter Hauch mit dem Athem Egmont's entfliehe; vergebens will sie wie eine Fahne wehrlos ein edles Heer von Kriegern wehend anführen. Sie sieht den Geliebten rettungslos verloren, und findet für sich selber

keinen andern Trost, als ihm den dunklen Weg des Todes vorangugehen; „sie scheucht des verhängnißvollen Morgens Ahnung in das Grab".

Auch Egmont, der zwischen den feuchten Kerkermauern den Verlust der Freiheit schwer empfindet, den schon trübe Sorge um sein Leben beschlichen hat, wird, indem er vertraut auf die Gerechtigkeit des Königs und die Freundschaft der Regentin, auf die Hülfe Oraniens und die Liebe seiner Mitbürger, noch einmal von belebender Hoffnung erfüllt. Doch vergeblich; er soll als Opfer der finstern, freiheitfeindlichen Politik fallen, und keine Hand erhebt sich, den angebeteten Abgott des Volkes zu erretten. Die Tyrannei kleidet ihren schmachvollen Triumph noch in die Formen des Rechts; des Hochverraths schuldig erklärt, soll er auf öffentlichem Markte, vor dem Angesicht des Volks, zur Warnung aller Verräther, mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht werden. Eine Genugthuung soll ihm noch in der Verehrung und Liebe werden, welche ihm der Sohn des finstern Alba zollt. Da neigt er sich zum letzten erquickenden Schlummer; was ihm vorher, als er noch schwankte zwischen Furcht und Hoffnung, die Natur versagt hatte, das wird ihm nun nach der Gewißheit über sein Schicksal zu Theil. „Es ist vorbei, es ist beschlossen! und was die letzte Nacht mich ungewiß auf meinem Lager wachend hielt, das schläfert nun mit unbezwinglicher Gewißheit meine Sinne ein". Aber im Traume erscheint ihm die Freiheit in der Geliebten Gestalt; sie heißt ihn froh sein, und deutet ihm an, daß sein Tod den Provinzen die Freiheit schaffen werde; sie reicht ihm den Siegeskranz. Durch diese Verheißung gestärkt und erhoben, geht er dem Tode mit freiem und muthigem Blicke entgegen.

So endigt die Tragödie mit dem Tode des Helden, aus dessen begeistertem Muthe in den letzten Augenblicken seines Lebens auch auf uns durch den Schmerz hindurch, den wir um sein Loos empfinden, Trost und Erhebung übergeht. Er war seinem Charakter treu geblieben; so lange er noch der Hoffnung Raum geben

durfte, die Freiheit wieder zu erlangen, hielt er, der so innig an der süßen Gewohnheit des Daseins hing, fest an derselben; doch als sie ihn trügerisch verläßt, fügt er sich muthig in sein herbes Schicksal. Kein trostloser Jammer, kein wilder Schmerz bricht aus ihm hervor; als er aber den kriegerischen Wirbel der Trommeln vernimmt, und Alba's Soldaten seinen Kerker füllen, da erhebt sich sein Gefühl zur Begeisterung, für die Freiheit des Vaterlands zu sterben, für welches er gelebt und oft im Kampfe gestritten, für welches er auf dem Felde der Ehre so oft dem Tode in's Auge geschaut hatte. Wir dürfen um den Helden klagen, den in der Blüthe seiner Jahre ein so herbes Loos getroffen, der nur deshalb dem Henkertode verfiel, weil er zu arglos einer berechnenden und consequenten Politik vertraute, und, die nahende Gefahr zu wenig in's Auge fassend, heiter und unbekümmert sein Leben genoß. Aber wir fühlen uns auch erhoben, wenn wir denselben bis zu seiner letzten Lebensstunde begleiten, wenn wir dann sehen, wie er sich nicht mehr als Einzelnen, sondern als Glied seines Volkes betrachtet: „Kann mein Blut für Viele fließen, meinem Volke Friede bringen, so fließt es willig.“ Die letzte Spur des Egoismus wird von dem Feuer des edelsten Patriotismus weggeläutert, die hohe Idee, sich für Andere hinzugeben, erfüllt seine ganze Seele, und wenn er daher, den höheren Zwecken sich freudig unterordnend, selber nicht mehr sein Schicksal beklagt, wie sollten wir es beklagen? Vielmehr geht von ihm jene begeisternde Wahrheit in uns über, daß für das Große und Wahre, für das Menschenbeglückende zu sterben, ein beneidenswerthes, ruhmvolles Loos sei.

So hat Göthe im Egmont eine zweite Tragödie zur Verherrlichung der Freiheit gedichtet. Wir sahen im Götz, wie ihr der biedere, ritterliche Held bei den hereinbrechenden anarchischen Zuständen seine Dienste weihte, wie er den Uebergriffen der mächtig gewordenen Fürsten mit Muth entgegentrat und für die Unabhängigkeit des Ritterstandes sein Leben einsetzte; wir sahen, wie der nach Freiheit Strebende im Gefängniß schmachtete, wie

er dort seine Seele mit dem Ausrufe: „Himmlische Luft, Freiheit!“ aushauchte, wie er sterbend dem Besitze der hier vergebens gesuchten entgegenging. Auch Egmont lebt für die Rechte und die Freiheit seines Volkes, die der Despotismus einer Fremdherrschaft mit frevelnder Hand antastet; auch er wird im Gefängniß seiner Freiheit beraubt und fällt der triumphirenden Gewalt als Opfer. Aber wie anders faßt uns das Ende des zum Leben berechtigten, männlich kräftigen Kämpfers, dem ein herbes Schicksal den Lebensfaden zerschneidet, und das des lebensmüden Helden, dem sich die Seele sanft und freiwillig löst; wie anders der Tod des Mannes, der eine neue Welt der Freiheit für sein Volk voll sicherer Zuversicht erwartet, und der des Greises, welcher die alte Welt zerfallen und auch für sich die Zeit gekommen sieht. Wie anders ergreift uns die Sterbescene, wo Götz inmitten der Seinigen, an der Seite der edlen Gattin, welche eine Heldin war im Dulden, die Seele aushaucht, und Egmont's einsamer Gang zum Tode aus der Kerkernacht, in welcher ihm die Geliebte, die mit kühnem Heroismus den dunklen Weg vorangegangen, nur in verklärendem Traume erschienen war. Götz flieht die Welt und läßt die Seinigen trauernd, doch gefaßt zurück; Egmont eilt, von dem schönen Dasein sich losreißend, der Geliebten nach, welche ihm in der Gestalt der Freiheit den Siegeskranz gereicht hat. Und wenn er seinen letzten Blick auf die Welt, die er verlassen muß, zurückwendet, so kehrt sich sein freier Sinn verachtend gegen die Diener des Despotismus, die das hohle Wort des Herrschers treibt, und die letzte Mahnung an sein Volk ist der begeisterte Erguß eines edeln, todesmuthigen Patriotismus, der wie ein Siegeshymnus die Tragödie schließt: „Freunde, höhern Muth! Im Rücken habt ihr Eltern, Weiber, Kinder! Schützt eure Güter! Und euer Liebstes zu erretten, fallt freudig, wie ich ein euch Beispiel gebe“.

15.

Iphigenie.

Während der Egmont einerseits noch an die erste Epoche der schöpferischen Thätigkeit unsers Dichters erinnert, andererseits aber sich auch schon dem neuen Formprincipe wesentlich annähert, steht die Iphigenie in ihrer vollendeten Gestalt ganz und gar auf dem Höhepunkt der classischen Periode Göthe'scher Poesie; sie ist eins von den Werken, in denen das deutsche Gemüth und die deutsche Gefühlsinnigkeit von dem Geist der griechischen Schönheit und Kunst ganz durchdrungen ist, in welchen die Beschränkung den vollendeten Meister verräth, der in dem Gesetze die Freiheit gefunden hat.

Wie Göthe's persönliche Verhältnisse überall mit seinen Dichtungen in innigem Zusammenhange stehen, so hat auch mit der Iphigenie, deren Stoff aus dem weit entlegenen mythischen Alterthum genommen ist, seine eigne Existenz und seine geistige Entwickelung eine sehr nahe Beziehung. Wenn wir im Egmont den Fortschritt Göthe's von der Sturm- und Drangperiode, von der Periode des Kunstprincips des Charakteristischen zu der ruhigen Kunst und dem Principe der maßvollen Schönheit weniger in der Idee selbst als in der Form wahrgenommen haben, in

der Sprache, die zum Rhythmus des Verses hindrängte, in der äußeren symmetrischen Anlage des dramatischen Stoffes, in der Einfachheit der Situationen, in dem übersichtlichen Fortgang der Handlung zu Conflict und Katastrophe, während der Inhalt noch die politische Freiheit, das Losungswort der Jugendzeit unseres Dichters, voll frischer Begeisterung verherrlichte, können wir von der Iphigenie sagen, daß sich in ihr der Uebergang zum neuen Lebens- und Kunstprincip der ruhigen Milde und des beschränkenden Maßes darstelle, wie er in dem Dichter selbst sich gestaltet hat. Um die politische Freiheit zu feiern, griff Göthe in die neue, von Freiheitsbestrebungen erfüllte Zeit, er ließ uns ihr Morgenroth bei dem Volke der Niederländer nach Egmont's Opfertod ahnungsvoll erblicken; für die Darstellung seiner eignen inneren Befreiung von der Leidenschaft und dem Ungestüm der Jugend, von dem er sich loszuringen strebte, fand er den dichterischen Stoff im fernen Alterthume, welches nur den ewig gleichen Grund der reinen Menschlichkeit mit uns theilt; er fand ihn in dem Geschlechte jener Tantaliden, von welchen er seine Iphigenie sagen läßt, daß der Gott um ihre Stirn ein ehern Band geschmiedet, und daß er Rath, Mäßigung, Weisheit und Geduld ihrem scheuen Blick verborgen habe. Wie aber der Fluch, der auf diesem in wildem Hasse sich selbst zerstörenden Geschlechte ruhte, durch die reine Jungfrau Iphigenie gesühnt wurde, so gewann Göthe selbst, der „ähnliche titanische Qualen erlitten", der im Prometheus kurz vorher dem Hasse der Titanen gegen die Gottheit die trotzigsten Worte geliehen hatte, in der Dichtnng Iphigenie den Geist jener Milde und heiteren Ruhe, welcher sie von Anfang bis zu Ende durchweht. In diesem Sinne erscheint sie als ein Symbol der Versöhnung des Dichters mit sich selber, sie ist das poetische Document, welches den erfolgten Uebergang von dem jugendlichen Drange, bei dem ihm noch Weisheit und Maß gefehlt hatte, zur milden Besonnenheit und Mäßigung des Mannesalters manifestirt. Wenn wir demgemäß in jenen hohen Gestalten des Alterthums Gesinnungen, Be-

strebungen, ja das ganze Wesen des Dichters wiederfinden, welcher in ihnen den Reichthum und die Tiefe seiner inneren Welt enthüllt und in sie sogar das Resultat einer gewonnenen Bildungsstufe gelegt hat, wenn selbst des Orestes Sühnung und Rückkehr zur Ruhe auf Göthe's eignen versöhnenden Abschluß mit der Vergangenheit hinweist, so fehlen der Dichtung auch andere Beziehungen zur Gegenwart nicht. In der Iphigenie nämlich dürfen wir die edle Gestalt der Herzogin Luise in poetischer Darstellung erblicken; schon bei der ersten, bereits erwähnten Aufführung auf dem Liebhabertheater fand man, wie Knebel berichtet, daß der Dichter seiner Heldin Züge der jungen Herzogin geliehen habe. Die weibliche Sanftmuth und Resignation, welche Luise dem genialen Treiben am Weimarer Hofe gegenüber charakterisirten und welche von Anfang an Göthe's wärmste Theilnahme erweckt hatten, die Sehnsucht nach der Heimath, welcher die Fürstin vor noch nicht langer Zeit entrissen worden war, finden in den Zügen, die der Dichter der vereinsamten Iphigenie geliehen, ihren entsprechenden poetischen Ausdruck.

Die Conception der Iphigenie muß wohl schon in das Jahr 1776 gesetzt werden, in das Jahr, in welchem der Dichter jene, seinen Seelenzustand bezeichnenden, tief gefühlten und aus dem Innersten fließenden Worte sang: „Süßer Friede! Komm', ach komm' in meine Brust!" Aber erst nach drei Jahren erhielt das Werk eine feste Gestalt und wurde in der Form, in der wir es als erste Bearbeitung besitzen, vollendet. Damals war es, wo Göthe, wie er schreibt, oft den ganzen Tag über Iphigenie brütete, wo er sich zuweilen eine Musik kommen ließ, „um die Seele zu lindern und die Geister zu entbinden". Die drei ersten Akte der Dichtung vollendete er auf einer jener Rundreisen, die er durch das Herzogthum zu machen pflegte, meist nach den mechanischen und lästigen Geschäften des Tags in den Abendstunden. Hatte er sich dann allerlei erzählen lassen, so stieg er, wie er an Knebel schreibt, in seine alte Burg der Poesie und kochte an seinem Töchterchen. Besonders rückte die Arbeit während dreier Ruhe-

tage vor, welche er auf dem Schlosse Dornburg zubrachte. Den vierten Akt des Stückes schrieb er auf dem Schwalbenstein bei Ilmenau in Einem Tage. Den 28. März 1779 wurde die ganze Dichtung beendigt, aber erst im folgenden Jahre fand, wie wir wissen, die erste Aufführung derselben auf dem Liebhabertheater statt. Obwohl aber diese Bearbeitung der Iphigenie vom Jahre 1779 schon in allen Theilen nicht nur Plan und Durchführung, sondern auch meist Gedanken und selbst deren Ausdruck im Einzelnen mit der vollendeten Dichtung gemein hat, so steht sie doch in der künstlerischen Form weit hinter dieser zurück, und schon eine flüchtige Vergleichung beider kann uns belehren, wie der Rhythmus des Verses nicht nur den Wohllaut erhöht, sondern auch demselben Gedanken gar oft einen höheren Adel verliehen hat. Ueberhaupt ist nichts geeigneter für lehrreiche ästhetische Studien, als die Vergleichung dieser beiden Bearbeitungen der Iphigenie, durch die uns vergönnt ist, den dem Kunstideale entgegenstrebenden Dichtergeist auf einzelnen Stufen seiner Entwickelung kennen zu lernen, und ihm bis in die innerste Werkstätte seines Schaffens zu folgen. Göthe selber hatte gefühlt, daß das Werk in seiner ersten Gestalt, ungeachtet seiner Vollendung im Stofflichen, noch nicht zum Abschluß gekommen war; er nahm es nicht sogleich in die neue Ausgabe seiner Werke auf; aber nach Italien begleitete ihn, wie wir wissen, das Manuscript, um unter dem südlichen Himmel in nicht geahnter Schönheit der Form sich zu dem herrlichsten Kunstwerke zu vollenden. Als dem Wanderer an den Ufern des Gardasee's die windbewegten Wogen entgegen rauschten, und er jenseits das Land seiner Sehnsucht vor Augen hatte, dichtete er den herrlichen Anfangsmonolog der Iphigenie um. In Bologna empfand Göthe die erste bedeutungsvolle Einwirkung der Kunst auf die neue Bearbeitung seiner poetischen Schöpfung; er hatte daselbst eine heilige Agathe gefunden, ein kostbares, obgleich nicht ganz wohlerhaltenes Bild, dem der Künstler eine gesunde sichere Jungfräulichkeit, doch ohne Kälte und Rohheit gegeben hatte. „Ich habe mir", schreibt er

damals, „die Gestalt wohl gemerkt, und werde ihr im Geiste meine Iphigenie vorlesen und meine Heldin nichts sagen lassen, was diese Heilige nicht aussprechen möchte". Der Gedanke an diese seine Heldin beschäftigte damals Göthe so sehr, daß er den Plan faßte, der beinahe den Tasso ganz aus seiner Seele verdrängt hätte, eine „Iphigenie in Delphi" zu dichten, in welcher die schließliche Versöhnung auch mit dem letzten Familiengliede, mit Elektra, nach neuen Collisionen zur Darstellung kommen sollte. Während der ersten Wintermonate wurde zu Rom meist in den Morgenstunden die Iphigenie umgedichtet, nachdem sich Göthe schon in Verona, Vicenza, Padua und besonders in Venedig mit derselben beschäftigt hatte; den 6. Januar 1787 schickte er „das Schmerzenskind", wie er sie nannte, an die Weimarer Freunde ab. Doch wurde der neue Geist, welcher in der Dichtung wehte, in seiner Milde und Ruhe nicht sogleich vollkommen gewürdigt. Die römischen Künstler, mit welchen Göthe verkehrte, erwarteten, an die früheren heftigen, vordringenden Arbeiten unsers Dichters gewöhnt, etwas Berlichingisches, und konnten sich in den ruhigen Gang der neuen Schöpfung nicht sogleich finden; doch verfehlten, wie Göthe selbst schreibt, die edlen und reinen Stellen nicht ihre Wirkung. Nur die fein empfindende Künstlerin Angelika Kaufmann, welche auch Clärchen im Egmont gleich anfangs richtig beurtheilt hatte, fühlte sogleich die Tiefe und Innigkeit, den unendlich reichen geistigen Gehalt aus der Dichtung heraus. Selbst die Weimarer Freunde konnten sich, freilich aus einem anderen Grunde, da sie das Werk in seiner ersten Form durch öftere Lectüre und durch die wiederholten Darstellungen auf dem Theater gewohnt waren und bis auf die einzelnen Ausdrücke kannten, nicht sobald mit demselben in seiner neuen Gestalt befreunden. Wie sehr aber der Dichter, seinem Genius vertrauend, sich auf dem rechten Wege wußte, trotz der ersten kühlen Aufnahme seiner heutzutage allgemein als vollendetes Meisterwerk anerkannten Schöpfung, beweist die Sicherheit, mit welcher er bald darauf an seinem Tasso eine ähnliche Operation vornahm. „Lieber würf' ich ihn

in's Feuer", schreibt er damals, „aber ich will bei meinem Entschluß beharren, und da es einmal nicht anders ist, so wollen wir ein wunderlich Werk daraus machen".

Der Verlauf der Handlung in der Iphigenie ist im höchsten Grade einfach; Orest, der unfreiwillige Muttermörder, kommt mit seinem Freunde Pylades auf Weisung des Apollo nach Tauris, um daselbst das Bild der Artemis zu entwenden, und durch Versetzung desselben nach Griechenland den auf ihm lastenden Fluch zu lösen. Er findet dort die Schwester Iphigenie, und durch sie, welche in der Einsamkeit, als Priesterin der Göttin von aller Schuld und allem Fluche des Atridenhauses unberührt geblieben ist, die Entsühnung von seinem Verbrechen. Durch die Liebe dieser gottergebenen Jungfrau wird der Bruder von seiner Schuld befreit, und der alte verderbliche Haß, der die Glieder des ganzen Königshauses zerfleischt hatte, wird getilgt. Iphigenie zieht mit Orest heim, um die mordbefleckten Hallen der Väter durch ihre rein gebliebene Hand zu entsühnen.

Göthe ist in der Behandlung der äußeren Begebenheit dem griechischen Tragödiendichter Euripides gefolgt, nur daß er die Versöhnung, die bei diesem ganz äußerlich vollbracht wird, indem Orest und Pylades nach Weisung des Orakels das Götterbild der Artemis mit Hülfe der Iphigenie entwenden und mit dieser heimkehren, sich innerlich vollziehen läßt. Aber gerade dadurch führt er eine so durchgreifende Veränderung der Charaktere der handelnden Personen herbei, und verleiht der ganzen Tragödie eine solche sittliche Tiefe, daß dieselbe, ganz abgesehen von ihrer Formvollendung, um so viel über dem Werke des Euripides steht, wie die christliche Weltanschauung diejenige des Alterthums an innerem Gehalte und an der tieferen Auffassung der Idee der Sittlichkeit übertrifft. Was die äußere Anlage des Stückes anlangt, so ist in ihm noch mehr als im Egmont, die Einheit des Ortes und der Zeit strenge inne gehalten worden; der Schauplatz bleibt durch das ganze dramatische Gedicht der Hain vor Dianens Tempel; die Handlung folgt mit kurzen Unterbrechungen rasch auf einander. Auf der einfachen, keinem

Wechsel unterworfenen Bühne treten nur fünf Personen auf, Iphigenie, Thoas, Orest, Pylades, Arkas.

Fragen wir aber, worin denn eigentlich das Dramatische, die Handlung, und noch specieller, die tragische Handlung bei dem einfachen Verlaufe der ruhig hinfließenden Begebenheit liege, so scheint beim ersten flüchtigen Blicke beides in der Dichtung zu fehlen. Wo ist, sagen wir, die reiche Welt, welche beim Fortschritt der Begebenheit in Bewegung gesetzt wird? wo ist der Kampfplatz, auf welchem wir verhängnißvolle Schicksalsmächte sich begegnen und die handelnden Personen in Conflicte aller Art hineinziehen sehen? wo sind die wilden Leidenschaften, welche dieselben aufregen und sie zum Frevel hinreißen? wo ist der Sturm des feindlichen Geschickes, der über ihre Häupter hinfährt, der die stolzen Gestalten niederbeugt oder, wenn sie ihm trotzen, sie zerschmettert? Wo findet jene Furcht, die jede tragische Dichtung beim Hinblick auf die in ihrem Willen Gebrochenen, oder auf die ihrer Leidenschaft als Opfer Gefallenen erwecken muß, hier ihre Nahrung, und wo jenes Mitleiden mit den Kämpfenden und Ringenden, mit den Gebeugten und Vernichteten? Gleicht nicht jede Tragödie dem wildbewegten Meere, auf dem das gebrechliche Fahrzeug der Menschheit schwankt, und, gegen Klippen geworfen, in Trümmer geht, und finden wir in der Iphigenie nicht einzig und allein das Bild einer ruhigen Wasserfläche, auf welcher ein leichter Wind die Wellen kräuselt? Und doch entbehrt, wenn auch die Handlung in unserer Dichtung äußerlich einfach und ruhig verläuft, diese keineswegs der Tiefe sittlicher Gegensätze, nicht der bedeutungsvollsten Conflicte, nicht des dramatischen, sogar nicht des tragischen Elementes. Denn nicht das allein, was inmitten einer reichen und bewegten Welt als schaffend und gestaltend, als zerstörend und vernichtend sich offenbart, sondern auch das Ringen des Geistes nach einem vorgesteckten Ziele verdient schon den Namen einer Handlung; auch der Sieg des sittlichen Willens im Streite der Pflichten ist eine vollbrachte That. Es bedarf nicht immer eines äußern Schicksals, das mit eiserner Hand eingreife,

um uns wirksame dramatische Situationen vor Augen zu führen, sondern es ist sogar ein höheres und reineres Gesetz der Kunst, welches den sich selbst bestimmenden Willen des Handelnden zu dem treibenden Elemente macht, das ihn zu seinem guten oder schlimmen Schicksal hinführt; und nicht dann allein offenbart sich das Wesen des Tragischen, wenn der Mensch in seinem Kampfe mit den feindlichen Mächten unterliegt, sondern auch da vollzieht sich ein Gesetz desselben, wo er als Sieger triumphirend aus diesem Kampfe hervorgeht. Denn die Tragödie schildert, wie alle Poesie, die Welt der sittlichen Freiheit, nur daß in ihr, der tiefsten aller Dichtgattungen, auch die Sittlichkeit in ihren tiefsten Gegensätzen, und über dieser Welt das strenge Walten der göttlichen Gerechtigkeit sich offenbart. Aber diese bethätigt sich nicht nur dadurch, daß sie an denen, welche in Schuld verfallen sind, die gerechte Strafe vollzieht, sondern auch dadurch, daß sie denjenigen, welche aus dem Kampfe sich entgegenstehender Pflichten siegreich hervorgegangen und zur wahren Sittlichkeit durchgedrungen sind, mit dem Bewußtsein eines wohlvollbrachten Streites und mit der Ruhe und dem Frieden des Herzens lohnt. Eine solche Handlung, die bei einfachem äußerem Verlauf doch nicht ohne heftige innere Kämpfe im Widerstreit der Pflichten zur schließlichen Versöhnung führt, aber eine Handlung, die lediglich durch den Willen bestimmt und geleitet wird, hat uns der Dichter in der Iphigenie geschildert. Und je geringer der Aufwand äußerer Mittel ist, um ein Bild zu zeichnen, in welchem wir die nach der reinsten Sittlichkeit ringende menschliche Natur und den Siegeslohn nach dem Kampfe mit sich selber an innerlich reichen Charakteren erblicken, um so höher muß die Bewunderung vor dem Dichter steigen, dem es vergönnt war, den tiefsten sittlichen Gehalt in solcher Klarheit und Einfachheit auszusprechen. Lassen wir uns daher nicht täuschen durch die in schmeichlerischen Wohlklang hinfließende, maßvolle Rede, durch die leicht und still vorüberziehende Handlung, durch die Ruhe milder Charaktere, die nicht brausend überwallen; es ist nicht die glatte Oberfläche eines seichten Gewässers, auf die wir hinblicken, son-

dern der Spiegel eines Sees, dessen Tiefe unergründlich ist. Lassen wir uns nicht durch die geringe Anzahl der auftretenden Personen zu der Meinung verleiten, als ob durch sie nur ein beschränkter geistiger Gehalt ausgesprochen sein könne; die Ideen, welche durch dieselben zu dichterischer Darstellung gelangen, sind vielmehr so tief und reich, daß wir in ihnen die Grundpfeiler der ganzen sittlichen Welt erblicken mögen.

In der Heldin des Stücks und der eigentlichen Trägerin der Handlung, in Iphigenie, hat Göthe eine wahre Apotheose der Jungfräulichkeit vollbracht; in ihr hat er die ganze Tiefe und Schönheit eines weiblichen Herzens, die edelste Frauennatur, im Gegensatz zu der männlichen, vor uns enthüllt. Mit reiner Seele dient Iphigenie als Priesterin ihrer Retterin Diana in dem Lande der Barbaren, wohin diese die dem Opfertode Entrissene entrückt hatte. Aber so gottergeben ihr Wille ist, so wird doch ihr menschlich fühlendes Herz von nie nachlassender Sehnsucht nach dem schönen Griechenland, nach den Hallen ihrer Väter hingezogen. In dieser hohen Reinheit der Priesterin, aber auch mit dieser heimwärts ziehenden Sehnsucht, welche die vereinsamte, von Vaterland und Familie ferngehaltene Jungfrau erfüllt, welche ihre Gedanken immer abwärts schwärmen und ihren Geist sich nicht an das Barbarenland gewöhnen läßt, tritt uns die Jungfrau schon in dem herrlichen Anfangsmonologe entgegen. Wie herrlich öffnet sich in diesem ihr sehnsuchtsvolles Herz:

Und an dem Ufer steh' ich lange Tage,
Das Land der Griechen mit der Seele suchend,
Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brausend mir herüber.

Aber welche sanfte Ergebung spricht sich auch in den Worten aus, mit denen sie, ob sie auch das Loos der Frauen beklagt, wenn sie gar ein feindlich Schicksal in die Ferne treibt, sich willig dem Rathschlusse der Götter unterwirft! Und wie rührt das fromme Gebet, das sie an Diana richtet um gnädige Verleihung

der Rückkehr in die Heimath, wenn auch der Vater von Troja heimgekehrt und Gattin, Schwester und Bruder dort gefunden habe! Dieselbe Sehnsucht, die als Grundton ihrer Stimmung immer wiederkehrt, tönt uns, zu schmerzlichem Heimweh gesteigert, aus den Worten entgegen, in welchen sie Thoas, dessen Bewerbung um ihre Hand sie milde aber entschieden abgelehnt hat, um Rücksendung in die Heimath bittet:

> Und sagst du dir nicht selbst, wie ich dem Vater,
> Der Mutter, den Geschwistern mich entgegen
> Mit ängstlichen Gefühlen sehnen muß?
> Daß in den alten Hallen, wo die Trauer
> Noch manchmal stille meinen Namen lispelt,
> Die Freude, wie um eine Neugeborne,
> Den schönsten Kranz von Säul' an Säulen schlinge.
> O sendetest du mich auf Schiffen hin.

Und doch ist in dieser Vereinsamung, welche sie als Jungfrau doppelt schmerzlich fühlt und beklagt, Iphigenie von der Würde des weiblichen Geschlechtes tief durchdrungen. Als Thoas, unwillig über ihre zarte, aber standhafte Weigerung, ihm ihre Hand zu reichen, in die Worte ausbricht: „Wußt' ich nicht, daß ich mit einem Weibe handeln ging?" erwiedert sie:

> Schilt nicht, o König, unser arm Geschlecht.
> Nicht herrlich wie die euren, aber nicht
> Unedel sind die Waffen eines Weibes.

Sie fühlt sich dem mächtigen Könige gegenüber „so frei geboren, als ein Mann".

In noch reineren Farben erscheint das edle Bild dieser sanften, aber auch würdevollen Jungfräulichkeit, als Thoas, über ihre Weigerung aufgebracht, ihr befiehlt, als Priesterin der Diana an den beiden Fremdlingen das blutige Opfer zu vollziehen, und als nun in ihrem Innern, das bisher still befriedigt nur das Glück, in der Heimath leben zu können, vermißte, der Streit sich widerstrebender Pflichten anhebt. Ihre reine Weiblichkeit hatte bisher einen herzenbezwingenden, veredelnden Einfluß auf ihre Um-

gebung ausgeübt; wie der erwärmende Strahl der Sonne das Eis zerschmilzt, so hatte ihre Milde die rohe Sitte barbarischer Männer zur Menschlichkeit erweicht; sie hatte den König vermocht, die blutigen Opfer abzustellen, denn sie wußte, daß der die Himmlischen mißverstehe, der sie blutgierig wähnt: „er dichtet ihnen nur die eignen grausamen Begierden an". So hatte Iphigenie, die vom schönen Hellas zum Barbarenlande entrückt worden war, den Samen wahrer Gesittung bei wilden Naturvölkern ausgestreut; der rauhe Sinn der Krieger, der durch blutige Opferdienste der Gottheit zu gefallen glaubte, war gebändigt worden durch den Zauber, den eine reine weibliche Seele ausübt; in Iphigenie triumphirt die menschenveredelnde Sittlichkeit über das naturkräftige, aber rohe Barbarenthum. Als aber nun der König, dessen Sinn durch ihre Weigerung sich verdüstert hatte, von ihr die altherkömmliche strenge Pflicht der Priesterin, die Fremden zu opfern, fordert, wie schaudert sie zurück vor dem Amte, in dessen Dienst sie sich mit dem Blute Unschuldiger beflecken soll. In dieser Noth wendet sich ihr bedrängtes Herz an die Göttin:

O enthalte von Blut meine Hände!
Nimmer bringt es Segen und Ruhe,
Und die Gestalt des zufällig Ermordeten
Wird auf des traurig-unwilligen Mörders
Böse Stunden lauern und schrecken.

Aber die Angst ihres Herzens soll sich noch furchtbar steigern; denn als sie im zweiten Acte in dem einen der für den Opfertod bestimmten Fremden den Griechen erkennt und aus seinem Munde die langentbehrten süßen Laute der Muttersprache vernimmt, wird gar bald die Freude, die ihre Brust erfüllte, in tiefe Trauer verwandelt bei der Nachricht von dem Morde, den ihre ehebrecherische Mutter am heimgekehrten Vater verübt hat. Wie jungfräulich rein aber, wie edel erscheint sie hier, wo das Herz in seinen tiefsten Tiefen erschüttert wird, wo ihre Brust vergebens das unerwartet ungeheure Wort bekämpft, und wo der Gedanke an den furchtbaren Frevel sie sich verhüllen läßt, „als ob der Hauch des Bösen sie nicht einmal im Worte berühren solle".

Und auch jetzt hatte sie des Gräuels Hälfte erst erfahren. Noch kannte sie nicht den Tod der Klytämnestra, nicht die Leiden des Orest, der durch ein grausam feindliches Schicksal in tiefe Schuld verfallen war, der, um einer streng gebietenden Pflicht zu genügen, die geheiligten Bande des Blutes hatte verletzen und, um den Vater zu rächen, die Hand gegen die Mutter hatte erheben müssen. Noch ahnte sie nicht, daß der Gefährte des Griechen der von den Furien rastlos verfolgte Bruder sei, welcher, um von dem furchtbaren Fluche entsühnt zu werden, hierher gekommen. Denn Pylades, dessen treue Freundschaft die einzige, vor gänzlichem Zusammenbrechen bewahrende Stütze für den Umhergetriebenen war, und dessen frischer Muth auch jetzt auf Rettung sann, hatte vorsorglich die Leiden desselben in eine verwandte Dichtung gekleidet, während Orest, der seine Gedanken nur immer auf die düstre Stelle seines Lebens gerichtet hielt, den vergebens der Freund durch Zurückrufen der goldnen Jugendbilder zu erheitern, vergebens durch die Mahnung: „Es erbt der Eltern Segen, nicht ihr Fluch", aufzurichten gesucht, mit jedem Schritte auf diesem Wege des Todes stiller wurde und in dem Opfertode, den er am Altar der Göttin erwartete, die wahre Erfüllung des Orakelspruches fand, welcher ihn hierhergeführt hatte.

So stehen im dritten Acte in der Priesterin und in dem zum Opfertode bestimmten Jünglinge Schwester und Bruder, ohne sich zu kennen, gegenüber; aber durch das Walten der sittlichen Mächte, die in der Brust edler Menschen lebendig sind und alles Große und Hohe schaffen, soll sich nun das Geheimniß entsiegeln, soll sich Schmerz in Freude verwandeln, und ein lauterer Wille und gotterfüllte Seelenreinheit über das feindliche Schicksal und über die Schuld eines unfreiwillig begangenen Verbrechens den schönsten Sieg erringen. Die edle Seele des Orest, welche nur durch die Nacht des furchtbaren Fluches verdüstert war, öffnet sich vertrauensvoll der ungekannten hohen Jungfrau, zu der es ihn aus der Tiefe seines Herzens mit ahnungsvoller Gewalt hinzieht. Die Wahrhaftigkeit, die ein Grundzug seines Charakters ist, läßt

nicht zu, daß er die hohe und reine Priesterin mit einer erdichteten Erzählung täusche:

Ich kann nicht leiden, daß du, große Seele,
Mit einem falschen Wort betrogen werdest.
Zwischen uns sei Wahrheit.

Und indem er dieser die Ehre gibt, legt er zugleich ein offenes Bekenntniß seiner Schuld ab; die wahre Buße ist bei ihm eingekehrt, und er kann nun, nachdem sich ihm Iphigenie als Schwester offenbart, und er noch einmal, zum letztenmale, vom Wahnsinn ergriffen worden, in den Armen derselben genesen. Nicht weil er eine äußerliche Handlung zur Buße vollbracht, sondern weil er ein von Reue durchdrungenes Bekenntniß seiner Schuld abgelegt hat, erlangt er durch die besänftigende Liebe der Schwester seine Freiheit wieder; er kann, nachdem er in einer Vision die versöhnten Eltern und Ahnen gesehen hat, nun, da er auch die Mutter mit sich versöhnt glauben darf, zu Iphigenie sagen:

Laß mich zum erstenmal mit freiem Herzen
In deinen Armen reine Freude haben.

Durch das Bekenntniß seiner Schuld ist der Fluch von seinem Haupte genommen; von dem milden Strahle treuer Schwesterliebe aufgethaut, gewinnt sein erstarrtes Herz Versöhnung und Ruhe; durch ihre Reinheit tilgt die edle Jungfrau den letzten, vom wüthenden Hasse des alten Königsgeschlechtes verübten Frevel. In der Geschwisterliebe Iphigeniens aber erscheint von Neuem und noch glänzender als früher ihre edle Weiblichkeit; in dieser uneigennützigsten und aufopferndsten Liebe, welche von jeder Selbstsucht unberührt bleibt, wird der ganze Reichthum, die ganze Tiefe und Wärme ihres Herzens offenbar. Welche unnennbare Freude bricht aus den Worten hervor, als sie nach den tief erschütternden Nachrichten nun die frohe Botschaft vernimmt, der geliebte Bruder lebe:

Goldne Sonne, leihe mir
Die schönsten Strahlen, lege sie zum Dank
Vor Jovis Thron! denn ich bin arm und stumm.

Und als Orest sich ihr entdeckt, als sie ihn bei sich weiß, mit welchem tiefgefühlten Danke wendet sich ihr volles Schwesterherz zu den gnädigen Göttern:

So steigst du denn, Erfüllung, schönste Tochter
Des größten Vaters endlich zu mir nieder!
Wie ungeheuer steht dein Bild vor mir!
Kaum reicht mein Blick dir an die Hände, die
Mit Frucht und Segenskränzen angefüllt
Die Schätze des Olympus niederbringen.
Wie man den König an dem Uebermaß
Der Gaben kennt; denn ihm muß wenig scheinen
Was Tausenden schon Reichthum ist; so kennt
Man euch, ihr Götter, an gesparten, lang'
Und weise zubereiteten Geschenken.

Wie strömt, als auch sie sich nun dem Bruder zu erkennen gibt, die reinste Freude aus ihrem Herzen:

O höre mich! O sieh' mich an, wie mir
Nach einer langen Zeit das Herz sich öffnet,
Die Seligkeit, dem Liebsten, was die Welt
Noch für mich tragen kann, das Haupt zu küssen,
Mit meinen Armen, die den leeren Winden
Nur ausgebreitet waren, dich zu fassen!
O laß mich! Laß mich! denn es quillet heller
Nicht vom Parnaß die ew'ge Quelle sprudelnd
Von Fels zu Fels in's goldne Thal hinab,
Wie Freude mir vom Herzen wallend fließt,
Und wie ein selig Meer mich rings umfängt.
Orest! Orest! Mein Bruder!

Aber diese tiefe, innige Schwesterliebe wird bald durch den furchtbaren Gedanken beunruhigt, daß der nach langen Jahren der Vereinsamung ihr Wiedergeschenkte, welcher in ihren Armen die Entsühnung von einem furchtbaren Fluche gefunden hat, welcher von den Qualen der Erinnyen befreit und dem heitern Leben wiedergegeben worden ist, nun von ihr den Tod erleiden soll. Wie vermag sie es, die vor dem Gedanken, der Fremden Blut vergießen zu müssen, schon zurückgeschaudert, nun auf den eignen Bruder den tödtenden Stahl zu zücken? Aus Liebe zu ihm — und nun beginnt im vierten Acte der Dichtung für Iphigenie die Collision der Pflichten — willigt sie in den ihrer reinen Natur widerstrebenden Trug, indem sie den Anordnungen der auf ihre Rettung bedachten Männer sich unterwirft; die Pflicht der geweihten Priesterin, die Pflicht der

Dankbarkeit gegen den stets gütigen König weicht vor der siegenden Liebe zum Bruder, welchen vom Tod zu erretten in ihre Hand gelegt ist. Und dennoch ruft sie in diesem Widerstreit der Pflichten, in welchem das Herz getheilt ist zwischen der Wahrheit, welcher sie, so lange sie lebte, gedient hat, und der Schwesterliebe, die ihr Herz mit banger Sorge um den kaum erst Wiedergefundenen erfüllt:

O weh' der Lüge! Sie befreiet nicht
Wie jedes andre wahrgesprochne Wort
Die Brust; sie macht uns nicht getrost, sie ängstet
Den, der sie heimlich schmiedet, und sie kehrt,
Ein losgedrückter Pfeil, von einem Gotte
Gewendet und versagend, sich zurück
Und trifft den Schützen. Sorg' auf Sorge schwankt
Mir durch die Brust.

Und als des Arkas, des treuen Mannes, Stimme sie, deren Seele nur die Freunde zu retten vorwärts drang, wiederaufgeweckt und sie erinnert hatte, daß sie auch Menschen hier verlasse, als ihr nun der Betrug doppelt verhaßt geworden, wird sie nur mit Mühe von Pylades vermocht, bei ihrer früheren Verabredung zu beharren; sie kann ihm nicht verbergen, daß, wie leichte Wolken vor der Sonne, so ihr vor der Seele leichte Sorge und Bangigkeit vorüberziehe; sie muß die Sorge edel nennen, die sie warnt, den König, der ihr zweiter Vater ward, nicht tückisch zu betrügen, zu berauben; sie fühlt tief und mit unwiderlegbarer Gewißheit die Wahrheit, daß nur ganz unbefleckt das Herz sich genieße. Als aber Pylades dennoch ihre Zweifel wegzuräumen weiß, indem er ihr vorstellt, daß Keiner im Leben in sich selbst noch mit dem Andern sich rein und unverworren halten könne, als er ihr zu bedenken gibt, daß den Bruder, sich und den Freund zu retten, nur Ein Weg sei, da wünscht sie sich ein männlich Herz, das, wenn es einen Vorsatz hegt, vor jeder andern Stimme sich verschließt. Und ob sie auch erkennt, daß sie der Forderung folgen muß, da sie die Ihrigen in dringender Gefahr sieht, so fühlt sie doch im Inneren sich so wenig befriedigt und getrost, daß sie vielmehr über die taube Noth, die ein doppeltes Laster mit eiserner Hand ihr auflege, in Klagen

sich ergießt und in tiefem Schmerze zu den Göttern fleht, sie selber und ihr Bild in ihrer Seele zu retten.

Hier, wo der durch ein feindliches Geschick erregte Zwiespalt in Iphigenie am stärksten geworden, wo der Friede ihrer reinen Seele durch tiefe Schatten getrübt erscheint, schließt der vierte Act der Dichtung, der in meisterhafter Klarheit und Symmetrie die Collision der Pflichten in Iphigenie und das Schwanken ihres bedrängten Herzens entwickelt. Noch aber ist der Streit derselben nicht beendigt; wohl zieht die Schwesterliebe mit allen ihren enggeknüpften Banden die Jungfrau zur Befreiung des Bruders hin; wohl fordert zur Sühne des Orest, in dessen von Qualen gefoltertes Herz schon der Friede eingezogen war, der Orakelspruch des Apollo noch die Entwendung des Götterbildes; wohl gebietet die menschliche Klugheit, zur Rettung ihrer Aller die List gegen die Gewalt anzuwenden; aber die Macht der Wahrheit ist zu groß in Iphigenie, als daß sie ihrer Stimme auf die Dauer das Herz verschließen könnte. Sie vermag nicht um den Preis des Truges und der Undankbarkeit gegen Thoas zu ihrer Aller Rettung die Hand zu bieten; im Kampfe der Pflichten siegt in ihr die von jedem Egoismus ferne, aber deshalb auch die schwerere Pflicht. Die Wahrheit triumphirt über den Trug; vor ihrem reinen Hauche muß der Zwang eines haltlosen, äußeren Gebotes, das in der Form einer verhängten Nothwendigkeit auftrat, und die Lüge, welche Rettung und Glück begründen sollte, entweichen. Iphigenie legt offen den zu ihrer Rettung gefaßten Plan bekennend ihr, des Bruders und des Freundes Geschick in des Königs Hand. Und indem sie durch die Wahrheit des Thoas Zorn entwaffnet und sein Herz zur Milde kehrt, feiert sie einen doppelten Sieg: die Stärke des Mannes, die Gewalt des Herrschers, der rauhe, verdüsterte Sinn des Kriegers ist besiegt durch die herzenbezwingende Macht edler Menschlichkeit, und die furchtbare Nothwendigkeit, welche als verhängnißvolles Schicksal im Hause der Pelopiden Haß um Haß entzündet, Verbrechen dem Verbrechen zugesellt und Fluch auf Fluch gehäuft, wird durch die Reinheit

des Willens, durch die sittliche Freiheit überwunden, durch welche Iphigenie das Schicksal der noch übrigen Glieder des Hauses bestimmt und sie der endlichen Versöhnung entgegenführt. So ist sie uns ein leuchtendes Beispiel für die Wahrheit, daß nicht die Unterwerfung unter äußere Verhältnisse, so streng und gebieterisch diese auch oft auftreten, unser wahres Glück begründen, sondern daß der reine und edle Wille der nie trügende Führer ist, welcher uns sicher leitet auch in den Gefahren des Lebens und in den wildesten Stürmen eines feindlichen Schicksals, die wohl unser äußeres Glück bedrohen, aber den Frieden des Herzens nicht dauernd stören können. Zwar will der männliche, edle Orest, nachdem der Plan, mit List der Gewalt zu begegnen, an der Wahrheitsliebe Iphigeniens gescheitert ist, für seine, der Schwester und des Freundes Rettung kämpfen; er will, um des Gottes vermeintliches Gebot zu erfüllen, die Gewalt der Waffen anwenden, und als dem Kampfe der Griechen und Scythen durch sein und des Königs Gebot Einhalt gethan worden, will er mit ritterlichem Muthe um die Wahrheit und um seine und der Seinigen Rettung im Zweikampfe streiten. Diesem Anerbieten aber fügt Orest eine Forderung hinzu, durch die er noch einen andern Zug edler Ritterlichkeit enthüllt; sein Blick ist bei diesem Kampfe auch weiter gerichtet, nicht ihre Befreiung allein soll der Preis des Sieges werden, er will auch ein Streiter für die Menschheit sein:

Laß mich, den Fremden, für die Fremden kämpfen,
Fall' ich, so ist ihr Urtheil mit dem meinen
Gesprochen; aber gönnet mir das Glück
Zu überwinden: so betrete nie
Ein Mann dies Ufer, dem der schnelle Blick
Hülfreicher Liebe nicht begegnet, und
Getröstet scheide jeglicher hinweg.

Aber auch dieser ritterliche Zweikampf soll nicht die endliche Entscheidung herbeiführen; mit der mildesten Versöhnung, welcher Iphigeniens Herzensreinheit die Gemüther öffnet, schließt die ganze dramatische Handlung. Sie gibt den kampfmuthigen Männern ihr Schicksal zu bedenken, ihre Vereinsamung und ihren Schmerz,

wenn im Zweikampf sie des Bruders oder des zweiten Vaters beraubt würde, in jenen unvergleichlich schönen Worten, in denen sie den tiefen Seelenschmerz des Weibes um die Dahingeschiedenen schildert:

Denkt an mich und mein Geschick.
Der rasche Kampf verewigt einen Mann:
Er falle gleich, so preiset ihn das Lied,
Allein die Thränen, die unendlichen,
Der überblieb'nen, der verlass'nen Frau
Zählt keine Nachwelt, und der Dichter schweigt
Von tausend durchgeweinten Tag und Nächten,
Wo eine stille Seele den verlornen,
Rasch abgeschied'nen Freund vergebens sich
Zurückzurufen bangt und sich verzehrt.

Sie verbürgt sich für die Wahrheit, daß Orest ihr Bruder sei, und dieser, den tiefern Sinn des Orakelspruches erkennend, läßt von seiner Forderung ab, das Götterbild nach der Heimath zu führen. Der König aber, von Iphigeniens Bitten bewegt, und von der siegenden Macht reiner Menschlichkeit bezwungen, gestattet ihnen, in die Heimath zu ziehen. Und nicht genug, daß sie friedlich von einander scheiden, die Gastfreundschaft, die schöne Sitte gebildeter Völker, soll auch die Fernen noch verbinden, selbst der geringste Knecht aus Thoas Reich soll der dankbaren Jungfrau an ihrem heimathlichen Herde hochwillkommen sein.

So endigt diese Dichtung Göthe's, in welcher der reichste geistige Gehalt in der edelsten Form, in dem reinsten Wohllaut der Sprache seinen Ausdruck gefunden hat, in welcher wir tief in das Walten der die Menschheit bewegenden sittlichen Mächte schauen, in welcher diese, zwar in maßvoller Beschränkung, sich doch zur vollen Kraft eines mächtigen Pathos steigern: die Liebe eines Königs, die unerwiedert zur Flamme leidenschaftlicher Erregtheit aufschlägt, die tiefste Verzweiflung eines von schwerer Schuld Belasteten, die höchste Seligkeit der Geschwisterliebe und im Gegensatz zu ihr die unnennbare Angst einer Schwester um das Leben des Bruders. Dann aber ist eine edle, bis zum Tode ausdauernde Freundschaft in der Dichtung verherrlicht, und Ritterlichkeit und Gastfreund-

schaft erscheinen in ihr als schöne Züge menschlich fühlender, gebildeter Völker. Dazu verschlingen sich die größten Gegensätze der sittlichen Welt zu heftigen Conflicten: die wilde Rauheit der kriegerischen Völker, die in der Grausamkeit blutiger Opfer ihr Genüge findet, und die feinere Sitte und Bildung, welche die Herzen einer milden Religiosität öffnet, die gebieterische, feindlich auftretende Nothwendigkeit und die Freiheit des sich selbst bestimmenden sittlichen Willens, der Trug und die Wahrheit, welche letztere mit ihrer allsiegenden Gewalt in ein reines weibliches Gemüth gelegt ist und als der schönste und lohnendste Preis irdischen Ringens erscheint. Als ob eine Göttergestalt zur Erde herabgestiegen wäre, so tritt uns Iphigenie in ihrer Hoheit, in ihrer Gemüthsinnigkeit entgegen, als die sanfte Versöhnerin in dem Streite menschlicher Leidenschaft und im Kampfe menschlicher Pflicht; sie beschwichtigt die wilden Stürme, welche das Glück und den Frieden der Nahestehenden zu vernichten drohen; ihrer Herzensreinheit gehorcht selbst das feindliche Schicksal; vor ihr beugt sich willig die stolze Kraft des Mannes. In dieser reinen Jungfrau entfaltet sich die ganze Macht einer edlen Weiblichkeit, deren schönster Beruf es ist, zu lieben und zu versöhnen, zu lindern und zu trösten, und wenn im Drange des Lebens der Mann das Gebot des Rechtes und den Ruf der Pflicht überhört, eine Stimme zu sein, aus welcher das Göttliche in unverfälschter Wahrheit, in ungetrübter Reinheit sich uns offenbart.

16.

Tasso.

Die zweite größere Dichtung Göthe's aus der Epoche der Classicität ist der Tasso, obgleich auch seine Anfänge schon in das erste Decennium des Weimarer Aufenthalts fallen. Wie es überhaupt für unseren Dichter ein unabweisbares Bedürfniß war, die Resultate seiner Selbstbeschauungen und seine inneren Erlebnisse in poetische Schöpfungen niederzulegen, und wie demgemäß die Iphigenie seinen Uebergang von dem Drange der Jünglingsjahre zur Mäßigung des Mannes und zu tieferem Erfassen der sittlichen Ideen nach der vielbewegten, aber noch nicht völlig zur Klarheit durchgedrungenen Jugend charakterisirt, so trieb es ihn auch nach seinem Eintritt in das Hofleben und bei Uebernahme der Lasten des bürgerlichen Berufes, sich sein Verhältniß als Dichter zu der seinem idealen Streben oft feindlich entgegentretenden Wirklichkeit klar zu machen. Aus diesem Bedürfniß entstand der Tasso, in welchem der Dichter das Gleichgewicht der Anforderungen, welche Poesie und Leben an ihn stellten, suchte und fand. Was Göthe nach seiner Uebersiedelung nach Weimar allmählich erkennen mußte, daß das Excentrische der Dichternatur weise zu beschränken und daß der Traumwelt nicht zu weiter

Raum zu gestatten sei, daß neben dem Idealismus der Poesie auch der Realismus des Lebens ein Recht habe, das ist die Grundidee seines Tasso. In der Iphigenie erkennen wir den Menschen, welcher von dem Ungestüm, von der Leidenschaft, von dem Trotze der Jugend zur Mäßigung, zur Ruhe und Milde des Mannesalters übergetreten ist; hier ist es der Dichter, der das schwärmerische Gemüth mit seinen hochgestellten Forderungen an das Leben zum Maße und zur Besonnenheit zurückführen muß. So liegen diese beiden poetischen Schöpfungen in ihrer Beziehung zum Dichter selbst ganz nahe, ja sich ergänzend nebeneinander, nur daß in den Tasso viel mehr Persönliches eingewebt ist, als in die Iphigenie.

Die Anfänge des Tasso fallen in den März des Jahres 1780, aber erst gegen Herbst schlossen sie sich in des Dichters Geist zu festerer Gestaltung zusammen; im October begann die Ausarbeitung der ersten Scenen. Doch ging diese nicht etwa stätig oder rasch von Statten; am 31. December desselben Jahres schreibt wenigstens Göthe an Frau von Stein: „Mein Tasso dauert mich selbst; er liegt auf dem Pulte und sieht mich so freundlich an, aber wie will ich zureichen?“ Erst nach den Zerstreuungen, welche das Hofleben im Winter mit sich gebracht, dichtete er lebhaft und mit Eifer an demselben. Nach noch mancherlei Unterbrechungen ward der zweite Act zu Herbst desselben Jahres zu Ende geführt. Darauf ruhte die Dichtung bis zur Reise nach Italien, wohin Göthe das Manuscript derselben begleitete. Wir wissen, daß der Plan des Stückes beinahe durch eine Iphigenie in Delphi wäre verdrängt worden; jedoch fühlte der Dichter, daß er „in die Grillen des Tasso“ schon zu viel von seinem Eignen gelegt habe, als daß er sie fruchtlos hätte aufgeben sollen. Er näherte sich daher in Rom wieder seinem Thema; er besuchte das Grab Tasso's, betrachtete auf der Klosterbibliothek auf St. Onofrio die über dem Leichnam des Dichters abgeformte Büste desselben und erkannte, wie er erzählt, in ihr mehr als in irgend einem andern Bilde den

Charakter des talentvollen, zarten, feinen, in sich geschlossenen Mannes. Auf seine Reise nach Neapel nahm Göthe von seinen poetischen Arbeiten nur den Tasso mit, zu dem er jetzt die beste Hoffnung hatte. Aber er fühlte nun, als er sich näher mit ihm beschäftigte, daß er das Vorhandene, weil es zu lange gelegen hatte, ganz zerstören müsse. Indessen verschwand das „Weichliche und Nebelhafte" der ersten Bearbeitung bald aus der Dichtung, als Göthe, zuerst auf der Ueberfahrt nach Sicilien, dieselbe Operation mit ihr vornahm wie mit Iphigenie und, wie er sich ausdrückt, nach neueren Ansichten die Form und den Rhythmus vorwalten ließ. Im April 1788 „ging es dem Dichter zu Rom auf", daß er nun unmittelbar den Tasso angreifen müsse, zu dem sich seine Gedanken wieder hinwendeten, ein willkommener Gefährte zur bevorstehenden Abreise. Und scheute er sich auch nach seinem Abschied von der Weltstadt auch nur eine Zeile zu schreiben, aus Furcht, der zarte Duft inniger Schmerzen könnte verschwinden, mochte er, wie er erzählt, beinahe nichts ansehen, um sich in dieser süßen Qual nicht stören zu lassen, so drang sich ihm doch gar bald auf, wie herrlich die Ansicht der Welt sei, wenn wir sie mit gerührtem Sinne betrachten. Er ermannte sich zu einer freieren poetischen Thätigkeit, und der Gedanke an Tasso ward wieder angeknüpft.

Den größten Theil seines Aufenthalts in Florenz verbrachte Göthe in den dortigen Lust- und Prachtgärten. „Dort schrieb ich", meldet er, „die Stellen, die noch jetzt jene Zeit, jene Gefühle unmittelbar zurückrufen. Dem Zustande dieser Lage ist allerdings jene Ausführlichkeit zuzuschreiben, womit das Stück theilweise behandelt ist. Der schmerzliche Zug einer leidenschaftlichen Seele, die unwiderstehlich zu einer unwiderruflichen Verbannung hingezogen wird, geht durch das ganze Stück. Diese Stimmung verließ mich nicht, trotz aller Zerstreuung und Ablenkung, und sonderbar genug, als wenn harmonische Umgebungen mich immer begünstigen sollten, schloß sich das Ganze nach meiner Rückkehr bei einem zufälligen Aufenthalte zu Belvedere, wo

so viele Erinnerungen bedeutender Momente mich umschwebten.“ Das war im Juli 1789; aber vor dieser Zeit des Abschlusses lag noch eine Zeit der eifrigsten Arbeit. So schreibt der Dichter noch im October 1788 an Knebel: „Nun bin ich eifrig am Tasso, er geht von Statten. Es wird ihm aber doch nicht Jemand leicht, wenn er fertig ist, die Arbeit ansehen, die er kostet, und man soll's auch nicht.“ Im Jahre 1790 erschien die Dichtung im sechsten Bande der Göschen'schen Ausgabe der Schriften Göthe's im Druck.

Wollte Göthe in seiner Dichtung auf historischer Grundlage die Interessen, die ihn bewegten, zur Darstellung bringen und demgemäß den mit den Forderungen der Realität in Conflict gekommenen Dichter schildern, so konnte er schwerlich eine geeignetere Persönlichkeit zum Träger seiner Ideen machen, als Tasso, den Sänger des befreiten Jerusalems. In dem Bilde, welches die Geschichte uns von ihm überliefert hat, zeigt sich das tiefe Gemüth, aber auch die leichte Erregbarkeit des schwärmerischen Dichters entschieden ausgeprägt, welcher dem inneren Drängen seiner idealen Natur oft nicht die Ruhe einer die Wirklichkeit berücksichtigenden Mäßigung entgegenzusetzen wußte. Der Sänger, dessen poetische Gestalten mehr als die der anderen italienischen Meister auf der Subjectivität der Romantik beruhen, dessen Werke überall ein schwärmerischer Hauch durchzieht, welcher als das Charakteristische seiner poetischen Natur erscheint, ist auch in seinem Leben oft durch subjective Laune, durch individuelle Stimmung den Forderungen der Wirklichkeit gegenüber beherrscht worden. Schon die Verhältnisse seiner frühesten Jugend, die Dürftigkeit, mit welcher er zu kämpfen hatte, seine späteren Wanderungen, seine unstäte Lebensweise vermochten gerade ihm bei seinem reizbaren Charakter keinen sicheren Halt und keine Festigkeit zu geben; sein Wille stand unter dem Einflusse des Sentimentalen und Schwärmerischen, das oft bis zu trüber Melancholie sich steigerte. Außer diesen Charakterzügen Tasso's boten auch die verschiedenen Lebensverhältnisse und Schicksale desselben

Göthe die passendsten Anknüpfungspunkte zur Darstellung seiner eignen Ideen dar. Seine Stellung zu dem Fürstenhause Este, seine Liebe zu der Prinzessin Eleonore, sein Verhältniß zu den theils mit Liebe, theils feindlich ihm begegnenden Zeitgenossen, die Flucht nach Sorrent zur Schwester Cornelia und manches Andere waren ganz geeignete Züge für das Bild eines schwärmerischen Dichters, welches uns Göthe in ihm entworfen hat. Selbst die individuellsten Eigenheiten Tasso's, wie die Sorglosigkeit in Betreff seines Eigenthums, die durch Nachgiebigkeit und Verwöhnung erzeugte Grillenhaftigkeit wußte der Dichter trefflich zur Vervollständigung seines Bildes zu benutzen.

Auch in der Charakterschilderung der übrigen Personen der Dichtung hat Göthe, soweit es anging, die historische Grundlage nicht verlassen, so in der Zeichnung der durch frühere Kränklichkeit ätherisch zart gebildeten, geistreichen und liebenswürdigen Prinzessin, und der reizenden, lebensfrohen, aber auch für dichterische Genüsse empfänglichen Leonore von Sanvitale. Auch Antonio von Montecatino ist eine historische Person; früher Professor an der Universität zu Ferrara, und dann zum Staatsdienst berufen, war er eifrig bestrebt, Tasso aus seiner Stellung am Fürstenhofe zu verdrängen. Mußte aber bei der Schilderung dieses Charakters Göthe schon wesentlich von der historischen Ueberlieferung abweichen, so war er bei Darstellung des Herzogs Alphons noch mehr dazu genöthigt; denn hier mußte er einen leichtfertigen, eiteln, dabei oft despotischen Herrscher zu dem Charakterbilde eines edeln, weisen, kunstsinnigen Fürsten umgestalten.

Obgleich daher Göthe viele Charakterzüge und Erlebnisse des italienischen Dichters aus ihrer Zerstreutheit in die engen Grenzen seines Dramas zusammengedrängt hat, so würden doch schon die Abweichungen von der Geschichte, zu denen er anderweitig sich genöthigt sah, nicht zulassen, seinem Tasso den Namen eines rein historischen Dramas beizulegen Noch weniger werden wir dies zu thun versucht sein, wenn wir erkannt haben, wie der Dichter die schroffen Züge der Tradition zur reinsten Idealität

erhoben, die Collisionen, in welche Tasso durch sein schwärmerisches Gefühl mit der Wirklichkeit gekommen war, ganz in das Innere gelegt und dem Stücke durchweg das Gepräge seiner specifischen Weltanschauung und eigensten Seelenstimmung verliehen hat. Sagt er doch selbst, die Dichtung sei mit seinem Herzblute geschrieben. Aber dieser mächtige Strom, der aus seinem Dichtergemüth hervorquoll, führt auch eine Fülle der herrlichsten Gedanken, der sinnigsten Betrachtungen, der reinsten Gefühle mit sich. Das Sententiöse erscheint im Tasso in einem solchen Reichthum, in so tiefgreifender Wahrheit, in so edler Form, wie es anderwärts nicht mehr gefunden wird; ein unendlicher Schatz von Lebensweisheit ist wie die köstlichsten Perlen in den goldenen Versen der Dichtung, die wenn möglich noch harmonischer als in der Iphigenie dahinfließen, eingefaßt. Wohl mag mit größerem Rechte als bei der Iphigenie zugestanden werden, daß die Dichtung an einem gewissen Mangel an Action leide, aber sie entschädigt reichlich durch die Darstellung der Charaktere, deren sichere und feste Umrisse bei der durchsichtigsten Klarheit bis in das tiefste Innere mit solcher Meisterschaft gezeichnet sind, daß man behaupten darf, hier habe der Dichter das Höchste, das Vollendete selber geleistet.

Denn darin bewährt sich gerade die hohe Genialität Göthe's, daß, sosehr die Einfachheit der Begebenheit, welche in dem kurzen Zeitraum weniger Stunden in den Marmorsälen und Ziergärten Belriguardo's ihren raschen Verlauf hat, sosehr die feine Hofsitte, welche in diesen Lusträumen eines kunstgebildeten Fürstenhauses die engsten Schranken edeln Anstandes zieht, der Handlung den Charakter äußerer Ruhe und Mäßigung verleihen, doch in dem Helden der Dichtung die gewaltigsten sittlichen Conflicte, zwar im Rahmen jener maßvollen Beschränkung, aber in ihrer ganzen Tiefe hervortreten, und daß auch in den übrigen handelnden Personen, deren Charakter von vornherein schon als abgeschlossen erscheint, trotz dieser Ruhe und Abgeschlossenheit ein unendlicher innerer Reichthum sich offenbart.

Tasso ist von dem Dichter in dem entscheidenden Momente dargestellt, wo sein noch nicht fertiger jugendlicher Charakter durch äußere Anlässe und mehr noch durch innere leidenschaftliche Erregtheit, nicht ohne trübe Irrung und den tiefsten Schmerz zur selbstbewußten Klarheit durchdringen soll. Wir lernen ihn zu Anfang der dramatischen Handlung als den idealen Dichter kennen, welcher unmittelbar nach der Vollendung eines großen Werkes sich in der vollen Anmuth und Liebenswürdigkeit jugendlicher Schwärmerei zeigt, dessen Geist sich gerne in die Reiche schöner Dichterträume erhebt. Leonore von Sanvitale schildert ihn mit den Worten, welche uns das treffende Bild des wahren, in der Welt des Idealen lebenden Dichters klar vor Augen stellen:

Sein Auge weilt auf dieser Erde kaum;
Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur;
Was die Geschichte reicht, das Leben gibt,
Sein Busen nimmt es gleich und willig auf:
Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüth,
Und sein Gefühl belebt das Unbelebte.
Oft adelt er, was uns gemein erschien,
Und das Geschätzte wird vor ihm zu nichts.

Tasso hatte bisher in seiner poetischen Thätigkeit sein reinstes Glück gefunden, sein ganzes Gemüth war in dem schönsten Gleichgewicht geblieben, da er, unbesorgt um die Forderungen des Lebens, alle seine Muße und den ganzen Schwung seiner Begeisterung ungestört der Vollendung seiner Dichtung widmen konnte. Denn bei einem edeln, kunstsinnigen Fürstenhause hatte er eine Freistätte gefunden vor allen beengenden Sorgen, welche das Leben mit sich führt; von dem Herzog Alphons, der die Poesie in den Worten ehrte:

Denn wer der Dichtkunst Stimme nicht vernimmt,
Ist ein Barbar, er sei auch, wer er sei,

war auch der Dichter selbst aus beschränkenden Verhältnissen, aus früherer Dürftigkeit zu einer sorgenfreien und ehrenvollen Stellung erhoben worden, in welcher er ungehindert und frei, in

der anmuthigsten Umgebung, im Umgang mit seinen feingebildeten Gönnern nur sich und seinem Werke leben durfte. Und welche zarte Aufmerksamkeit wendeten ihm die Frauen zu, wie kamen sie seinen Wünschen und Neigungen zuvor, wie sorgten sie für ihn, der im Leben sich so wenig zu rathen wußte, bis zu dem Unbedeutendsten herab! Aus ihren Händen empfing er die tausend Kleinigkeiten, an welchen es ihm fehlte, und „die zu schaffen, eine Frau sich gern bemüht.“ Und wie schonten sie ihn dabei selbst in seinen Eigenheiten, wie scheuchten sie Alles hinweg, das seine geistige Ruhe stören und seine dichterische Thätigkeit hindern konnte!

Diese zarte Wachsamkeit der Frauen, welche ihn der Sorgen des alltäglichen Lebens überhob und die Huld des Fürsten, welche ihm Freiheit und Muße zur Vollendung seines Werkes schenkte, weiß auch der Dichter mit dankbarem Herzen zu würdigen. Als er sein eben vollendetes Werk Alphons überreicht, erkennt er ihm, der aus dem engen Leben zu einer schönen Freiheit ihn erhoben, der jede Sorge ihm vom Haupt genommen und ihm Freiheit gegeben, daß seine Seele sich in muthigem Gesange entfalten konnte, jeden Preis zu, den seine Dichtung erhalten werde. An die fürstlichen Gönner dachte er, wenn er sann und schrieb, ihnen zu gefallen war sein höchster Wunsch, sie zu ergötzen war sein letzter Zweck, denn

Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht,
Verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre.

Wenn schon durch dieses Gefühl aufrichtigen Dankes und hoher Verehrung der Dichter an den kunstliebenden Fürstenhof geknüpft war, in dessen klarem und sicherem Urtheile er selbst die Stimme der Nachwelt ehrt, so macht ihn noch ein anderes Band, das zarte Band der Liebe, demselben ganz zu eigen. Mit zauberhafter Gewalt hat ihn das edle Gemüth der Prinzessin Eleonore erfaßt. Schon bei ihrem ersten Begegnen empfand er die Macht dieser Liebe, deren Wirkung er in den Worten schildert:

Wie den Bezauberten von Rausch und Wahn
Der Gottheit Nähe leicht und willig heilt:
So war auch ich von aller Phantasie,
Von jeder Sucht, von jedem falschen Triebe
Mit Einem Blick in deinen Blick geheilt.
Wenn unerfahren die Begierde sich
Nach tausend Gegenständen sonst verlor,
Trat ich beschämt zuerst in mich zurück
Und lernte nun das Wünschenswerthe kennen.

Auch die Prinzessin fühlt, daß den Dichter, „der in den Reichen süßer Träume schwebt“, doch auch das Wirkliche anziehe und festhalte; sie sieht die still und schüchtern verehrende Liebe Tasso's in den Liedern, welche sie an den Bäumen hin und wieder angeheftet findet, „die goldnen Aepfeln gleich, ein neu Hesperien duftend bilden.“ „Erkennst du,“ fragt sie die Freundin, „sie nicht alle für holde Früchte wahrer Liebe?“ So lange aber Tasso an seinem großen Werke dichtete, war ihm diese Liebe noch eine ideale, sie verklärte ihm mit ihrem Hauche die Wirklichkeit, sie stärkte die Schwingen seines Geistes beim kühnen Fluge in das Reich der Poesie. Hier ist die Frage nicht, so schildert Leonore das Wesen derselben, von einer Liebe, die sich des Gegenstandes bemeistern und ausschließend ihn besitzen möchte,

Aus allen Sphären trägt er, was er liebt,
Auf einen Namen über, den wir führen.

Hatte aber bisher der Dichter alles Wirkliche und Erlebte in das Licht der Poesie getaucht und in sein Werk hineingetragen, so kehrte er nun, nach Vollendung desselben, mit der erregten Phantasie, mit dem warmen Gefühle, mit den schwärmerischen Wünschen zu der Wirklichkeit zurück. Das Dichtergemüth trat mit seinen Forderungen an die Welt hervor. Sein liebebedürftiges Herz, das in der Schilderung edler Frauencharaktere sich in den hohen Reiz der weiblichen Natur versenkt hatte, suchte nun auch in der Wirklichkeit das süße Glück, das eine edle Liebe gewährt. So mochte ihm wohl die im Stillen aufgekeimte Neigung zu der Prinzessin zur Leidenschaft erwachsen und seine Ruhe und sein Glück gefährden. Und mußte nicht sein Ge-

Gemüth noch tiefer erregt, mußten nicht seine stillen Hoffnungen noch mehr genährt, seine Wünsche über die Bahn hinausgetrieben werden, als er in jenem beglückenden Augenblicke aus der theuren Hand der Prinzessin den Lorbeerkranz, den höchsten Lohn des Dichters empfing, als Zeichen ihrer aufrichtigen Huldigung?

In diesem Momente höchsten Glückes, in welchem alle Gefühle seines Herzens gesteigert waren, in welchem Verehrung, Dankbarkeit, Liebe, Dichterstolz seinen Busen hoben, begegnet dem jugendlichen Tasso Antonio, der, durchdrungen von der Bedeutung seines Berufs als Staatsmann und im Bewußtsein seiner Verdienste auf dem Gebiete praktischen Wirkens, dabei nicht ohne Neid gegen den Frühbelohnten, mit Nüchternheit über des Jünglings dichterische Thätigkeit und Verdienst urtheilt, und in diesem durch das Bild, welches er von dem politischen Großleben in Rom entwirft, Kleinmuth und Zweifel an seinem eignen Werthe erweckt. Zwar hat den Dichter Ariost's Lob aus Antonio's Munde nicht niedergebeugt, denn es ist ihm tröstlich, den Mann gerühmt zu wissen, der als ein hohes Muster vor uns steht; doch vor dem Wirken eines großen Mannes, um den sich Alle lebendig, rastlos, ungeheuer, gemessen drehen und ihren Lauf vollenden, fühlt er sich selbst und seine ganze Thätigkeit wie Echo an dem Felsen verschwinden und sich wie Widerhall in Nichts verlieren. Ein dunkler Thatendrang steigt in ihm auf, er denkt an des Kämpfers Ruhm und Ehre, die er so mannichfach in seinem Gedichte verherrlicht, er sieht im Geist die ritterlichen Spiele, wo Pferde stampften, wo Helme glänzten, Trompetenschall erklang und Lanzen splitternd krachten, und fühlt in der Erinnerung an dieses prachtvoll würdige Schauspiel doppelt schmerzlich den Unwerth eigner Thatlosigkeit. Wohl mochte dieses Verlangen nach ritterlichen Kämpfen sich beruhigen, wenn er des Wortes gedachte, welches die Prinzessin ihm zugerufen:

Zwar herrlich ist die liebeswerthe That,
Doch schön ist's auch, der Thaten stärkste Fülle
Durch würd'ge Lieder auf die Nachwelt bringen.

Aber um so heftiger erfaßt ihn der Drang, der aus der Tiefe seines Herzens aufsteigt; wenn ihm der männliche Kampf um Ehre versagt ist, so will er die Befriedigung seiner sehnsüchtigen Liebe. Seine erregte Phantasie, sein schwellendes Gefühl, erwärmt durch die süße Nähe der Unnahbaren, im Herzen still Verehrten, preist die goldnen Zeiten, wo die Menschheit in ungestörtem Genusse frohe Tage verlebte, „wo erlaubt war, was gefällt.“ Er läßt die Prinzessin seine im Geheimen gehegte Neigung, sein stilles Glück und seine stillen Leiden zum erstenmal offen erkennen.

Gewidmet sind dir alle meine Tage,
Wenn dich zu preisen, dir zu danken sich
Mein Herz entfaltet, dann empfind ich erst
Das reinste Glück, das Menschen fühlen können;
Das göttlichste erfuhr ich nur in dir. —
Du hast mich oft, o Göttliche, geduldet,
Und wie die Sonne trocknete dein Blick
Den Thau von meinen Augenliedern ab.

Und als sich, durch dies kühne Geständniß hervorgelockt, auch der Fürstin Neigung zum Dichter leise verräth, da fühlt sich dieser auf dem höchsten Gipfel des Liebesglückes:

Welch einen Himmel öffnest du vor mir,
O Fürstin! Macht mich dieser Glanz nicht blind,
So seh' ich unverhofft ein ewig Glück
Auf goldnen Strahlen herrlich niedersteigen.

Vergebens ermahnt ihn die Prinzessin zur Mäßigung seiner Leidenschaft, er wird, als sie sich entfernt, zur seligsten Schwärmerei fortgetrieben. Der Glanz, der ihn, den Geblendeten, umgibt, läßt ihn übersehen, daß ihn eine tiefe Kluft von dem Besitze seines gewünschten Glückes scheide, und daß sein wachsendes Verlangen, das lockende zu umfassen, ihn unrettbar in sie hinabstürzen werde. Er blickt nun wieder freudig in die Welt; „es ist so groß, so weit, was vor ihm liegt, und hoffnungsvolle Jugend lockt ihn wieder in unbekannte lichte Zukunft hin.“ Voll wiedergewonnenen Vertrauens, vom Feuer der Liebe durchglüht, und durch diese die Brust für jedes edelste Gefühl, für alles Hohe und Preiswürdige geöffnet, will er auch des Segens der Freundschaft genießen. Er schämt sich, als er diese dem Antonio an-

bietet, seiner Unerfahrenheit und Jugend nicht. Ihn, dem noch der Zukunft goldne Wolke um's Haupt ruht, den Raschen, Unerfahrnen, soll der Erfahrene zum mäßigen Gebrauche des Lebens einweihen. Doch weiß auch Tasso, seines inneren Gehaltes sich bewußt und im Vertrauen auf sein redliches Streben, daß Antonio, wenn er ihn erst kenne, sein Freund sein werde. Aber zum zweitenmale bricht sich, heftiger und schmerzlicher für ihn, der ideale Drang des jugendlichen Dichters an dem Realismus des nüchternen Weltmannes, der Lebensklugheit und Erfahrung durch Alter und Stellung vor ihm voraus hatte, und der die Wahrheit erkennend, daß Freundschaft sich erst im Laufe der Jahre befestige, nun den schwärmerischen Jüngling, der überall gewohnt sei zu siegen und überall die Wege breit, die Pforten weit zu finden, kalt und nicht ohne Bitterkeit zurückweist. Dagegen mochte sich wohl in diesem, der sich in einer schönen Absicht verschmäht sieht, und der die Berechtigung einer besonnenen Zurückhaltung, zumal diese aus Antonio's Munde so kalt und schneidend sein Herz beberührte, in seinem jugendlichen Idealismus verkennt, das beleidigte Selbstgefühl empören, so daß er, von rascher Zorneswallung hingerissen, den Degen zieht. „Ich trug ihm", so spricht er zu dem hinzutretenden Alphons,

Ich trug ihm warm die schönste Freundschaft an;
Er warf mir meine Gaben vor die Füße,
Und hätte meine Seele nicht geglüht,
So war sie deiner Gnade, deines Dienstes
Auf ewig unwerth.

Und doch hatte ihn die Raschheit seines jugendlichen Blutes zum Fehltritt hingerissen, er hatte die Gesetze des Hausfriedens verletzt. Hier in der Nähe der Majestät, die ihren Schutz auf Jeden verbreitet, wo sich jede Leidenschaft bezähmen soll, durfte kein Schwert blinken, kein drohend Wort fallen, denn hier fordert selbst Beleidigung keine Rache. Gebeugt, den Degen und mit ihm den Lorbeerkranz dem Fürsten überreichend, entfernt sich der Dichter in seine Haft; ob auch durch Alphonsens Güte gemildert, schlug doch die Strafe dem in seinen schönsten Absichten Ver-

schmähten eine tiefe Wunde. Er fühlte nicht, daß er, der in Leidenschaftlichkeit an die Schranke der Realität gestoßen war, die schmerzlichen Folgen des Zusammenstoßes mit Recht erfuhr. Seine Schmerzen verfinsterten seine Seele, er verkannte die Güte des Herzogs, welcher zwar der Form des Gesetzes genügen mußte, aber aus Nachsicht und persönlicher Liebe die Strafe gemildert hatte. Wie er früher aus dem abstoßenden Benehmen des Antonio nicht auch die Berechtigung seiner Zurückhaltung herauszufühlen wußte, so vermochte er hier aus der milden Form der über ihn verhängten Strafe den gütigen Sinn des Herzogs nicht zu erkennen. In den Monologen des vierten und fünften Aktes sehen wir, wie seine erhitzte Phantasie, sein aufgeregtes Gefühl sich bemüht, erfinderisch mit Hirngespinsten sich zu quälen; während er bei seiner dichterischen Thätigkeit sein sicheres Beruhen in sich selber gefunden hatte, öffnet sich nun sein grübelnder Sinn dem Verdachte und schlimmem Argwohn. Sein Verhältniß zu dem Herzog wird ihm drückend, er ist nicht mehr im Stande, die uneigennützige Freundschaft desselben zu würdigen; was früher Selbstisches in ihm geschlummert, tritt nun mit gesteigerter Macht hervor. Und steht er den Freunden gegenüber, so zeigt er sich nicht mehr offen, er hat die Freiheit und Wahrheit der Rede verloren, er verstellt sich, um sich gegen die vermeintlichen Feinde zu waffnen. Vor allem wendet sich sein Haß gegen den Antonio, indem er sogar den eignen jugendlichen Enthusiasmus, welcher ihn aufrichtig demselben seine Freundschaft anbieten ließ, nun in der Verfinsterung seines Gemüthes zu einem berechneten Ausdruck eines feinen Egoismus herabsetzt:

O, hatt' ich doch so klug mir ausgedacht,
Wie ich den Mann empfangen wollte, der
Von alten Zeiten mir verdächtig war!

Er will von nun an diesen Mann, dessen steife Klugheit, dessen Meisterspielen ihm stets verdrieslich gefallen, als Gegenstand seines tiefsten Hasses behalten, nichts soll ihm die Lust entreißen, schlimm und schlimmer von ihm zu denken. Und selbst als An-

tonio kommt, sich mit ihm zu versöhnen und zugleich ihm die Freiheit zu bringen, bleibt er kalt und verschlossen. Um einer äußeren Pflicht zu genügen, gibt er nach, er will verzeihen, „sofern es möglich ist.“ Im Herzen aber unversöhnt, fordert er von Antonio, ihm nun auch den Gebrauch der Freiheit zu verschaffen, und da dieser, als er seine Entlassung aus des Fürsten Munde verlangt, ihm sie zu erbitten widerräth, bricht sogleich gegen den wohlgemeinten Rath desselben sein gereiztes, feindseliges Gemüth hervor:

Schon lange kenn' ich diese Tyrannei
Der Freundschaft, die von allen Tyranneien
Die unerträglichste mir scheint. Du denkst
Nur anders und du glaubst deswegen
Schon recht zu denken. Gern erkenn' ich an,
Du willst mein Wohl; allein verlange nicht,
Daß ich auf deinem Weg es finden soll.

„Ja, gehe nur“, so spricht er, nachdem Antonio sich entfernt hat,

Ja, gehe nur und gehe sicher weg,
Daß du mich überredest, was du willst.
Ich lerne mich verstellen, denn du bist
Ein großer Meister, und ich fasse leicht.

Alle Maßregeln, welche man seinetwegen trifft, erscheinen ihm als Eingebungen der Falschheit. Leonore von Sanvitale, welche ihn zu einer kurzen Entfernung überreden will, ist ihm eine Heuchlerin, sie kommt ihm „als ein Werkzeug seines Feindes, sie schleicht heran und zischt mit glatter Zunge, die kleine Schlange, zauberische Töne.“ Selbst Alphons bleibt nicht von bitteren Vorwürfen verschont; indem der verdüsterte Dichter die Veränderung, die in seinem eignen Innern vorgegangen, — ein charakteristischer Zug der durch Argwohn und Mißtrauen Verblendeten — auf die Freunde überträgt, spricht er von dem Herzoge:

Erkenn' ich noch Alphonsens festen Sinn?
Der Feinden trotzt und Freunde treulich schützt,
Erkenn' ich ihn, wie er nun mir begegnet?
Ja wohl erkenn' ich ganz mein Unglück nun!

Das ist mein Schicksal, daß nur gegen mich
Sich Jeglicher verändert, der für Andre fest
Und treu und sicher bleibt, sich leicht verändert
Durch einen Hauch, in einem Augenblick.

Dieses Dunkel, das sich auf des Dichters Gemüth gelagert hat, wird einzig noch durch seine Liebe zur Prinzessin erhellt. Was ihm auch begegnet sei, an der Gewißheit will er festhalten, daß er sie gesehen, daß sie vor ihm gestanden, zu ihm gesprochen, daß er sie vernommen. Er fühlt, „der Ton, der Worte holder Sinn sind auf ewig sein; nicht Zeit, nicht Schicksal, noch das wilde Glück vermögen sie zu rauben". Und sollte ihn die Flamme, der er allzu rasch in seinem Busen Luft gelassen, auch verzehren und das Geschick des Lebens auf ewig vernichten, es kann ihn nicht gereuen. So wird diese leidenschaftlich gewordene Liebe dem in sich Unbefriedigten nicht ein mild strahlender Stern des Trostes werden auf seinem Wege, den er nun einsam, seine Freunde fliehend, zu wandeln beschlossen hat.

Wohl bleibt auch selbst in der Abschiedsstunde des Dichters Herz verschlossen vor dem Wohlwollen des Gönners, und sein Ohr taub gegen den treuen Rath seines fürstlichen Freundes, der ihm, dem Verdüsterten, vergebens zuspricht, sich zu finden, zu fassen, der ihn vergebens warnt, daß gar mancher Abgrund umherliege, den das Schicksal gegraben, daß aber in unserem Herzen der tiefste sei, in den es reizend sei hinabzustürzen. Aber der Liebe, die durch die Erscheinung der Prinzessin auf's Neue erregt und bald zu leidenschaftlicher Gluth gesteigert wird, kann er nicht widerstehen. Als er die edle Fürstin nahen sieht, fühlt er, daß er zu frühe triumphirt habe, die starre Rinde seines Herzens schmilzt vor ihrem Anblicke weg, „es löst in seinem Busen Verdruß und Argwohn sich in Schmerzen auf."

Noch einmal flüchtet er sich gleichsam vor der heftigen Leidenschaft; er malt sich im Geiste aus, wie er die Schwester aufsuchen und in ihrer treuen Liebe Ruhe finden will; er schweift in die Ferne zu einem liebenden Herzen, um die Gewalt der nahen Liebe zur Ruhe zu bringen und den herben Trennungs=

schmerz sich zu erleichtern; aber die mild-vorwurfsvolle Rede der gütigen Prinzessin dringt tief in sein Herz, von ihr getroffen, bricht seine Liebe wie ein zurückgehaltener Strom mit fluthender Gewalt hervor. Vergebens ermahnt ihn diese, erschreckt über die auflodernde Gluth, die Leidenschaft zu bekämpfen, er ruft in wilder Begeisterung, sich selbst und alles um sich her vergessend aus:

Beschränkt der Rand des Bechers einen Wein,
Der schäumend wallt und brausend überquillt?
Mit jedem Wort' erhöhest du mein Glück,
Mit jedem Worte glänzt dein Auge heller.
Ich fühle mich im Innersten verändert,
Ich fühle mich von aller Noth entladen,
Frei wie ein Gott, und alles dank' ich dir!

Von der unsäglichen Gewalt getrieben, die, ihren Lippen entfließend, ihn beherrscht und ihn ganz ihr zu eigen macht, faßt er sie stürmisch in die Arme. Sie stößt ihn von sich, rasch enteilend; zum zweitenmale hat er, von Leidenschaft entflammt, und viel tiefer als das erstemal, die Gesetze feiner Sitte verletzt. Das Schicksal seiner Liebe und seines Lebens ist mit dieser Schuld entschieden, eine Trennung auf immer für ihn unvermeidlich. Er muß es tief und schmerzlich fühlen, daß er selbst seines Glückes Zerstörer geworden. Zwar braust er noch einmal in leidenschaftlicher Aufregung und Zorneswallung auf; sein verblendeter Blick sieht in den Freunden Verschworene gegen sich, deren Haupt, Antonio, ihn um seinen Dichterruhm beneide; in dem wilden Schmerze, der ihn ergriffen, ist ihm selbst Alphons ein Tyrann und die Prinzessin eine Sirene, die ihn so zart, so himmlisch angelockt, und die er nun entblößt von allen Reizen als Armiden vor sich sieht. Doch hat er sich dieser leidenschaftlichen Aufwallung nur hingegeben, um das quälende Bewußtsein der Reue zu übertäuben, „in der Höllenqual, die ihn vernichtet, wird Läst'rung nur ein leiser Schmerzenslaut." Der bittere Groll, den er in seinem Busen trug, löst sich in weiche Klagen über den Verlust seines Glückes auf. Nachdem der Nebel, den Leidenschaft und Irrung vor seinen Blick gezogen, sich nach diesem Sturme

des heftigsten Schmerzes zerstreut, muß er die Wahrheit erkennen, daß es vor allem Noth thue, sich in seinen Neigungen und Wünschen zu beherrschen und die heißen Leidenschaften des Herzens zu zügeln. Nach Stunden trüber Täuschung hat er den Charakter Antonio's würdigen gelernt, des Mannes, der mit Selbstbeherrschung und Mäßigung im Leben auftritt. An ihn klammert er sich an, nachdem die Barke seines Glückes gescheitert ist, er soll sein Retter und sein Führer werden. Und als eine treue Trösterin wird ihm die Poesie zur Seite stehen; die Schmerzen, die sein Inneres durchwühlen nach dem selbstverschuldeten Verluste seines reichen Glückes, werden sich von seiner Seele lösen, wenn er im Gesange sein Leid aushaucht:

Nur Eines bleibt:
Die Thräne hat uns die Natur verliehen,
Den Schrei des Schmerzens, wenn der Mann zuletzt
Es nicht mehr trägt. — Und mir noch über alles —
Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
Die tiefste Fülle meiner Noth zu klagen:
Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott zu sagen wie ich leide.

Tasso, dem jugendlichen Dichter, dem Vertreter des idealen Gemüthslebens, stellt Göthe Antonio gegenüber, den an Jahren und Erfahrung gereiften Staatsmann, den Repräsentanten der nüchternen Anschauungsweise und des Realismus, welcher die Dinge ihrer praktischen Bedeutung nach würdigt. Er besitzt die Klarheit des Blicks, welche den trefflichen Staatsmann charakterisirt, und die strenge Selbstbeherrschung, mit welcher der Hofmann eigne Neigungen und Wünsche der gebietenden Macht äußerer Verhältnisse, den Forderungen der Sitte unterzuordnen weiß. Ihm ist praktische Thätigkeit das Höchste, und ihr allein räumt er auch ein Recht auf Anerkennung und auf Lohn ein. Er rühmt den wohlgeordneten Staat mit den Worten:

Es ist kein schön'rer Anblick in der Welt,
Als einen Fürsten sehn, der klug regiert,
Das Reich zu sehn, wo jeder stolz gehorcht,
Wo jeder sich nur selbst zu dienen glaubt,
Weil ihm das Rechte nur befohlen wird.

Und wenn er auch nicht unempfänglich für höhere geistige Genüsse ist, wenn er einen offnen Sinn hat für den Zauber der Poesie, wenn er besonders die heiteren, lebensfrischen Dichtungen des Ariost preist, und so auch vom Pabste rühmt, daß er die Kunst schätze, sofern sie ziere, sein Rom verherrliche und Palast und Tempel zu Wunderwerken dieser Erde mache, so fügt er doch gleich mit einem Seitenblicke auf Tasso hinzu:

> In seiner Nähe darf nichts müßig sein;
> Was gelten soll, muß wirken und muß dienen.

So dürfen wir wohl von ihm sagen, daß er, von der Berechtigung seines Standpunkts ganz durchdrungen, den wahren Gehalt des idealen Lebens, des Sinnens und Schaffens eines Dichters doch nicht in seinem ganzen Umfang anerkennt. Als er dem jugendlichen Sänger gegenübersteht, welchem die Hand der Prinzessin den Lorbeer aufgedrückt, wird er, der als thätiger, nach Anerkennung strebender Diener seines Fürsten und als feiner Weltmann auf nichts so eifersüchtig ist, als auf den Lorbeer und die Gunst der Frauen, sogar gereizt und schneidend bis zur Verletzung seines Gegners:

> Mir war es lang' bekannt, daß im Belohnen
> Alphons unmäßig ist, und du erfährst,
> Was jeder von den Seinen schon erfuhr.

Als ihm aber gar der thatenlose und gleichwohl hochgefeierte Dichter in jugendlicher Schwärmerei seine Freundschaft angetragen, wird sein Benehmen noch herber, seine Kälte noch zurückweisender; „jede Erwiederung", sagt Rötscher, „ist ein Pfeil, der in Tasso's Seele dringt, und ihm das Gefühl des Abstandes und der Ueberlegenheit aufdringen soll." Die Anerkennung des Uebergewichtes, das aus jener Klarheit der Anschauung, aus jener nüchternen Betrachtung der Dinge hervorgeht, aber auch die Empfindung des Unbefriedigtseins, die uns solchen an sich achtungswerthen Charakteren gegenüber in der Welt beschleicht, faßt Tasso in den Worten zusammen, in denen er uns nach jenen Conflicten ein klares Bild Antonio's entwirft:

Doch haben alle Götter sich versammelt,
Geschenke seiner Wiege darzubringen,
Die Grazien sind leider ausgeblieben,
Und wem die Gaben dieser Holden fehlen,
Der kann zwar viel besitzen, vieles geben,
Doch läßt sich nie an seinem Busen ruh'n.

Obgleich Antonio in dem Conflicte mit Tasso auf dem Boden des formellen Rechtes gestanden, so muß er doch, nachdem sich dieser in seine Haft entfernt hat, aus Alphonsens Mund den Vorwurf vernehmen, daß auch er nicht ohne Schuld in diesem Zwiste geblieben sei: „Wenn Männer sich entzweien, hält man billig den Klügsten für den Schuldigen." Aber er erkennt dieselbe willig an und ist nach des Fürsten Wunsch sogleich bereit, durch seine Aussöhnung mit dem Dichter sie zu sühnen. Während daher Tasso nach dem schmerzlichen Zusammenstoß, zu dem ihn seine leidenschaftliche Aufregung geführt hat, sich verletzt in sich zurückzieht, während sein Sinn immer tiefer in Argwohn und Mißtrauen versinkt, hat Antonio die Ruhe und Mäßigung schon wieder gewonnen; während bei jenem das Selbstische immer mehr überwuchert, hat dieser jede egoistische Gereiztheit besiegt und gewinnt dadurch ein doppeltes Uebergewicht über den in trübem Hinbrüten befangenen Dichter. In seiner Unterredung mit Leonore von Sanvitale tritt die ganze Klarheit seines Geistes, die vollständige Herrschaft über sich selbst wieder hervor. Er gesteht in Bezug auf die Bitterkeit, zu der er sich hatte hinreißen lassen, der Freundin ein, daß es gefährlich sei, wenn man allzulang sich klug und mäßig zeigen müsse. „Es lauert der böse Genius dir an der Seite und will von Zeit zu Zeit sein Opfer haben." Er bekennt es gern, „daß er sich heut' so ohne Maß verlor", aber er stellt auch schnell gefaßt an sich die Forderung, sich zu mäßigen und zu beherrschen:

Das Alter muß doch Einen Vorzug haben,
Daß, wenn es auch dem Irrthum nicht entgeht,
Es doch sich auf der Stelle fassen kann.

Ohne Rückhalt erbittet er, nachdem er Tasso aufgesucht, von dem Jüngling Vergebung, und in seiner Unterredung mit demselben

offenbart er nun nicht nur die Besonnenheit des Mannes, sondern auch die Gesinnungen eines wahren Freundes. Er widerräth dem gereizten Dichter die Ausführung des Planes, Ferrara zu verlassen und sich nach Rom zu begeben:

Die wahre Freundschaft zeigt sich im Versagen
Zur rechten Zeit, und es gewährt die Liebe
Gar oft ein schädlich Gut, wenn sie den Willen
Des Fordernden mehr als sein Glück bedenkt. —
Es fordert meine Pflicht, so viel ich kann
Die Hast zu mäß'gen, die dich übel treibt.

Doch als er ihn vergeblich gewarnt, als diesem sein Rath noch immer als die Aeußerung berechnender Selbstsucht erscheint, da willigt er endlich in den Wunsch desselben, bei dem Herzog die Erlaubniß zu seiner Entfernung zu erwirken; aber er erkennt auch schon in voller Klarheit, wie wenig diese Entfernung den Dichter befriedigen werde:

Du wendest diesem Hause kaum den Rücken,
So wird dein Herz zurückverlangen, wird
Dein Eigensinn dich vorwärts treiben; Schmerz,
Verwirrung, Trübsinn harr't in Rom auf dich,
Und du verfehlest hier und dort den Zweck.

Die Freundschaft aber, deren ernste Pflichten er auf sich genommen, bewährt sich als aufrichtig und treu in dem Momente, als Tasso sich selbst verloren hat und verzweiflungsvoll sein Schicksal beklagt, als ihn mehr als alles der Gedanke foltert, daß er sein Glück sich selber geraubt habe. Als wahrer Freund wird Antonio, der nicht ohne Rührung neben ihm steht, ihn in dieser Noth nicht lassen, und wenn es dem Dichter an Fassung ganz gebricht, so soll es ihm selbst an Geduld gewiß nicht fehlen. Er ruft ihm zu, sich zu ermannen, sich zu vergleichen, zu erkennen, was er sei, und der erste Trost, der sich in der Nacht des trübsten Leidens in das Herz des Dichters senkt, der Trost, daß die Poesie seine Schmerzen lindern werde, ist durch das aufrichtende Freundeswort Antonio's erweckt worden.

Ein ähnlicher idealer Charakter wie Tasso ist die Prinzessin Eleonore. Sie versenkt sich gerne in das schöne Reich der Dichtung, aber sie, „die Schülerin des Plato", hat auch in streng

wissenschaftlichen Studien ihren Geist gebildet; so rein daher ihr Geschmack ist, so klar und umfassend ist ihr Urtheil. Und doch, obwohl sie gerne zuhört, wenn einsichtsvolle Männer sprechen, obwohl es ihr leicht wird, ihnen zu folgen, hält sie sich in den Schranken stiller Weiblichkeit. Das Höchste aber, das Edelste bleibt ihr Gesang und Dichtkunst; sie hat in leidenvollen Tagen sich oft an ihnen erfreut, sie wiegte dann in ihrer Einsamkeit Schmerz und Sehnsucht und jeden Wunsch mit leisen Tönen ein. „Da wurde Leiden oft Genuß und selbst das traurige Gefühl zur Harmonie.“ Diese Tage frühen Leidens haben ihr einen Zug der Geduld und Entsagung mitgetheilt, welcher Tasso gänzlich fehlt. Sie besitzt bei aller Tiefe ihrer Empfindung eine ruhige Mäßigung, welche auch auf diesen ihre wohlthuende Kraft ausübt. Ihm, der den Satz zur Geltung bringen will: „Erlaubt ist, was gefällt“, setzt sie mit feinem Gefühle für die zarte Sitte der Frauen den Spruch entgegen: „Erlaubt ist, was sich ziemt.“ Die stille Neigung, welche sie dem jugendlichen Dichter geschenkt, ist ihrem Wesen nach rein ideal. Schon beim ersten Begegnen zog er sie an; als er an ihrer Schwester Hand ihr entgegenkam, ergriff ihn ihr Gemüth, um ihn ewig zu halten. Aber sie fühlt auch, daß diese ideale, von aller Selbstsucht freie Liebe für sie gefährlich werden könne, sie ahnt es, wie elend ihre Flamme machen würde, wenn sie ungehütet um sich griffe. Um so besonnener beherrscht sie dieselbe und verschließt sie vor Tasso tief in der Brust. Nur Einmal verräth sie ihre Empfindungen, als sie, die Macht des Liedes schildernd, das wir hören, das wir nicht tadeln können, und das uns zuletzt gewinnt, in leisem Geständniß fast unbewußt ihre Neigung enthüllt. Aber als Tasso, durch dieses Geständniß entflammt, in feurigem Ergusse ihr seine Liebe bekennt, ruft sie ihm warnend und zur Mäßigung ermahnend zu:

Nicht weiter, Tasso! Viele Dinge sind's,
Die wir mit Heftigkeit ergreifen sollen:
Doch andre können nur durch Mäßigung
Und durch Entbehren unser eigen werden.
So sagt man sei, die Tugend, sei die Liebe,
Die ihr verwandt ist. Das bedenke wohl!

Aber wie zart und rein enthüllt sich ihre Liebe, wenn sie ihr Herz der Freundin öffnet und ihr den tiefen Schmerz ausmalt, den sie beim Scheiden des Dichters empfinden werde:

Ich fühle schon
Den langen ausgedehnten Schmerz der Tage, wenn
Ich nun entbehren soll, was mich erfreute.
Die Sonne hebt von meinen Augenliedern
Nicht mehr sein schön verklärtes Traumbild auf;
Die Hoffnung ihn zu sehen füllt nicht mehr
Den kaum erwachten Geist mit froher Sehnsucht;
Mein erster Blick hinab in unsre Gärten
Sucht ihn vergebens in dem Thau der Schatten.
Wie schön befriedigt fühlte sich der Wunsch
Mit ihm zu sein an jedem heitern Abend!
Wie mehrte sich im Umgang das Verlangen
Sich mehr zu kennen, mehr sich zu verstehn!
Und täglich stimmte das Gemüth sich schöner
Zu immer reinern Harmonien auf.

Wie schön und wahr schildert sie der Freundin die süße Macht der Liebe, die ihr Herz, welches sie vergebens zu bekämpfen suchte, in so sanfte Bande gelegt:

Ihn mußt' ich ehren, darum liebt' ich ihn;
Ich mußt' ihn lieben, weil mit ihm mein Leben
Zum Leben ward, wie ich es nie gekannt.
Erst sagt' ich mir, entferne dich von ihm!
Ich wich und wich und kam nur immer näher,
So lieblich angelockt, so hart bestraft!

Der idealen Natur der Prinzessin hat der Dichter die der Leonore von Sanvitale entgegengesetzt. Beide Frauen stehen sich auf ähnliche Weise, wenn auch nicht so schroff gegenüber, wie Antonio und Tasso. Leonorens größere Realität, im Gegensatz zu dem idealen Charakter der Prinzessin, bekundet sich besonders in dem heiteren Genießen der Gegenwart, und ihre Aehnlichkeit mit Antonio, dem Staatsmanne, in dem Bedürfniß feine Intriguen zu spinnen, und, wie Alphons von ihr sagt, ihre zarten Hände in das große Spiel der Politik zu mischen. Doch besitzt auch sie eine schöne geistige Bildung; sie liebt die Dichtkunst und hat ein inniges Verständniß für sie. Wie sie vortrefflich in der

oben angeführten Stelle die schwärmerische Natur Tasso's zu schildern gewußt hat, so weiß sie auch den reinen Genuß zu preisen, den uns die Poesie gewährt:

> Und dann, nach dieser ernsten Unterhaltung
> Ruht unser Ohr und unser inn'rer Sinn
> Gar freundlich auf des Dichters Reimen aus,
> Der uns die letzten lieblichen Gefühle
> Mit holden Tönen in die Seele flößt.
> Dein hoher Geist umfaßt ein weites Reich,
> Ich halte mich am liebsten auf der Insel
> Der Poesie in Lorbeerhainen auf.

In Alphons endlich ist ein vortrefflicher Fürst gezeichnet, der mit Weisheit seinen Staat regiert und überall auf das Wohl desselben bedacht ist. Aber sein für alles Große und Schöne empfängliches Herz findet den höchsten Ruhm des Fürsten darin, hervorragende geistige Kräfte in seine Dienste zu ziehen, den Vertretern der Kunst eine Freistätte, ungestörte Muße, Unterstützung und Lebensgenuß zu bereiten.

> Ein Feldherr ohne Heer scheint mir der Fürst,
> Der die Talente nicht um sich versammelt.

So hat er auch den Tasso gefunden und gewählt, er ist auf ihn als seinen Diener stolz, er ist ihm mehr als ein fürstlicher Gönner, er ist sein sorgender und rathender Freund, der selbst seine Eigenheiten mit Milde behandelt, und seiner erwachten Leidenschaft und Gereiztheit nur mit freundlicher Warnung begegnet.

Dies sind die Charaktere, in welchen der Dichter des Tasso die in ihm lebenden Ideen verkörpert hat. Man hat im Hinblick auf die Gegensätze, welche in den handelnden Personen hervortreten, in der Dichtung die Darstellung des Gegensatzes des Talentes und Charakters finden wollen, indem man den Spruch:

> Es bildet ein Talent sich in der Stille,
> Sich ein Charakter in dem Strom der Welt,

gewissermaßen als die Grundidee des Stückes auffaßte. Oder man hat gemeint, die Absicht Göthe's sei die Darstellung des Hoflebens gewesen, wenigstens habe er die Conflicte zur Anschauung bringen wollen, welche der mit ihm in Berührung kommende

Dichter erfahre. Indessen ist diese der Idee des Stückes näher kommende Auffassung nicht allgemein genug, da in demselben, wie schon erwähnt, der Gegensatz der idealen und realen Welt und die Collissionen dargestellt werden, welche der erfährt, der, wie der Dichter, die Forderungen seines Gemüthes und Phantasielebens den bestehenden Verhältnissen nicht unterordnen kann. Da Göthe selbst diesen Gegensatz auf's tiefste empfunden hatte, so dürfen wir uns nicht wundern, daß er die Dichtung „mit seinem Herzblute geschrieben hat." Er selbst erscheint als Tasso, in welchen er sein reiches Dichtergemüth, seine ganze Idealität gelegt hat. „Die schöne Entzündbarkeit", sagt Schöll, „die in seinem Drama der Dichter wiederholt zeigt, dies Leben in seiner Welt aus den reichen Mitteln der eignen Einbildung bei geringem Gewahrwerden der Menschen hat er schon früher öfters sich selber zugeschrieben." Auch jenem Zuge Tasso's, daß, weil er den Zwang des Gefühls sich selbst verhehlt, dieser desto gewaltsamer zur Unzeit ausbricht, begegnen wir öfters in dem damaligen Seelenleben Göthe's. Der elegischen Seelenstimmung, die Göthe bei seiner Entfernung von Rom erfüllte und die der ganzen Dichtung sich mitgetheilt hat, haben wir schon gedacht, und wir werden noch Gelegenheit haben, auch die der Verdüsterung des Gemüthes unseres Helden entsprechenden Zustände in des Dichters Leben kennen zu lernen.

Indessen hat Göthe in den Tasso nicht seine ganze Natur gelegt; die reiche, hervordrängende und wogende Gemüthswelt, die in ihm lebte, hat er demselben gegeben; aber sein heller Blick, die Mäßigung, die er gewonnen, sein praktisches Wirken ist in Antonio verkörpert. Wenn der Dichter die Gegensätze der beiden Charaktere, von denen Leonore sagt:

> Zwei Männer sind's, ich hab' es längst gefühlt,
> Die darum Feinde sind, weil die Natur
> Nicht Einen Mann aus ihnen beiden formte,

so naturwahr zeichnen konnte, so ist uns dies ein Beweis, wie tief er selbst die Widersprüche des Realismus und Idealismus damals habe empfinden müssen. Aber indem er sie klar und scharf

auffaßte und sie sich objectiv gegenüberstellte, hat er in der That sein Inneres von diesen Widersprüchen befreit und die verschiedenen sich entgegenstehenden Forderungen zu völliger Harmonie zusammengeschmolzen. So deutet sich auch der Schluß des Dramas dahin, daß nach Täuschung und Schmerz der Dichter die Berechtigung der Wirklichkeit anzuerkennen gelernt hat, daß aber auch die schöne Welt der Poesie sich ihm nicht verschließt. In süßen Melodien läßt er auch ferner seine Gefühle ausströmen, ja diese Melodien sind seinem vollen Herzen oft lindernder Balsam und die Quelle seines Trostes in den Stürmen des Lebens.

Auch in den übrigen Charakteren des Stückes dürfen wir Bilder von Personen erkennen, mit denen Göthe in näherer Beziehung stand. In dem Verhältniß Tasso's zur Prinzessin ist des Dichters eigne, ihn rasch und tief ergreifende Neigung zur Frau von Stein dargestellt. Auch hier erkannte Göthe auf einem andern Gebiete, in der beweglichen Welt des Herzens, daß das überwallende Gefühl nicht schrankenlos sein dürfe, und daß die drangvolle Gemüthswelt den Gesetzen der Wirklichkeit unterzuordnen sei, und auch hier fand er, indem die Liebe sich in die reine Sphäre entsagender Freundschaft erhob, die innere Ruhe und die Klarheit in sich selber wieder. In den Briefen an die Frau von Stein finden sich Stellen, aus denen hervorgeht, daß diese den lebhaftesten Antheil an der entstehenden Schöpfung nahm, daß ihr das Neugedichtete von Göthe mitgetheilt wurde. So schreibt dieser schon den 7. November 1780: „Ich wollte anfragen, ob Sie diesen Nachmittag zu Hause sind, ich käme von Hof herüber und brächte die erste Scene des Tasso mit. Es scheint mir räthlich zu sein, daß wir uns nach und nach mit diesem Stücke bekannt machen." Einzelne Scenen erscheinen geradezu an Frau von Stein gerichtet. „Da Sie sich", schreibt Göthe im Frühling 1781, „alles zueignen wollen, was Tasso sagt, so habe ich heute schon viel an Sie geschrieben, daß ich nicht weiter und nicht drüber kann." Noch inniger verschlingt der Dichter die Wirklichkeit mit der Poesie in

einer andern Stelle, wo es heißt: „Ich habe gleich am Tasso schreibend Dich angebetet, meine ganze Seele ist bei Dir. Als Anrufung an Dich ist's gewiß gut, was ich geschrieben habe." So haben die Worte Tasso's:

Was auch in meinem Liede wiederklingt,
Ich bin nur Einer, Einer alles schuldig,

die nächste Beziehung zu unserm Dichter selber, sie sind die poetische Zusammenfassung zahlreicher Ergüsse desselben Inhalts in seinen Briefen an die Freundin. Und indem er sagt:

Und was hat mehr das Recht, Jahrhunderte
Zu bleiben und im Stillen fortzuwirken,
Als das Geheimniß einer edlen Liebe,
Dem holden Lied bescheiden anvertraut,

hat er seinem Verhältniß zur Freundin ein unsterbliches Denkmal gesetzt, aus dem wir auch erkennen mögen, wie der Dichter aus diesem Kampfe des Herzens gereinigt und veredelt hervorgegangen ist. Auch zu Leonore von Sanvitale mag Göthe manchen Zug einer Dame aus seinem damaligen Freundeskreise entliehen haben, nach Schäfer's Vermuthung der Frau von Branconi, welche ihn schon im Jahre 1779 auf seiner Schweizerreise in Lausanne wegen ihrer Anmuth und Schönheit angezogen hatte, und welche er auch später noch auf dem Harz und in Weimar selbst gesehen und in seinen Briefen an die Frau von Stein mehreremal kurzweg mit der Bezeichnung „die schöne Frau" geehrt hat.

Daß dem Charakter des Herzogs Alphons die edle Natur Karl August's zu Grunde liege, wenn auch in dessen Beziehungen zu Göthe manches nicht genau mit dem im Tasso geschilderten Verhältniß zwischen Fürst und Dichter übereinstimmt, bedarf kaum der Erinnerung. Alle schönen und großen Züge dieses Fürsten finden sich in der poetischen Gestalt Alphonsens wieder. So schließt sich allerdings das ganze Werk zu einem Bilde jener schönen Zeit zusammen, wo in Weimar ein edles Fürstenhaus die Talente um sich versammelte, und in dem Schutze und der Pflege, die es der

vaterländischen Poesie zuwendete, seinen höchsten Ruhm suchte und fand. Und so hat auch dieses schöne Streben edelgebildeter Geister den würdigsten Lohn darin gefunden, daß es durch eine der reichsten und vollendetsten Dichtungen unseres großen Meisters verherrlicht worden ist:

Denn es ist vortheilhaft den Genius
Bewirthen: gibst du ihm ein Gastgeschenk,
So läßt er dir ein schöneres zurück.
Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder.

17.

Leben und dichterische Thätigkeit Göthe's während der Jahre 1788—1794.

„Ja, mein Lieber", so schreibt Göthe vier Wochen nach seiner Rückkehr aus Italien an seinen Freund Jacobi, mit welchem der Briefwechsel in dieser Zeit an Lebhaftigkeit gewinnt, „ich bin wieder zurück und sitze in meinem Garten hinter der Rosenwand, unter den Aeschenzweigen und komme nach und nach zu mir selbst. Ich war in Italien sehr glücklich; es hat sich so mancherlei in mir entwickelt, das nur zu lange stockte, Freude und Hoffnung ist wieder ganz in mir lebendig geworden. Mein hiesiger Aufenthalt wird mir sehr nützlich sein. Denn da ich ganz wieder mir selber wiedergegeben bin, so kann mein Gemüth, das die größten Gegenstände der Kunst und Natur auf sich wirken ließ, nun wieder von innen heraus wirken, sich weiter kennen lernen und ausbilden."

So sehen wir den Dichter, welcher mit den wehmüthigsten Gefühlen sich von Italien losgerissen hatte, wieder zufrieden in seiner Heimath, mit Ruhe auf die Epoche zurückblickend, wo er in den höchsten geistigen Genüssen schwelgte, aber auch mit Ernst in die Zukunft schauend, welche die Früchte, die in dieser inhaltreichen Lebensperiode sich entwickelt hatten, völlig zeitigen sollte.

Daß aber „sein Gemüth wieder von innen herauswirken, sich kennen lernen und ausbilden könne“, dazu bedurfte es der völligen Freiheit von allen zerstreuenden Berufsgeschäften; was dem noch werdenden Dichter oft zum Vortheil gereichte, ja, was ihm zur Entwickelung seines Geistes nothwendig war, das wirkte jetzt störend auf den vollendeten, in sich abgeschlossenen. Daher hatte Göthe im Bewußtsein, daß größere Selbständigkeit und Freiheit zu seinem Lebensfrieden und zum Gedeihen seiner Dichterarbeit unumgänglich nöthig sei, schon von Italien aus in einem Briefe an den Herzog seine Wünsche rücksichtlich der Entbindung von seiner amtlichen Stellung ausgesprochen. „Mein Verhältniß zu den Geschäften“, heißt es in diesem Briefe, „ist aus meinem persönlichen zu Ihnen entstanden; lassen Sie nun ein neues Verhältniß zu Ihnen nach so manchen Jahren aus dem bisherigen hervorgehen. Ich darf wohl sagen, ich habe in dieser anderthalbjährigen Einsamkeit mich selbst wiedergefunden. Aber als was? Als Künstler! Was ich sonst noch bin, werden Sie beurtheilen und nützen. . . . Ich habe so ein großes und schönes Stück Welt gesehen, und das Resultat ist, daß ich nur mit Ihnen und den Ihrigen leben mag. Ja, ich werde Ihnen noch mehr werden, als ich oft bisher war, wenn Sie mich nur das thun lassen, was Niemand als ich kann, und das Uebrige Andern auftragen.“ Die Huld des Herzogs gewährte dem Dichter seine Wünsche; schon ehe er in Weimar eintraf, war er vom Präsidium im Kammercollegium entbunden worden, aber er blieb berechtigt, die Sessionen desselben, „wenn es seine Geschäfte erlaubten“, zu besuchen, und sollte dann seinen Sitz auf des Herzogs Stuhl einnehmen. Als besonderer Geschäftskreis blieb ihm die Baucommission, sowie ihm auch die Fürsorge für die höheren Lehranstalten des Landes und von Weimarer Seite für die Gesammtuniversität der thüringischen Staaten zu Jena anvertraut war. Später, im Jahre 1791, wurde ihm auch die oberste Leitung des Theaters übertragen.

So war Göthe fast ganz aus den Staatsgeschäften zurück-

getreten; es war ihm nur das geblieben, was, mäßige Zeit und Mühewaltung in Anspruch nehmend, seiner Natur und seiner idealen Geistesrichtung am meisten zusagte. Dagegen entfernte er sich keineswegs vom Hofe, vielmehr verkehrte er gerade zu dieser Zeit auf das lebhafteste mit ihm; seine Reiseberichte, seine reichen Kenntnisse im Gebiete der Kunst wurden in den Kreisen desselben, in die er häufiger als je gezogen wurde, vortrefflich genutzt. Vor allem aber blieb sein Verhältniß zu dem Herzog in der schönsten Harmonie bestehen.

Indessen konnten sich die Weimarer Freunde nicht verhehlen, daß sie in ihrer Anschauungsweise durch eine weite Kluft von dem sehnlichst Zurückerwarteten getrennt waren. Wie sie mit dem neuen Geiste, der ihnen aus der in ihrer Form veränderten Iphigenie entgegenkam, nicht sogleich sich hatten befreunden können, so sahen sie auch den Dichter selbst, dessen Rückkehr sie mit Hoffnungen auf hohe Genüsse erfüllte, durch seine neugewonnenen Lebensanschauungen verändert und sich ferne gerückt. Von Allen hätte Herder mit seinem reichen, umfassenden und strebsamen Geiste sich wohl am ehesten in dem neuen, durch Kenntniß und Erfahrung unendlich erweiterten Gesichtskreise Göthe's zurecht finden können; aber er gerade ging bald nach der Rückkehr desselben als Begleiter der Herzogin Amalie selbst nach Italien. Diese Kluft jedoch, welche sich zwischen den Freunden und Göthe allmählich öffnete, wurde für diesen selbst am allerfühlbarsten. Er, der Theilnahme und Trost beanspruchen zu können meinte, sah sich nicht von ihnen verstanden und fühlte sich in dieser Isolirung höchst unglücklich. „Aus Italien", schreibt er später, „dem formreichen, war ich in das Gestaltlose zurückgewiesen, heiteren Himmel mit einem düstern zu vertauschen. Die Freunde, statt mich zu trösten und wieder an sich zu ziehen, brachten mich zur Verzweiflung. Mein Entzücken über entferntere, kaum bekannte Gegenstände, mein Leiden, meine Klagen, schien sie zu beleidigen, ich vermißte jede Theilnahme, Niemand verstand meine Sprache." Unzweifelhaft ist von dieser verdüsterten Seelenstimmung des

Dichters viel in das Charakterbild des Tasso übergegangen, welches in jenen Jahren vollendet wurde.

Daß sich auch zwischen Göthe und der Freundin, welcher er zehn Jahre lang das Innerste seines Herzens zu enthüllen gewohnt war, eine Scheidewand gezogen hatte, geht aus den Briefen hervor, welche er kurz nach seiner Wiederkehr an sie gerichtet hat. Schon die Berichte, welche während seines letzten Aufenthalts in Rom der Dichter an Frau von Stein gelangen ließ, hatten diese nicht befriedigt; aber es war damals wohl nicht so sehr die Neigung zu der durch Angelika Kaufmann ihm bekannt gewordenen schönen Mailänderin, durch welche seine Briefe an die Freundin in der Heimath kälter erschienen, als vielmehr das ernste Streben, das ihn, den unter den edelsten und erhabensten Kunstschätzen Wandelnden, erfüllte und seine ganze geistige Thätigkeit, sein höchstes Interesse, sein gesammtes Wollen und Wünschen in Anspruch nahm. „Ein Hungriger, der lange gefastet hat", so schreibt Göthe's Mutter auf die deshalb geführte Klage der Freundin, welche ihr mitgetheilt worden war, „wird an einer gutbesetzten Tafel weder an Vater noch Mutter, weder an Freund noch Geliebte denken, und Niemand wird's ihm verargen können." Auch war es wohl nicht das Mißverhältniß der Jahre, welches den in der vollen Kraft des Mannesalters stehenden Dichter, nachdem er aus dem Lande der schönen Formen zurückgekehrt war, die um einige Jahre ältere Freundin nun weniger reizend und anziehend erscheinen ließ; denn ihre gegenseitige Liebe hatte sich während der zehn Jahre ihres Umgangs auf die vollkommene Harmonie ihrer Geister gegründet. Wohl aber mochte die während der fast zweijährigen Trennung gänzlich veränderte Weltanschauung Göthe's, die männliche Selbständigkeit und Reife, die er während dieses Zeitraums erlangt, die völlige Abgeschlossenheit in sich selber der Grund sein, daß er den Ton der weichen Hingebung, an welche die Freundin gewöhnt war, nicht mehr fand. Einen sehr beredten Vertheidiger hat das damalige Verhalten Göthe's zur Frau von Stein an Adolph Stahr

in „Weimar und Jena“ gefunden. Jedoch ist es nicht zu läugnen, daß die Umwandlung, welche das Verhältniß Beider erfahren hatte, die Freundin schmerzlich empfinden mußte; ja sogar die aus gekränktem Selbstgefühle entsprungenen und durch getäuschte Hoffnungen veranlaßten Vorwürfe, welche der Dichter zu erdulden hatte, waren leicht verzeihlich und verdienten, wie es auch geschehen ist, seine zarte Schonung.

Weit mehr indessen, als durch dieses gegenseitige Nichtverstehen und Nichtwiederfinden wurde das Verhältniß zwischen der Freundin und Göthe durch ein anderes gestört, welches derselbe gerade zu damaliger Zeit einging. Es ist dies die oft getadelte, oft aber auch nicht richtig gewürdigte Verbindung des Dichters mit Christiane Vulpius, seiner nachmaligen Gattin, welche ihm zwar einen ruhigen und behaglichen Genuß des Lebens bereitete, ja ihm selbst zum Troste bei seiner Verstimmung gereichte, aber seine Geistesgemeinschaft mit der Frau von Stein auflösen mußte. Die Freundin konnte es nicht über sich gewinnen, die Zuneigung des Mannes, den sie in seinen schönsten Eigenschaften und Vorzügen allein zu besitzen gewohnt war, mit einer Andern theilen zu sollen, und wenn auch ihre auf uns gekommenen Aeußerungen über jenes Verhältniß des Dichters den Charakter einer leidenschaftlichen Gereiztheit nicht verläugnen und von dem milden und versöhnlichen Tone Göthe's, welcher den Frieden zu erhalten bemüht war und um Duldung seiner Liebe bat, nicht vortheilhaft abstechen, so ist doch von dieser Seite der Freundin Entfremdung von ihm wohl erklärlich.

Denn es ist wahr, nicht allein die Frau von Stein nahm damals Anstoß an dieser Verbindung Göthe's, um derentwillen sie ihn, welcher nur unter edlen Umgebungen hätte leben müssen, beklagt; auch das deutsche Volk hat dem Dichter, wie Schäfer sagt, diese Entzweiung mit Sitte und Gesetz noch nicht verziehen; es ist wahr, was derselbe Biograph hinzufügt, daß nichts der richtigen Würdigung von Göthe's sittlichem Charakter so

sehr im Wege gestanden, nichts so sehr zu falschen Urtheilen über die Tendenz seiner Dichtungen verleitet hat, als diese Halb-Ehe.

Und doch ist die weitere Geschichte dieses Verhältnisses nicht etwa zu beweisen geeignet, daß Göthe, wie Frau von Stein sich einmal in Beziehung auf dasselbe scharf ausdrückt, zwei Naturen gehabt habe, sondern vielmehr seinen redlichen, menschlich schönen Charakter von einer neuen Seite zu offenbaren. Es war freilich ein Tribut, den er der sinnlichen Natur des Menschen zollte, daß er von der jugendlich blühenden Bittstellerin, welche ihm im Parke eine Schrift überreichte, angezogen wurde, daß er sie zu sich einlud, daß er sie endlich in sein Haus aufnahm. Wohl konnte sie ihm nicht die entsprechende geistige Unterhaltung gewähren, deren er früher immer bei dem weiblichen Geschlechte zu genießen gewohnt war. Allein er war auch mit einer entschiedenen Abneigung gegen den Umgangs- und Bildungston der höheren Stände aus Italien zurückgekommen, wo Leben und Kunst seinen Sinn zur Einfachheit der Natur und zur Naivetät des Volkscharakters hingeleitet hatte. Dazu ersetzte die Geliebte den Mangel an geistiger Durchbildung durch andere Eigenschaften, welche sie ihm immer werther machten. Ihre völlige Hingebung an ihn in einer Zeit, wo er sich von seinen Freunden getrennt sah, die Sorge, mit welcher sie seinem Hauswesen vorstand, ihre Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit, ihre gänzliche Unterordnung bei einem stets heitern, naiven Wesen, ja selbst ihre kleinen Hülfeleistungen bei seinen botanischen und andern Studien schufen dem Dichter ein ruhiges Glück innerhalb der Wände seines Hauses, wie er es bisher noch nicht genossen hatte. Das Verhältniß, welches aus einer sinnlichen Neigung hervorgegangen war, entwickelte sich — und gerade darin bewährt sich Göthe's redlicher Charakter — zu einem sittlichen. Wohl mochte ihn die Abneigung gegen kirchliche Formen, zu denen er, wie überhaupt zu dem Christenthum, gerade damals nach seiner Rückkehr aus Italien kein Verhältniß hatte, oder das Bedenken, die Geliebte als Gattin in die geselligen Kreise einführen zu müssen, anfänglich

davon abhalten, seiner Verbindung mit ihr die kirchliche Weihe geben zu lassen, später aber die Scheu vor dem Aufsehen, das eine Trauung machen würde, ihn daran hindern, das einmal Versäumte nachzuholen. Aber er betrachtete Christiane Vulpius als seine Gattin und forderte gegen sie auch alle Achtung, die man ihr schon als Mutter seines Sohnes schuldig war, lange bevor er, nach der Schlacht bei Jena durch sie aus den mörderischen Händen der plündernden Franzosen befreit, sich mit ihr trauen ließ. Die gehässigen Anekdoten, welche Kleinstädterei, Gereiztheit und Mißgunst über das Wesen dieses Verhältnisses in Weimar erfanden, und welche von da in die Nation übergingen und in derselben noch umgehen, zeigen sich als unwahr, mindestens als übertrieben, wenn man Göthe's Aeußerungen an seine Freunde dagegenhält, in denen er „die Kleine" rühmt, die sein Hauswesen so wohl besorge und ihm das Leben angenehm mache, und wenn man die Aeußerungen vergleicht, welche des Dichters Freunde in Briefen hinsichtlich dieser Verbindung an ihn gerichtet haben. Der streng sittliche Knebel schreibt nach dem von Göthe tiefbetrauerten Tode seiner Gattin an diesen: „Die Prüfungen des Schmerzes und der Trauer, die Du, Bester, in diesen letzten Tagen hast ausdulden müssen, will ich nicht durch meine Tröstungen noch vermehren. Du weißt, daß wir Deine liebe Gemahlin wirklich geschätzt haben, und daß uns ihr Verhältniß zu Dir jederzeit sehr achtungswürdig schien. Was soll man sagen, wenn das Schicksal, das uns Allen bevorsteht, losreißt und theilt? Meine Frau, die die Deinige in Wahrheit geschätzt und geliebt hat, ist sehr betrübt über den Fall und läßt Dir viel Theilnehmendes sagen."

Und zumal sie, auf die sich die ganze Ungunst geworfen hatte, die man dem großen Dichter wegen seiner Verbindung mit ihr nicht zuwenden mochte, wie ist sie oft so ungerecht, mit Geringschätzung und Mißachtung beurtheilt worden. Aber so wie sie bescheiden auf den Glanz verzichtete, der stets von dem ausgezeichneten Manne auf die Gattin übergeht, so fand sie auch für

etwaige Nichtbeachtung und Zurücksetzung reichen Ersatz in der Zuneigung ihres Gatten zu ihr, in ihrer eignen immer regen und zarten Sorglichkeit um ihn und in der Liebe, welche ihr auch seine Mutter zugewendet hatte. Nichts bezeichnet auf rührendere Weise ihre treue Hingebung an Göthe, ihre bescheidne Liebe zu ihm, als jener Moment, wo ihr Mund, als schon der Tod ihre Zunge gelähmt hatte und an ihr Herz herangetreten war, noch dem Gatten zuzulächeln versuchte und nach einem freundlichen Blicke auf ihn ihr Auge brach. Sie war eine bescheidene Blume in des Dichters Leben; der Glanz seiner höheren Poesien hat ihr Bild nicht verherrlicht und unsterblich gemacht; vergebens suchen wir in seinen Werken die Idealisirung ihrer Gattenliebe zu ihm. Nur wenige Gedichte finden sich außer den Römischen Elegien und einigen andern Produkten aus der ersten Zeit ihrer Verbindung, welche wie die „Metamorphose der Pflanzen" an sie gerichtet sind, oder wie das einfach schöne Lied „Gefunden" die Liebe zu ihr symbolisiren. Aber auch die einfachen Verse werden unvergessen bleiben, in welche Göthe am 6. Juni 1816, an ihrem Sterbetage, den ganzen Schmerz über die Schwere seines Verlustes niedergelegt hat:

Du versuchst, o Sonne, vergebens
Durch die düstern Wolken zu scheinen,
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist, ihren Verlust zu beweinen.

„Angenehme häuslich-gesellige Verhältnisse", sagt Göthe in seinen Annalen Jahrgang 1790, „gaben mir den Muth, die Römischen Elegien auszuarbeiten und zu redigiren." Mit diesen Worten deutet er die Beziehung an, in welcher diese Poesien zu Christiane Vulpius stehen. Sie sind der Ausdruck seines von Amors Schleier verhüllten Liebesglückes, welches er nach seiner Rückkehr aus Italien genoß. Aber er hat diesem Genießen der flüchtig verrinnenden Gegenwart einen bedeutsamen Hintergrund gegeben, indem er mit dichterischer Freiheit die Scene in das vor Kurzem verlassene Rom zurückverlegte. Hiermit hat er gleich-

zeitig den Dichtungen auch den Charakter der unverhüllten Antike, den er während seines Aufenthalts in Rom studirt und in sich aufgenommen hatte, eingehaucht. Nirgends hat er dem Geiste antiker Natürlichkeit mehr gehuldigt, als hier, wo nach Rosenkranz Worten in seinen Armen, wie einst dem Pygmalion, die göttliche Schönheit zu blühendem Leben erwarmte. Obwohl aber der Dichter diese unverhüllte Natürlichkeit, welche in modernen Formen nach seinem eignen Ausdruck sich verrucht ausnehmen würde, in den höchsten Zauber der altclassischen Poesie gekleidet hat, so haben die Elegien doch den mannichfachsten Angriffen nicht entgehen können. Wie man an dem Verhältniß, aus welchem sie hervorgegangen, Anstoß nahm, so hat man auch diese Natürlichkeit unseren Begriffen von Schicklichkeit und Sittlichkeit widersprechend gefunden. Und doch ist am Ende auch hier kein Zweifel, daß das gesunde sittliche Gefühl weniger verletzt wird durch diese unverhüllte Natur, die, wenn auch voll des frischesten Lebens, doch in ihrer Offenheit etwas von dem kühlen Eindruck des antiken Marmors hat, als durch die halbverschleierte, mit brennenden Farben geschilderte Ueppigkeit, durch welche so häufig in unsern modernen Romanen die Sinnlichkeit der Leser aufgeregt wird.

Noch einmal überstieg Göthe die Alpen, als er im Jahre 1790 der Herzogin Amalie, welche bis dahin den größten Theil Italiens besucht hatte, um so lieber nach Venedig entgegenreiste, da er mit dieser Fürstin auch zwei seiner Freunde aus Rom, Meyer und Bury, dort begrüßen zu können die Hoffnung hatte. Während seines durch die verzögerte Ankunft der Herzogin veranlaßten mehrwöchentlichen Aufenthaltes in der Inselstadt dichtete er die meisten der „venetianischen Epigramme", unter denen einzelne sich zu längeren Productionen elegischen Inhalts erweitern. Zu diesen letzteren gehören die meisten erotischen Gedichte, welche dem Ton der Römischen Elegien nahe kommen; andere sind Ergüsse eines ruhigen, befriedigten Gemüthes, so

vor allem das vortreffliche Gedicht, durch welches Göthe seinem fürstlichen Freunde ein unsterbliches Denkmal gesetzt hat:

Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine;
Kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur was er vermag.
Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
Jeder; da wär' es ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein rc.

Auch treffliche Sätze der Lebensweisheit kleidet der Dichter in die knappe Form des Epigramms; den meisten derselben jedoch gab die Verstimmung, von der er sich noch nicht befreit hatte, einen schärferen Stachel, welcher sie von den Epigrammen aus dem Jahre 1782, jenen Erstlingen dieser Gattung, welche aus seiner damaligen Annäherung an das classische Alterthum hervorgegangen waren, wesentlich unterscheidet. Der Dichter sieht Italien nicht mehr mit denselben Augen an, wie früher, manche Schattenseiten des italiänischen Lebens, welche er entdeckt, werden von ihm gerügt; aber er wendet auch die Schärfe des Epigramms gegen sein Vaterland und gegen seine Landsleute und selbst gegen die deutsche Sprache, welcher er doch, sowie sie freilich auch ihm, so Vieles zu verdanken hat. Auch religiöse, sociale, politische Verhältnisse bleiben von seinen Angriffen nicht verschont, Fürsten und Völker werden gegeißelt, besonders aber sind es die französischen Zustände und die aus diesen hervorgehenden Freiheitsbestrebungen, die Rodomontaden der Freiheitshelden, gegen die sich seine scharfe Waffe kehrt.

Denn die französische Revolution und die durch sie auch in Deutschland entstandene Aufregung konnten, zumal als sich in Frankreich die wilden und verworrenen Zustände zu häufen begannen, nur dazu beitragen, die unbehagliche Stimmung, welche den Dichter erfaßt hatte, noch zu vermehren. Er, dem gemäß seiner ruhigen und klaren Dichternatur nur geordnete politische und sociale Zustände zusagen konnten, und der, nach seinem Aufenthalt in Italien eines ruhigen Lebensgenusses doppelt bedürftig, in den Weimarer Kreisen sich ohnehin nicht innerlich befriedigt sah, konnte sich mit der welterschütternden Bewegung keineswegs befreunden.

Noch spät äußert sich Göthe über seine damalige Stimmung und Ansicht in den Gesprächen mit Eckermann: „Es ist wahr, ich konnte kein Freund der französischen Revolution sein; denn ihre Gräuel standen mir zu nahe und empörten mich täglich und stündlich, während ihre wohlthätigen Folgen damals noch nicht zu ersehen waren. Auch konnte ich nicht gleichgültig dabei sein, daß man in Deutschland künstlicherweise ähnliche Scenen herbeizuführen trachtete, die in Frankreich Folge einer großen Nothwendigkeit waren." Aber er fügt auch hinzu: „Eben so wenig war ich ein Freund herrischer Willkür. Auch war ich vollkommen überzeugt, daß irgend eine große Revolution nie Schuld des Volkes ist, sondern der Regierung. Revolutionen sind ganz unmöglich, sobald die Regierungen fortwährend wach sind, so daß sie ihnen durch zeitgemäße Verbesserungen entgegenkommen und sich nicht so lange sträuben, bis das Nothwendige von unten her erzwungen wird."

Aber Göthe sollte damals nicht nur in seinem Geiste die beunruhigenden Wirkungen einer großen Welterschütterung erfahren, sondern er wurde auch selbst aus seiner Einsamkeit, in welcher er den Musen lebte, in die vom Waffengeräusch ertönende Welt hineingerissen. So ging er noch im Sommer 1790 nach Schlesien, wohin ihn der Herzog berufen hatte, und wo er einmal, wie er an Knebel schreibt, statt der Steine und Pflanzen die Felder mit Kriegern werde besäet finden. Doch nutzte er, vom Waffenlärme nicht gestört, den Blick nur auf die Wissenschaften gewendet, die Reise zu seinen botanischen und mineralogischen Studien. Er besuchte das Riesengebirge, machte selbst einen Abstecher nach Galizien, wo er die Salzbergwerke von Wieliczka befuhr, und kehrte im October wieder nach Weimar zurück.

Das Jahr 1791 bezeichnet Göthe in seinen Annalen als ein ruhiges, innerhalb des Hauses und der Stadt zugebrachtes Jahr. Eifrige Studien zur Farbenlehre füllten dasselbe aus; dazu wandte er sein Interesse der deutschen Philosophie, vorzüglich dem Kant'schen System zu, während er zu derselben Zeit aufgehört hatte, ein Dichter zu sein. Auch in der Leitung des Hof-

theaters, welches in diesem Jahre eine bedeutende Aenderung in seinem Personale erfuhr, fand er eine angemessene Beschäftigung.

Um so unruhiger wurde für Göthe das Jahr 1792, welches ihn mitten in Kriegsoperationen, zu Belagerungen und Schlachten führte, und ihn alle Beschwerlichkeiten eines Feldzugs durchkosten ließ. Der Wunsch Karl August's, welcher als Chef eines Regiments an dem Feldzug der preußischen Armee unter dem Herzoge von Braunschweig Theil nahm, sowie des Dichters eignes Verlangen, die Welt auch einmal von dieser Seite zu sehen, veranlaßten denselben, sich der Expedition anzuschließen. Schon war die Armee an den Grenzen Frankreichs angelangt, als ihr Göthe in seiner Halbchaise von Frankfurt aus nachfolgte. Hier bei seiner Mutter — der Vater war schon vor zehn Jahren, den 22. Mai 1782, gestorben — und im Kreise seiner Freunde, sowie in Mainz bei Sömmering, Forster und Huber hatte er denn auch wohl die erquicklichsten Tage während dieser Reise genossen. Denn als er bei Longwy zu der Armee gestoßen war, stellten sich gar bald alle Unbequemlichkeiten und Mühseligkeiten ein, welche vornehmlich diesen Feldzug traurigen Andenkens charakterisiren, so daß der Dichter schon am 27. September an Knebel schrieb: „In diesen vier Wochen habe ich Manches erfahren, und dieses Musterstück von Feldzug gibt mir auf viele Zeit zu denken. Es ist mir sehr lieb, daß ich das Alles mit Augen gesehen habe, und daß ich, wenn von dieser wichtigen Epoche die Rede ist, sagen kann, et quorum pars minima fui." Er klagt in demselben Briefe, der unweit Menehould geschrieben ist, über die abscheuliche Gegend, über das entsetzliche Wetter, über den Mangel an Brot, und berichtet, daß man nun anfange, den Feind für etwas zu halten, den man bisher verachtet habe, und wie es bei solchen Uebergängen zu gehen pflege, für mehr zu halten, als recht sei. Indessen blieb seine Aufmerksamkeit trotz mancherlei Unbequemlichkeiten auf alle Vorgänge und Ereignisse gerichtet, und seiner klaren Auffassung der Verhältnisse verdanken wir die später herausgegebene objective Schilderung der

„Campagne in Frankreich“, in welcher er zwar den Herzog von Braunschweig in seinem Urtheil schont, aber demungeachtet nicht vollkommen der Erwartung nachkommt, welche derselbe, als sich Beide an dem Ufer der Maas trafen, gegen ihn ausgesprochen: daß er nämlich als einsichtiger, glaubwürdiger Mann bezeugen könne, das Heer sei nicht vom Feinde, sondern von den Elementen überwunden worden.

In der mißlichen Lage, in den mannichfachen Mühsalen und Gefahren, welche die Armee zu bestehen hatte, fand indessen der Dichter auch vielfältige Gelegenheit, seinen edlen, menschenfreundlichen Charakter zu offenbaren und seine Theilnahme am Unglück in Hülfeleistungen aller Art zu bethätigen. Seine Ausdauer und Entsagung, sein Gleichmuth wurde auf manche Probe gestellt; durch die Elasticität seines Geistes, durch die Ungebeugtheit seines Willens richtete er mehr als Einmal seine Umgebung auf; seine Kaltblütigkeit in Gefahren, welche sich schon auf seiner Rückfahrt von Sicilien bewährt hatte, bestätigte sich auch hier wieder auf die entschiedenste Weise. Wie ihn in dem Hohlwege bei Verdun der Kanonendonner und die über den Häuptern wegfliegenden, gegen die Stadt gerichteten Kugeln nicht aus dem Gange seiner Gedanken brachten, als er dem Fürsten von Reuß die Grundsätze seiner ihn auf dem ganzen Feldzuge lebhaft beschäftigenden Farbenlehre exponirte, so trieb ihn sogar seine Wißbegierde in den Bereich der feindlichen Kugeln, als er bei Valmy den gewagten Versuch machte, zu erfahren, was denn eigentlich das Kanonenfieber sei. Mochten aber auch seine wissenschaftlichen Untersuchungen mitten im Kriegsgetümmel noch Raum finden, für die Dichtung war bei diesen Beschwerden und Entbehrungen, in dem beständigen Regen und auf den bodenlosen Wegen kein Anlaß und keine Stimmung. Erst nachdem er Luxemburg und Trier im Rücken hatte, mögen, nach Riemers Ansicht auf seiner Nachenfahrt durch die schönen Moselgegenden, die Verse entstanden sein, welche das nach den erlittenen Beschwerden doppelt ersehnte häusliche Glück preisen:

Weit und schön ist die Welt; doch, o wie dank ich dem Himmel,
Daß ein Gärtchen, beschränkt, zierlich, mir eigen gehört!
Bringt mich wieder nach Hause! Was hat ein Gärtner zu reisen?
Ehre bringt's ihm und Glück, wenn er sein Gärtchen bestellt.

Von der Heimath wurde jedoch der Dichter noch auf einige Tage in Pempelfort zurückgehalten, wo er seinen alten Freund Jacobi besuchte. Fand man ihn dort auch herber und schärfer in seinem Urtheil wie früher, und wollte sich überhaupt nicht mehr das innige Jugendverhältniß gestalten, so waren doch Göthe's Erzählungen aus Italien, die er mit der klarsten Objectivität und mit der größten Lebendigkeit vortrug, das Zauberstäbchen, womit er auch hier alle bösen Geister vertreiben konnte. Von Düsseldorf kehrte der Dichter über Münster, wo er in dem Kreise, den die Fürstin Gallitzin um sich gebildet hatte, freundlich aufgenommen wurde und genußreiche Stunden verlebte, nach Weimar in seine neu eingerichtete Wohnung zurück, in der er auch einen neuen Hausgenossen in seinem Freunde Meyer fand.

Minder beschwerlich als dieser Feldzug, meist sogar interessant und erheiternd war für Göthe die Belagerung von Mainz, welcher er im folgenden Jahre, ebenfalls als Begleiter des Herzogs Karl August, im Lager bei Marienborn beiwohnte. Es waren schöne Sommermonate, in der herrlichen Rheingegend zugebracht, und der Genuß derselben wurde noch erhöht durch die von keinem Unfalle gestörte Romantik des Lagerlebens. Göthe rühmt in seinen Briefen an Jacobi das günstige Wetter und ganz besonders die himmlischen Nächte, „ich sehe", schreibt er, „die Sonne öfter als im ganzen Leben aufgehen." Dabei hatte er Freiheit für sich zu den mannichfachsten Excursionen in die schöne Umgegend, während die Kanonen der Belagerer der eingeschlossenen Stadt immer mehr zusetzten. Daher beschäftigten ihn auch während dieser Tage nicht nur seine optischen Studien, sondern er gewann auch Zeit und Lust zu poetischen Produktionen; Reineke Fuchs wurde damals überarbeitet. Doch sehnte er sich nach Uebergabe der Stadt wieder sehr nach Weimar zurück, „denn", schreibt er von Frankfurt aus, wo er noch kurze Zeit verweilte, an Ja-

cobi, „mein herumschweifendes Leben treibt mich nach Hause, wo ich einen Kreis um mich ziehen kann, in welchen außer Lieb' und Freundschaft, Kunst und Wissenschaft nichts herein kann."

An den optischen Studien vornehmlich hielt sich Göthe während jener Zeit, nachdem er zwei Jahre unmittelbar und persönlich das fürchterliche Zusammenbrechen aller Verhältnisse erlebt hatte, nach seinem Ausdrucke wie an einem Balken fest. Aber so sehr er auch „den Spuck des gräßlichen Gespenstes, das man den Genius der Zeit nenne," und das ihm einige seiner Freunde wie wahnsinnig erscheinen ließ, mied und verabscheute, so mußte dennoch seine dichterische Natur den gewaltigen Zeitereignissen ihren Tribut zollen. Freilich geschah dies eine Zeitlang nur auf negative Weise, er schilderte in jenen Jahren nur die Kehrseite der Revolution, während die rein objective Auffassung derselben erst in Hermann und Dorothea, vornehmlich in jener trefflichen, farbentreuen Schilderung des „Zeitalters" hervortritt. Will man daher lediglich aus jenen frühern Werken des Dichters sein Urtheil über die Ereignisse und seine Auffassung der Revolution begründen, so greift man fehl. Und doch hat von jeher nichts so oft als Beleg zu Göthe's politischen Gesinnungen und Ansichten gelten müssen, als die Reihe von Stücken, welche zu Anfang der Revolutionszeit entstanden sind. Man urtheilt dann gewöhnlich, Göthe habe die Revolution in ihrer wahren, weltgeschichtlichen Bedeutung nicht verstanden und gewürdigt, und bringt mit dieser Behauptung auch Angriffe auf seine aristokratische Gesinnung in Verbindung. Wir wissen, warum er damals nicht ein Freund der Revolution hatte sein können. Auch hatte er, welcher Jahre lang im Stillen in Weimar für des Landes Wohlfahrt gewirkt hatte, wohl ein sehr nahes Interesse daran, daß nicht der Sturm der Zeit die Pflanzungen, die er mit seinem Fürsten geschaffen, zerstöre. Es ist also sehr begreiflich, daß sich seine ganze Natur gegen die großen Zeitereignisse stemmte und sich erst allmählich mit ihnen ausgleichen konnte. Diese erst allmählich erfolgende Aussöhnung aber zeugt am Ende noch von

einem feineren historischen Sinn, als wenn er, wie Klopstock, die Revolution mit Enthusiasmus begrüßt, aber nachträglich sich wieder von ihr abgewendet hätte.

Schon im Jahre 1785 hatte Göthe die berüchtigte Halsbandgeschichte lebhaft beschäftigt; er sprach sich damals über dieselbe dahin aus, daß das Ereigniß Frankreich den Thron kosten könne. In Palermo hatte er der Familie des Cagliostro große Theilnahme geschenkt, er hatte die Mutter dieses merkwürdigen Mannes mehrmals besucht, und vielleicht schon in Rom hatte er die Absicht, jene verwegene Mystification, in welcher Cagliostro eine Hauptrolle spielte, in einer Oper zu behandeln. Doch gab er diesen Plan, von dem uns nur noch die zwei cophthischen Lieder übrig sind, wieder auf und brachte in seinem Groß-Cophtha das Ereigniß in die Form eines Lustspiels. Aber er vergriff sich hier wieder in so weit in dem Stoffe, als er, wie früher in den Mitschuldigen, nicht wahrhaft komische, sondern unmoralische Handlungen in der Dichtung zur Darstellung brachte. Und so klar auch die Exposition, so lebendig die Handlung, so fein die Motivirung, so trefflich die Charakterzeichnung in derselben ist, so konnten doch diese Vorzüge, in denen sich Göthe's Genialität vollkommen bewährt, für jenen Mangel nicht entschädigen. Deshalb fand die Dichtung auch bei der Aufführung keinen Anklang. Göthe selbst schildert den Eindruck, welchen diese gemacht, höchst unbefangen und offen: „Ein furchtbarer und zugleich abgeschmackter Stoff, kühn und schonungslos behandelt, schreckte Jedermann; kein Herz klang an; die fast gleichzeitige Nähe des Vorbildes ließ den Eindruck noch greller empfinden, und weil geheime Verbindungen sich ungünstig behandelt glaubten, so fühlte sich ein großer respectabler Theil des Publikums entfremdet, sowie das weibliche Zartgefühl sich vor einem verwegenen Liebesabenteuer entsetzte." Der Dichter selbst aber mochte sich mit der Ueberzeugung trösten, die er damals gegen einen seiner Freunde ausgesprochen: „Wir können nichts machen, als was wir machen, und der Beifall ist eine Gabe des Himmels".

Ueber Anlaß und Entstehung der übrigen hierher gehörigen Dichtungen spricht sich Göthe selbst in seinen Annalen aus. „Einem thätigen productiven Geiste, einem wahrhaft vaterländisch gesinnten und einheimische Literatur befördernden Manne wird man es zu gute halten, wenn ihn der Umsturz alles Vorhandenen schreckte, ohne daß die mindeste Ahnung zu ihm spräche, was denn Besseres, ja nur Anderes daraus erfolgen solle. Man wird ihm beistimmen, wenn es ihn verdrießt, daß dergleichen Influenzen sich nach Deutschland erstrecken, und verrückte, ja unwürdige Personen das Heft ergreifen. In diesem Sinne war der „Bürgergeneral" geschrieben, die „Aufgeregten" entworfen, sodann die „Unterhaltungen der Ausgewanderten." Der Bürgergeneral, in welchem der Schauspieler Beck die Rolle des Schnaps vortrefflich spielte, hatte sich durch seinen lebhaften und frischen Dialog bei seiner Aufführung in Weimar der größten Theilnahme zu erfreuen. Auch die Bearbeitung des „Reineke Fuchs" fällt in diese Zeit. Indem sich Göthe, wie er sagt, an die unvermeidliche Wirklichkeit halb verzweifelnd hingeben mußte, begegnete ihm gerade Reineke Fuchs als wünschenswerthester Gegenstand für eine zwischen Uebersetzung und Umarbeitung schwebende Behandlung. Die Thätigkeit, welche er dieser „unheiligen Weltbibel" zuwendete, war ganz geeignet, ihn von der Betrachtung der Welthändel abzuziehen, und gereichte ihm zu Hause und anderwärts zu Trost und Freude. Schon im Mai 1793 berichtet er an Jacobi, daß Reineke fertig und in zwölf Gesänge abgetheilt sei; aber er nahm denselben, wie wir wissen, auch zur Belagerung nach Mainz mit und brachte ihn dort dem Abschlusse nahe. Die Aeußerung des Dichters, daß er Reineke zugleich als Uebung im Hexameter vorgenommen, hat mehrfach dazu beigetragen, den Werth der Arbeit zu unterschätzen, sowie man auch daran Anstoß genommen hat, daß Göthe den Inhalt der alten Thierfabel oftmals unsern Zeitverhältnissen angepaßt und manche Reflexionen, die aus der Betrachtung derselben hervorgegangen, geradezu eingeschoben habe. Doch darf man den

Zweck, den der Dichter mit der Bearbeitung der alten Fabel verband, sich nämlich in der classischen Kunstform zu üben, nicht zu gering anschlagen, zumal dieselbe in eine Zeit fällt, wo die prosodischen Gesetze der deutschen Sprache noch im Entstehen begriffen waren. Und sollte es nicht auch dem modernen Dichter zustehen, die Fabel seiner Dichtung seiner eignen Zeit gerecht zu machen, wie es in der epischen Volkspoesie immer geschehen ist? Wird man es Kaulbach verargen, daß er in seinen genialen Illustrationen zum Reineke auch wieder seine Zeit in treffenden Zügen sich hat abspiegeln lassen? Jedenfalls aber bleibt Göthe das unbestrittene Verdienst, daß er durch seine Bearbeitung des alten Thierepos den Sinn für das treffliche Werk des Mittelalters wieder geweckt, und, wie anderwärts auf Hans Sachs, so hier auf eine noch ältere Epoche der deutschen Poesie den Blick der Nation hingelenkt hat.

Indessen gab in diesen Jahren äußern Wechsels, innerer Beunruhigung, politischer Parteiung, in dieser Epoche der Erkältung gegen manche frühere Verhältnisse Göthe auch selbst die Dichtung, welche ihm schon so oft ein lindernder Balsam gewesen war gegen Wunden, die ihm eine rauhe Wirklichkeit geschlagen hatte, nicht dauernde Befriedigung. Deshalb war es die glücklichste Schickung für seine fernere Lebensentwickelung, daß sich gerade jetzt ein Verhältniß zu gestalten begann, welches ihm den reichsten Ersatz bot für vieles bisher Erfahrene und Erduldete, welches ihm ein volles Decennium mannichfache Aufmunterung und Anregung gab und die edelsten geistigen Genüsse bereitete. Es war gerade an seinem Geburtstage im Jahre 1794, als er an seinen jungen Freund Friedrich von Stein schrieb: „Eine angenehme Aussicht bietet sich mir dar, daß ich mit Schiller in ein angenehmes Verhältniß komme und hoffen kann, in manchen Fächern gemeinschaftlich mit ihm zu arbeiten zu einer Zeit, wo die leidige Politik und der unselige körperlose Parteigeist alle freundschaftlichen Verhältnisse aufzulösen und alle wissenschaftlichen Verbindungen zu zerstören droht.“

18.

Göthe und Schiller.

Es ist ein schöner Gedanke, welcher unter Karl August's Enkel, dem Großherzoge Karl von Weimar in unseren Tagen seiner Verwirklichung entgegensieht, den beiden Koryphäen unserer Nationalliteratur in der Stadt Weimar, welche Zeugin ihrer engen Verbindung gewesen und Hüterin ihrer Asche geworden ist, eine Doppelstatue zu errichten, und durch ein edles Kunstgebilde jenen ewig denkwürdigen Freundesbund zu verherrlichen, welcher den Deutschen mit inniger Pietät gegen die großen Meister vaterländischer Dichtkunst und im Hinblick auf die herrlichen Früchte, welche durch diese Freundschaft der Nationalliteratur zu gute gekommen sind, mit dem gerechtesten Stolze erfüllen muß. Es wird ja dies Kunstwerk das sichtbare Monument des Bundes sein, in welchem nach W. v. Humboldt's Worten unsere Dichter ein bis dahin nie dagewesenes Vorbild aufgestellt und auch dadurch den deutschen Namen verherrlicht haben. Und wie es als solches jeden sinnigen Wanderer, welcher zu der Stätte wallfahrt, die durch die Erinnerung an unsere großen Dichter und an die edlen Pfleger der Poesie für alle Zeit geweiht ist, auf das lebendigste empfinden lassen wird, welchen reichen Genuß, welche innige

Befriedigung eine wahre, auf den Grundpfeilern der Sittlichkeit ruhende Freundschaft trefflichen Männern gewähre, und was all' für Hohes und Herrliches durch dieselbe erreicht werden könne, so wird es uns auch recht eindringlich ermahnen, daß auch wir endlich unsere Einseitigkeit aufgeben, welche uns noch immer in nutzlosem Streite über den Werth der beiden Dichter und über die Vorzüge des einen vor dem andern trennt.

Eine Männerfreundschaft in der schönsten Bedeutung des Wortes war der Bund, welcher Göthe und Schiller mit einander verknüpfte, eine Freundschaft, zu einer Zeit geschlossen, wo sich die menschliche Natur schon spröde abzusondern und in sich zurückzuziehen pflegt, eine Freundschaft, nicht ohne Vorsicht eingegangen, aber, einmal befestigt, auch unverbrüchlich und ausdauernd bis an's Ende. Nicht in jugendlichem Enthusiasmus flogen sich hier die warmen Dichterherzen zu, um nach stürmischem Austausch zu erkalten und sich schnell befriedigt wieder zu trennen: dem Decennium ihres innigen Bundes gingen Jahre gegenseitigen Meidens, Momente förmlichen Abstoßens voraus, so daß es lange den Anschein haben konnte, als ob die großen Dichter als entgegenstehende mächtige Geistespole für immer geschieden bleiben würden.

Wir wissen, daß Göthe auf seiner Reise in die Schweiz als Begleiter Karl August's im Jahre 1779 Schiller zum erstenmale in der Karlsschule begegnete. Wenn es diesem damals ein hoher Genuß war, den Mann zu sehen, der ihm in seinen Dichtwerken so herrlich vorangeleuchtet hatte, so konnte Göthe nicht ahnen, daß unter den Zöglingen der Schule sich der Jüngling befinde, welcher bald darauf durch seine ersten Schauspiele eine ungeheuere Wirkung auf die Nation, ähnlich wie er selbst durch seinen Götz und Werther, hervorrufen, und dem er in späteren Jahren als ebenbürtigem Dichter, als dem edelsten Menschen zum reinsten Freundesbund die Hand reichen sollte.

Während Göthe's Abwesenheit in Italien, im Jahre 1787 hatte Schiller einen zeitweisen Aufenthalt in Weimar genommen.

Damals war es, wo er in des Dichters Gartenwohnung, welche Knebel eine Zeitlang bezogen hatte, mit diesem und andern Freunden des Abwesenden Geburtsfest feierte. „Ich habe", schreibt er an Körner, „Göthe's Geburtstag mit begehen helfen. Seine Gesundheit wurde von mir in Rheinwein getrunken. Schwerlich vermuthete er in Italien, daß er mich unter seinen Hausgenossen habe, aber das Schicksal fügt die Dinge gar wunderbar." Doch gibt sich keineswegs aus seinen Aeußerungen damaliger Zeit eine warme Verehrung für Göthe kund; wie er ihn als Dichter in seiner Recension des Egmont angriff, so ist auch der Ton der Berichte über seine persönlichen Verhältnisse, wenn auch anerkennend, doch kühl und gemessen; ja, er mochte sich sogar in seinem Urtheil durch engherzige Weimaraner beirren lassen, und mit diesen es Göthe verargen, daß derselbe als Angestellter seinen Gehalt auf Reisen verzehre. „Während er in Italien malt", schreibt er an Körner, „müssen die Voigt's und Schmidt's für ihn wie Lastthiere schwitzen. Er verzehrt in Italien für Nichtsthun eine Besoldung von achtzehnhundert Thalern, und sie müssen für die Hälfte des Geldes doppelte Lasten tragen." „Wie tief", sagt Stahr in Beziehung auf diese schneidende Aeußerung Schiller's, „muß der Krebs des Neides und der Kleinlichkeit sich eingefressen haben in das innerste Mark eines Volkes, das so stolz auf seinen Idealismus zu pochen gewohnt ist, wenn sein Gift zeitweilig selbst den Edelsten der Edeln anstecken konnte!"

Auch das erste persönliche Begegnen der beiden Dichter führte keine Annäherung herbei. Bald nachdem Göthe von seiner Reise aus Italien zurückgekehrt war, lernte er Schiller, der, im dreißigsten Jahre stehend, schon von der Achtung der Nation hoch emporgehoben worden war, zu Rudolstadt in der Lengefeld'schen Familie, welcher er mit Herder und der Frau von Stein einen Besuch abstattete, kennen. Die tiefe Kluft, durch welche er sich schon vorher in seinem Wollen und Wirken von ihm getrennt sah, mochte ihn wohl kühl und gemessen gegen ihn machen. Er war aus Italien mit seinen neuen Kunst- und Lebensanschauungen

zurückgekehrt, und hatte in Deutschland Dichtwerke in großem Ansehen, von ausgebreiteter Wirkung gefunden, welche ihn, wie er sich ausdrückt, äußerst anwiderten. Zu diesen Dichtungen gehörte vor allem Schiller's Erstlingsschauspiel „Die Räuber.“ Er sah, wie in ihm ein kraftvolles, aber unreifes Talent gerade die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen er sich zu reinigen gestrebt, recht in vollem, hinreißendem Strom über das Vaterland ausgegossen hatte. Was er als überwundenen Standpunkt weit hinter sich gelassen hatte, das sah er nun von gebildeten Hofdamen ebenso wie von wilden Studenten angepriesen, mit Enthusiasmus gefeiert. Auch Schiller, im Bewußtsein seiner errungenen Lorbeeren, verhielt sich bei jenem ersten Zusammentreffen kalt und zurückhaltend gegen den großen Dichter, so daß ungeachtet der Bemühungen der Freundinnen keine herzliche Annäherung zwischen Beiden zu Stande kommen konnte. Zwar war in Schiller seine „in der That große Idee“ von Göthe nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden, aber er zweifelte doch, ob sie je einander nahe rücken würden. „Vieles“, schreibt er an Körner, „was mir jetzt noch interessanter ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt. Sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt, als das meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren.“

Auch als Schiller im Herbste 1788 wieder nach Weimar überzog, kam selbst durch das Zusammenleben in Einer Stadt kein Verhältniß zwischen beiden Dichtern zu Stande; im Gegentheile schien eine solche Nähe ihre Geister noch mehr von einander zu trennen. Göthe vermied sogar Schiller zu sehen und lehnte alle Versuche der Freunde ab, welche eine nähere Verbindung zwischen ihnen einzuleiten beabsichtigten. Auch Schiller fühlte sich Göthe gegenüber in einer Art Opposition. „Dieser Mensch“, so drückt er sich, bitter geworden durch seine bedrängte Lage, gegen seinen

Freund Körner aus, „dieser Göthe ist mir einmal im Wege und erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat.“ Es war die Zeit der größten Entfremdung, in der sich die Dichter förmlich mieden und abstießen. Aber dies hinderte Göthe nicht in seinen Bemühungen, Schiller für die thüringischen Staaten zu gewinnen und eifrig dahin zu wirken, daß demselben an der Universität Jena eine außerordentliche Professur der Geschichte übertragen würde. Dieser trat auch im Frühling des Jahres 1789 sein academisches Lehramt, zu welchem ihm Göthe Muth eingesprochen hatte, an, und sah sich bald durch den außerordentlichsten Beifall, den ihm die Studirenden zollten, belohnt.

Was in der nächsten Nähe nicht zu Stande kommen wollte, das sollte sich bei einer, wenn auch nicht bedeutenden Entfernung, in einiger Zeit realisiren. Zwar bewirkte der Besuch Göthe's bei Schiller, als er von Dresden, wo er auch dessen Freund Körner hatte kennen gelernt, über Jena zurückkehrte, gleichfalls keine Annäherung. Der Gegenstand der Unterhaltung, die Kant'sche Philosophie, war nicht geeignet, Berührungspunkte für die so verschieden organisirten Geister zu bieten. Schiller fand es interessant, wie Göthe Alles in seine eigne Art und Manier kleide und überraschend zurückgebe, was er lese; aber er mochte, wie er schreibt, doch nicht gern über Dinge, die ihn sehr nahe interessirten, mit ihm streiten. Daß jedoch Göthe's Geist nach allen Directionen wirkte und forschte und sich ein Ganzes zu erbauen strebte, das machte ihn demselben zum großen Mann.

Als Schiller im Jahre 1794 die Vorbereitungen zur Herausgabe der „Horen“ traf, einer Monatsschrift, die sich über alles das, was mit Geschmack und philosophischem Geiste behandelt werden kann, verbreiten und sowohl philosophischen Untersuchungen als poetischen und historischen Darstellungen offen stehen sollte, wandte er sich auch an Göthe mit dem Wunsche, die Zeitschrift mit seinen Beiträgen, über deren Rang und Werth nur Eine Stimme sein könne, zu beehren. Göthe erwiederte freundlich und zeigte sich zur Einsendung von Arbeiten bereit; er hoffte, daß

eine nähere Verbindung mit so wackeren Männern, als die Unternehmer seien, Manches, das bei ihm in's Stocken gerathen sei, wieder in lebhaften Gang bringen würde.

Es war im Juli desselben Jahres, als sich Göthe in Jena befand und einer Sitzung der neugegründeten naturforschenden Versammlung beiwohnte. Auch Schiller war dort zugegen, und es traf sich, daß sie Beide zugleich hinausgingen; ein Gespräch über die Art und Weise der Behandlung der Naturwissenschaften knüpfte sich an. An Schiller's Haus angekommen, lockte Göthe die Unterhaltung hinein. Obwohl in der weiteren Besprechung der Realismus des Einen und der Idealismus des Andern sich bekämpften, und sich Keiner für den Sieger ansehen konnte, vielmehr Jeder sich für unüberwindlich hielt, so war doch der erste Schritt zur Verständigung und Annäherung gethan. Zudem war, wie Göthe berichtet, damals Schiller's Anziehungskraft groß; er hielt Alle fest, die sich ihm näherten. Auch seine Gattin trug das Ihrige zum dauernden Verständnisse bei; alle Freunde waren froh, „und so besiegelten wir", fährt Göthe in seinem Berichte über diese seine erste Annäherung an Schiller fort, „durch den größten, vielleicht nie zu schlichtenden Wettkampf zwischen Object und Subject einen Bund, der ununterbrochen gedauert und für uns und Andere manches Gute gewirkt hat."

Bei der durchaus verschiedenen Natur der beiden Dichter hatte sich erst der Punkt ergeben müssen, auf welchem sich ihre Geister freundlich begegnen konnten, wenn an eine dauernde Verbindung gedacht werden sollte. Dieser Punkt lag im innersten Kerne ihrer poetischen Schöpferkraft; aber er war in Beiden von den Besonderheiten, welche Naturanlagen, Bildungsgang, verschiedenes Alter und andere individuelle Zufälligkeiten mit sich brachten, gewissermaßen umgeben und verhüllt. Wenn Göthe's Realismus ihn auf Natur- und Kunststudien hinlenkte, und Schiller's Idealismus zur speculativen Philosophie drängte, so daß Beider Geistesrichtung durchaus auseinanderging, so führte die Dichternatur, die ebensowohl das Einzelne in's Reich des

Idealen erhebt, als sie der abstrakten Idee Körper und Leben verleiht, diese Richtungen wieder zusammen, nachdem einmal die ersten Fäden, zu der Dichter eigner Ueberraschung, sich so schnell geknüpft hatten. Die Starrheit der sich entgegengesetzten Naturen erweichte; was individuelle Ansichten, was Mißstimmung, was Vorurtheile eingegeben, wurde zunichte vor der poetischen Uranlage, die diesmal in den Dichtern sich zu eignem Genuß und Segen mächtig erwies, und vor den Forderungen der sittlichen Natur des Menschen, welche Beiden ungeheuchelte Hochachtung gegen einander abzwang. Sie lernten fortan erkennen, daß sie sich nicht zu fliehen, sondern daß sie sich zu ergänzen hätten, und daß Jeder den Andern als die Hälfte seiner selbst betrachten dürfe. „Ein Jeder", so drückt sich Schiller schon zu Anfang ihrer Verbindung in Beziehung auf eine mit Göthe gepflogene Unterhaltung aus, „konnte dem Andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen." Und so blieb es auch die ganze Zeit ihres Zusammenlebens und Zusammenwirkens, und aus dieser gegenseitigen Befruchtung ihrer Ideen wuchs für sie selbst ein verjüngtes geistiges Leben auf und für die Nation ein reiches Saatfeld voll der köstlichsten Früchte.

Es ergreift uns innig, wenn wir in dem Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe, diesem Documente ihres edlen Freundesbundes, das uns ebensosehr Zeugniß gibt, wie hoch die Dichter für sich selbst ihr Zusammenwirken anschlugen, als es uns die ganze Bedeutung desselben für die deutsche Nation offenbart, in der ungekünstelten Sprache würdevoll männlicher Offenheit und wahrer Aufrichtigkeit die Bekenntnisse lesen, in denen sie ihr eignes Wesen einander enthüllen und die Anerkennung der Verdienste, welche Jeder um den Andern gehabt habe, aussprechen. „Ich habe", so schreibt Göthe an Schiller, „gleich anfangs den edlen und so seltenen Ernst, der in allem erscheint, was Sie geschrieben und gethan haben, immer zu schätzen gewußt, und ich darf nunmehr Anspruch machen, durch Sie selbst mit dem Gange Ihres Geistes, besonders in den letzten Jahren, bekannt zu wer-

den. Wie groß der Vortheil Ihrer Theilnehmung für mich sein wird, werden Sie bald selbst sehen, wenn Sie bei näherer Bekanntschaft eine Art Dunkelheit und Zaudern bei mir entdecken, über die ich nicht Herr werden kann, wenn ich mir ihrer gleich deutlich bewußt bin." Und eben so offen und anspruchslos spricht sich Schiller über seine dichterische Begabung gegen den Freund aus: „Erwarten Sie bei mir keinen großen materiellen Reichthum an Ideen, dies ist's, was ich bei Ihnen finden werde. Mein Bedürfniß und Streben ist, aus wenigem viel zu machen, und wenn Sie meine Armuth an allem, was man erworbene Kenntnisse nennt, einmal näher kennen sollten, so finden Sie vielleicht, daß es mir in manchen Stücken damit mag gelungen sein. Weil mein Gedankenkreis kleiner ist, so durchlaufe ich ihn eben darum schneller und öfter, und kann meine kleine Baarschaft besser nutzen, und eine Mannichfaltigkeit, die dem Inhalte fehlt, durch die Formen erzeugen. Sie bestreben sich, Ihre große Ideenwelt zu simplificiren, ich suche Varietät für meine kleinen Besitzungen. Sie haben ein Königreich zu regieren, ich nur eine etwas zahlreiche Familie von Begriffen, die ich herzlich gern zu einer kleinen Welt erweitern möchte."

Diesen freimüthigen, aus klarer Selbstbeschauung hervorgegangenen Urtheilen über ihr eignes Wesen, welche sich die Dichter in der ersten Zeit ihrer sich immer enger knüpfenden Verbindung gegenseitig mittheilten, entspricht auch die Offenheit, mit welcher sie, als ihnen die Früchte ihres segensreichen Bundes sichtbar geworden waren, ihre Verdienste um einander rühmend anerkannten. Wie Göthe später in den Annalen berichtet, daß für ihn aus der Verbindung mit Schiller ein neuer Frühling, in welchem alles froh nebeneinander gekeimt und aus aufgeschlossenem Samen und Zweigen hervorgegangen sei, so ruft er auch schon früher dem Freunde selbst in aufrichtiger Anerkennung und mit dem Gefühle warmen Dankes zu: „Sie haben mich von der allzustrengen Beobachtung der äußeren Dinge und ihrer Verhältnisse auf mich selbst zurückgeführt, Sie haben mich die Vielseitig-

keit des inneren Menschen mit mehr Billigkeit anschauen gelehrt, Sie haben mir eine zweite Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu sein ich so gut als aufgehört hatte." Nicht minder offen rühmt auch Schiller den fördernden Einfluß, welchen Göthe's Umgang auf seine ganze Entwickelung als Dichter ausgeübt habe. „Es sind jetzt vier Jahre verflossen", schreibt er, „daß wir einander näher gekommen sind und diese vier Jahre haben mir eine festere Gestalt gegeben und mich rascher vorwärts gerückt, als es ohne das hätte geschehen können; ich habe im Poetischen einen völlig neuen Menschen angezogen. Es ist eine Epoche meiner Natur."

Den belebenden Einfluß, welchen Schiller auf Göthe ausübte, sodaß ein reicher Dichterfrühling mit frischer Triebkraft in dessen Gemüth aufsproßte, und wiederum die mächtige Wirkung, welche von Göthe auf Schiller überging, sodaß auch für seine poetische Thätigkeit eine neue, eine classische Epoche anhebt, im Einzelnen zu verfolgen; zu sehen, wie Schillers rastloser Trieb den großen Ideenkreis Göthe's in Bewegung setzte, wie er den Dichter zum Produciren ermunterte, wie er jene Dunkelheit zu zerstreuen suchte und sein Zaudern überwand, während Göthe durch sein Maß und durch seine Ruhe die überwallende Idealität Schillers zügelte und in die Grenzen reiner Schönheit zurückführte, das ist eine höchst fördernde Einsicht in die Geschichte unserer Literatur, welche wir aus dem Briefwechsel zwischen beiden Dichtern gewinnen können. Wenn wir aber ferner erwägen, welcher innige Gedankenaustausch in den mündlichen Besprechungen, in jenen inhaltreichen „Conferenzen" stattfand, wie schon während des vierzehntägigen Besuches Schillers bei Göthe im Jahre 1794, und wie später noch öfter in Jena und Weimar, so dürfen wir uns nicht verwundern, daß sich die beiden Dichter in ihrer Anschauungsweise immer mehr näherten, daß ihre Kunstprincipien immer mehr Einheit gewannen und daß dieser fortwährende Gedankenaustausch in ihren poetischen Arbeiten selbst zur Täuschung Anderer führte. Es geschah mehr als Einmal, daß die Produc-

tionen des Einen für die des Anderen gehalten wurden; als Wallensteins Lager erschien, schrieb man unbedenklich Göthe einen großen Antheil an demselben zu. Und in gewissem Sinne nicht mit Unrecht, denn wenn dieser auch an der Ausführung der Dichtung bis auf die bekannten zwei Verse durchaus keinen Antheil hatte, so war doch der Entwurf derselben zwischen beiden Dichtern besprochen worden, ebenso wie früher das Manuscript des Wilhelm Meister, mit Ausnahme der beiden ersten Abschnitte, Buch um Buch nach Jena ging, damit der Freund sein Urtheil über die Dichtung abgeben und in einzelnen zweifelhaften Punkten rathen könne. Es bewährte sich bei Beiden mehr als Einmal ein Ausspruch, den Schiller in Bezug auf die Förderung, gethan hat, welche ihm in seinem dichterischen Schaffen durch Göthe's Rath zu Theil werde: es sei eine rechte Gottesgabe um einen weisen und sorgfältigen Freund.

Das geistige Zusammenwirken der beiden Dichter zeigte sich zuerst in den Horen für das Jahr 1795 und in dem für das Jahr 1796 herausgegebenen Musenalmanach. Wie förderlich die Betheiligung an diesen Jahresschriften der Göthe'schen Muse geworden, das hat er selbst später in den Worten ausgesprochen: „Hätte es Schiller nicht an Manuscript zu den Horen und Musenalmanachen gefehlt, ich hätte die Unterhaltungen der Ausgewanderten nicht geschrieben, den Cellini nicht übersetzt, ich hätte die sämmtlichen Lieder und Balladen, wie sie die Musenalmanache gaben, nicht verfaßt, die Elegien wären, wenigstens damals, nicht gedruckt worden, die Xenien hätten nicht gesummt, und im Allgemeinen wie im Besonderen wäre gar Manches anders geblieben." Unter den in den Horen des ersten Jahrgangs erschienenen Dichtungen Göthe's standen die Episteln voran, deren Fortsetzung zu einem Cyclus von Lehrgedichten leider unterblieben ist. Aber auch schon in den beiden vorhandenen bewährt sich die Genialität Göthe's, welche, wie früher die Gelegenheitspoesie, so auch hier das Lehrgedicht zu einer anmuthigen dichterischen Form erhoben hat. In der Gattung der Elegien brachte

der Musenalmanach für das Jahr 1797 die Dichtung „Alexis und Dora", jenes reizende Gemälde plötzlich erwachender Liebe, in welchem die Wonne des ersten Geständnisses und der herbe Trennungsschmerz wunderbar bewegend ineinanderfließen und in die rückwärts schwärmenden Gedanken des fortsegelnden Jünglings sich unerwartet die Qual der Liebe stiehlt. Mit Recht hat schon Wieland beim Erscheinen des Musenalmanachs diese ihrem Inhalte nach unübertreffliche und auch in der Form vollendete Idylle „eins der vollkommensten Gedichte in irgend einer Sprache" genannt. Auch die Elegie zur Ankündigung von Hermann und Dorothea gehört hierher, über die Knebel an Göthe, der sie ihm mitgetheilt hatte, mit Bezug auf ihren Inhalt schreibt: „Wie wohl thun die Töne, die unmittelbar aus der Brust hervordringen! Ich sage Ja und Amen zu Allem. Es ist schön, auszusprechen, was diesen Zuruf hervorbringt. Es ist schön, den Pöbel niederzudrücken, damit der Edlere sich erheben könne. Es ist schön, mit immer neuen Lorbeerreisern das Haupt zu umflechten, wann gleich Cäsar's Täuschung nicht vonnöthen ist." Auch das liebliche Wechselgedicht, „Der neue Pausias", sowie die Elegie „Euphrosyne", ferner die „Metamorphose der Pflanzen", „Amyntas" und andere Producte schlossen sich in dieser Dichtgattung den obigen an.

Besonders reiche Früchte brachte aber in jener Zeit das Feld der Balladen- und Romanzenpoesie, auf welchem beide Dichter thätig waren; Göthe lieferte für die verschiedenen Jahrgänge des Musenalmanachs „den Zauberlehrling", „den Schatzgräber", „die Braut von Corinth", „den Gott und die Bajadere", sodann „die Spinnerin", „Legende", „das Blümlein Wunderschön", „die Balladen von der Müllerin" und andere, während er einzelne Stoffe, wie „Hero und Leander", und „die Kraniche des Ibykus" Schiller zur Bearbeitung überließ. Auch satyrische Gedichte Göthe's, wie „Musen und Grazien in der Mark" und „Der Chinese in Rom", sodann rein lyrische, wie „Nähe der Geliebten", „Meeresstille", „Glückliche Fahrt", „Abschied", „Erinnerung", „An Mignon" und viele andere, endlich

Epigramme erschienen zum erstenmale in den Musenalmanachen vor dem Publikum.

Das schönste Denkmal aber der vereinigten Thätigkeit unserer Dichter sind die Epigrammensammlungen „Tabulae votivae,“ „Vielen“, „Einer“, sowie die „Xenien“ im Musenalmanach für das Jahr 1797. In den letzteren beschlossen sie förmlich, der Nation ein gemeinsames Werk ihres Geistes zu geben, an welchem sie das Eigenthumsrecht nie auseinandersetzen wollten.

> Wem die Verse gehören? Ihr werdet es schwerlich errathen,
> Sondert, wenn ihr nun könnt, o Chorizonten, auch hier!

Auch wollten die Dichter anfänglich in ihren Gedichtsammlungen beide sämmtliche Xenien abdrucken lassen, kamen jedoch wieder davon ab und haben später nur wenige Epigramme in dieselben aufgenommen. Einzelne dieser Distichen sind in der That von beiden Dichtern in Gemeinschaft verfertigt worden. So erzählt wenigstens Göthe in Eckermanns Gesprächen: „Freunde, wie Schiller und ich, Jahrelang verbunden mit gleichen Interessen, in täglicher Berührung und gegenseitigem Austausche, lebten sich in einander so sehr ein, daß überhaupt bei einzelnen Gedanken gar nicht die Rede und Frage sein konnte, ob sie dem Einen gehörten oder dem Andern. Wir haben viele Distichen gemeinschaftlich gemacht, oft hatte ich den Gedanken und Schiller machte die Verse, oft war das Umgekehrte der Fall, und oft machte Schiller den einen Vers und ich den andern. Wie kann nun da von Mein und Dein die Rede sein!“

Der Plan zu den Xenien ging von Göthe aus; zu Weihnachten 1795 kam er auf den Einfall, auf deutsche Zeitschriften Epigramme zu machen, etwa hundert an der Zahl, wie der römische Dichter Martial einen Cyclus von Sinnsprüchen auf die einzelnen Leckerbissen, die auf die römischen Tafeln kamen, gemacht hatte. Schiller ergriff den Gedanken dieser deutschen Xenien mit der größten Lebhaftigkeit: „Ich denke aber, schreibt er, wenn wir das Hundert voll machen wollen, werden wir auch über einzelne Werke herfallen müssen, und wie mancherlei Stoff findet sich da!

Welchen Stoff bietet uns nicht die Stolberg'sche Sippschaft, Racknitz, Ramdohr, die metaphysische Welt mit ihren Ichs und Nichtichs, Freund Nicolai, unser geschworner Feind, die Leipziger Geschmacksherberge und dergleichen dar." Hiermit war die polemische Tendenz der Xenien ausgesprochen, und als nun Göthe im Januar 1796 in Jena eintraf, schritten beide Freunde in der Ausführung derselben rasch voran. Die Zahl hundert erwies sich bald als zu klein, man mußte sie überschreiten, und so entstand jener Cyclus von Epigrammen, in denen unsere beiden großen Dichter, die Geißel der Satyre unerbittlich schwingend, alles Mittelmäßige in der Literatur, alles Anmaßende und Sichüberhebende bekämpften, und dem Alten, welches über die Zeit sein Recht behaupten wollte, der Eitelkeit der jungen Generation, der Nüchternheit und Seichtheit einer sich breit machenden Kritik eine empfindliche Niederlage bereiteten.

Fort in's Land der Philister, ihr Füchse mit brennenden Schwänzen,
Und verderbet der Herrn reife papierene Saat.

Wie ein Gewitter reinigten die Xenien die Höhen des deutschen Parnasses von dem trüben Dunste, der dicken Atmosphäre, die sich um dieselben gelagert hatten. Wenn aber schon die Freunde, wie Herder und Andere, nicht zufrieden waren mit diesem Xeniensturme, so ist es nicht zu verwundern, daß sich die ganze Schaar der Getroffenen zu einem heftigen Kampfe gegen die beiden Olympier erhob. Aber ihre Angriffe waren machtlos, der deutsche Dichterthron, den jene mit einander theilten, blieb dem Drängen und Anstürmen derselben unnahbar. „Neid, Zorn' Gehässigkeit und Rachlust", sagt Boas in seinem Xenienkampfe, „mit allen bösen Dämonen, die im Solde dieser Leidenschaften stehen, wurden entfesselt, um Göthe's und Schillers Bildsäulen zu besudeln, zu zerschmettern. Sieht man das, und sieht man auch, wie groß und hehr sie aus dem Streite hervorgingen, ohne daß nur ein Fleckchen auf dem reinen Marmor haften blieb, dann wachsen ihre Gestalten immer unendlicher empor, dann em-

pfinden wir die Hoheit ihres Geistes, die ewige Frische ihres Nachruhms um so deutlicher."

Der Verkehr zwischen Göthe und Schiller war während der Zeit, als die Xenien entstanden, außerordentlich lebhaft geworden, die Botenfrau brachte stets neue Sammlungen von Distichen herüber und hinüber; dabei wurde auch der persönliche Verkehr durch häufige Besuche, besonders Göthe's in Jena, immer inniger. Nur selten unterbrachen ihn größere Reisen, wie die, welche dieser im Jahre 1797 in die Schweiz unternahm. Auf dieser Reise, welche den Dichter über Frankfurt, Stuttgart, Schaffhausen, Zürich nach Stäfa, den Wohnort seines Freundes Meyer und dann auf den Gotthard führte, sind die Gedichte „Amyntas" und „Euphrosyne", letzteres zum Gedächtniß der frühverstorbenen, talentvollen Schauspielerin Neumann, entstanden. Auch faßte Göthe damals in der Schweiz den Plan zu einem Epos „Tell", trat aber später dies Sujet, wie schon andere, an Schiller ab. War es auf seiner ersten Schweizerreise die Liebe zu Lili, auf seiner zweiten die Sehnsucht nach der Frau von Stein, welche seine Schritte von der Grenzscheide des Nordens und Südens rascher wieder heimwärts lenkten, so schreibt er diesmal von Stäfa aus an Schiller, dem er öfters Reisebericht abstattete und neu entstandene Gedichte zusendete: „Vielleicht sehen wir uns also sehr bald wieder, und die Hoffnung, mit Ihnen das Erbeutete zu theilen und zu einer immer größeren theoretischen und praktischen Vereinigung zu gelangen, ist eine der schönsten, die mich nach Hause lockt."

Seit der Abreise Wilhelm von Humboldt's, des geistreichen Aesthetikers, welcher bei den Unterhaltungen der Freunde oft der Dritte im Bunde gewesen war, und der später Schiller in der Einleitung zu seinem mit ihm gepflogenen Briefwechsel und Göthe in der Kritik des Epos „Hermann und Dorothea" ehrende Denkmäler gesetzt hat, fühlte sich Schiller in Jena sehr vereinsamt. Dazu hatte er bei seiner Bearbeitung des Wallenstein mehr als je das Bedürfniß eines ununterbrochenen Verkehrs

mit Göthe empfunden, dessen Rath und Ermunterung ihm während derselben oft zu Theil geworden war. Und da er nun durch diese große Dichtung wieder die Bahn der dramatischen Poesie betreten hatte, so mußte es ihm auch höchst wünschenswerth erscheinen, durch Anschauung theatralischer Darstellungen seine Einsicht in die Dramatik zu erweitern. So zog er zu Ende des Jahres 1799, durch die Municenz des Herzogs Karl August dazu in Stand gesetzt, nach Weimar über.

Eine höchst bedeutungsvolle Zeit begann für unsere Literatur, als die beiden Dichter nun von den Mauern Einer Stadt umschlossen, die großen Resultate ihrer Studien, ihrer gemeinsamen Betrachtungen, ihres Gedankentausches auch in das Leben einführten; als besonders Schiller mächtig in Schwung gesetzt wurde und die Nation jährlich mit einer großen dramatischen Dichtung beschenkte, während Göthe, den Wissenschaften zugewendet, sich weniger productiv zeigte und nur mit der Bearbeitung des „Mahomed" und „Tankred" und mit seiner „natürlichen Tochter" hervortrat. Wie Beide als Menschen immer näher aneinander rückten und, was sie sich am Schlusse des Jahrhunderts gelobt, fest zusammenhielten, so gingen sie auch als Dichter an ein neues gemeinsames Werk. In den Xenien hatten sie oft innere Schwäche bei äußerer Anmaßung schonungslos gegeißelt, nun zeigten sie in ihrer gemeinsamen Thätigkeit fürs Theater, was die deutsche Dichtkunst leisten könne und wie sie auf das Volk von der Bühne herab wirken solle. Es war eine schöne Zeit, als die beiden größten Dichter unserer Nation ihre Meisterwerke selbst zur Aufführung brachten und diese selber leiteten, so daß damals durch die von ihnen herangebildeten Weimarer Schauspieler eine neue Epoche für die Mimik anhob. Jener edle Geist des Hellenenthums, von welchem die Dichter durchdrungen waren, wurde nun auch Grundprincip der dramatischen Darstellung und auf diese Weise unsere Bühne der antiken näher geführt. Der Adel der Poesie verlangte und bedingte auch den Adel ihrer Darstellung, und die Dichter ließen sich die Mühe nicht verdrießen, die Leseproben

selber zu leiten, überall thätig einzugreifen, um diesen maßvoll schönen Geist des Griechenthums ihrer Nation näher zu bringen. Hier galt kein Haschen nach der Gunst des Publikums, sondern nur das Gesetz des Schönen; daher erhob sich auch die Weimarer Bühne zu einer außerordentlichen Höhe, so daß von ihr aus eine Zeitlang die Regeln und Gesetze dramatischer Darstellung auf ganz Deutschland übergingen.

Doch sollte der Glanz des dichterischen Doppelgestirns nicht lange mehr in seiner vollen Pracht über dem Vaterlande strahlen; das Band der brüderlichen Freundschaft, welches die größten Sänger, die edelsten Menschen mit einander verknüpfte, sollte, noch ehe nach menschlicher Berechnung die Zeit gekommen war, gelöst werden. Es hatte nicht an Bestrebungen gemangelt, dasselbe schon früher zu lockern, zu zerschneiden, wie die fruchtlosen Bemühungen Kotzebue's, Schiller einen Triumph auf Göthe's Kosten zu bereiten und dadurch die Freunde zu entzweien; es hatte nicht an Anläßen gefehlt, welche dieselben wenigstens hätten in größere räumliche Ferne rücken können. Man war bemüht gewesen, Schiller unter sehr vortheilhaften Bedingungen nach Berlin zu ziehen, aber er hatte das ehrenvolle Anerbieten abgelehnt und es vorgezogen, bei seinem Freunde Göthe in Weimar zu bleiben. Nicht Intriguen, nicht Wechselfälle des Lebens, nur der unerbittliche Tod riß zu früh den Freund von der Seite des Freundes. Schillers Gesundheit war untergraben, in seinen besten Mannesjahren raffte ihn die seine Lebenskraft zerstörende Krankheit weg. Zu Ende des Jahres 1804 war sein Leiden bedenklicher geworden; auch Göthe wurde während dieses Winters von einer heftigen Krankheit heimgesucht; zwei Brände, durch die er jedesmal persönlich bedroht war, warfen ihn in sein Uebel zurück. In diesem Zustande und im Hinblick auf des Freundes immer bedenklicher werdendes Leiden bemächtigten sich seiner Seele trübe Ahnungen. Die Freunde waren auf den schriftlichen Verkehr beschränkt und wechselten fast täglich fliegende Blätter. In Göthe's Neujahrstagsbrief an Schiller waren ihm die Worte aus der

Feder geflossen „am letzten Neujahrstag", er zerriß das Blatt, aber er mußte sich beim Schreiben eines zweiten zusammennehmen, um das ominöse Wort nicht zu wiederholen. Später äußerte er sich gegen Frau von Stein, es ahne ihm, daß einer von ihnen Beiden in diesem Jahre sterben werde. Schiller hatte sich am ersten wieder erholt; in Göthe's Zimmer fand das herzliche Wiedersehen der Freunde statt; „sie fielen sich um den Hals sprachlos, aber ein langer Kuß besiegelte die wehmüthige Freude des Wiedersehens." Zum letztenmale sahen sich Beide am 30. April; Schiller ging in's Schauspiel, wohin ihn zu begleiten Göthe durch sein Unwohlsein abgehalten war; an Schillers Hausthür schieden sie von einander, um sich nie wieder zu sehen. Die immer gefährlicher werdende Krankheit Schillers beugte Göthe völlig nieder; Heinrich Voß, der Sohn des Dichters, der Beider Hausfreund geworden war, traf einmal Göthe in seinem Garten weinend an. „Das Schicksal ist unerbittlich, der Mensch wenig", sagte er, als ihm dieser über Schillers gefahrvollen Zustand berichtete. Der 9. Mai wurde Schillers Sterbetag. Anfangs verheimlichte man Göthe den Tod des Freundes aus Furcht, die Nachricht möchte auch auf seine Gesundheit von bedenklicher Wirkung sein. Doch ließ ihn die Zerstörung seiner Umgebung das Schlimmste befürchten; in der Nacht machte sich seine trübe Besorgniß, sein beengender Schmerz in Thränen Luft. Am Morgen sagte er zu einer Freundin: „Nicht wahr, Schiller war gestern sehr krank." Diese, von dem Nachdruck, den Göthe auf das sehr legte, ergriffen, brach in lautes Schluchzen aus. „Er ist todt?" sagte Göthe mit Festigkeit. „Sie haben es selbst ausgesprochen". „Er ist todt", sagte er noch einmal und bedeckte mit den Händen seine Augen. Aufs schmerzlichste empfand er den Verlust, der ihn betroffen, und dessen ganze Größe er bald darauf in einem Briefe an Zelter durch die Worte ausdrückte, daß er einen Freund und mit ihm die Hälfte seines Daseins verloren habe.

Und doch hat auch hier die Sucht, unsern Dichter zu ver-

dächtigen, Anlaß genommen, seinen Charakter anzugreifen. Man verargte es ihm, daß er nicht der prunklosen Bestattung seines Freundes beigewohnt, daß er dem ebenbürtigen Dichter nicht die letzte Ehre erwiesen habe. Wohl sagte es seinem Sinne zu, daß die Leiche Schillers nicht ausgestellt würde, da, wie er sich äußerte, die Paraden im Tode nicht das seien, was er liebe. Aber es war auch in Weimar bekannt, daß sein eignes Leiden, das ihn schon lange von jedem Ausgang abgehalten, ihm auch die Begleitung des Freundes zur letzten Ruhestätte nicht erlaubte.

Als sich Göthe von dem heftigsten Schmerze ermannt hatte, war sein erster Gedanke, den von Schiller begonnenen Demetrius zu vollenden. Er hatte mit diesem den Plan desselben öfters durchgesprochen, das Stück stand ihm ganz lebendig in der Seele. Nun entbrannte er vor Begierde, ihre Unterhaltungen, dem Tod zum Trotze, fortzusetzen. „Sein Verlust", sagt er, „schien mir ersetzt, indem ich sein Dasein fortsetzte." Doch konnte er bei allem „Enthusiasmus", den die Verzweiflung über den großen Verlust in ihm aufgeregt hatte, nicht das Vorhaben durchführen; er fühlte sich getröstet und gesund, aber der Ausführung stellten sich manche Hindernisse, welche durch die große Unruhe des Gemüthes noch vermehrt wurden, entgegen, sodaß er den Plan aufgeben mußte. Aber nun war ihm Schiller erst entrissen, als seine Einbildungskraft dem Leichname in die Gruft folgte, welche ihn gepränglos eingeschlossen hatte. „Meine Tagebücher", schreibt er, „melden nichts von jener Zeit; die weißen Blätter deuten auf den hohlen Zustand, und was sonst noch an Nachrichten sich findet, zeigt nur, daß ich den laufenden Geschäften zur Seite ging und mich von ihnen leiten ließ, anstatt sie zu leiten."

Als sich aber sein Schmerz gelindert hatte, versäumte Göthe nicht, dem Freunde eine würdige Todtenfeier auf der Lauchstädter Bühne zu veranstalten durch die theatralische Aufführung der Glocke, zu deren Schluß die Muse hervortrat und den von ihm verfertigten Epilog sprach, in welchem er um den heimgegangenen Dichter seine gerechten Klagen ergießt, aber auch die erhebendsten Trostesworte ausspricht:

Denn er war unser! Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte sich bei uns, im sichern Port,
Nach wildem Sturm zu Dauerndem gewöhnen.
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
In's Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

Und als nach zehn Jahren die Darstellung der Glocke auf ähnliche Weise wiederholt wurde, konnte, im Hinblick auf die immer mächtiger werdende Wirkung der Schiller'schen Poesie und auf die steigende Verehrung, welche die Nation dem hingeschiedenen Dichter zollte, Göthe seinem Liede hinzufügen:

Auch manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig festgebannt:
Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feiert Ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.

So bleibt er uns, der vor so manchen Jahren —
Schon zehne sind's! — von uns sich weggekehrt!
Wir haben alle segenreich erfahren,
Die Welt verdank' ihm, was er sie gelehrt;
Schon längst verbreitet sich's in ganze Schaaren,
Das Eigenste, was ihm allein gehört.
Er glänzt vor uns, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.

19.

Wilhelm Meister's Lehrjahre.

Das Streben, die schrankenlose Idealität mit der Wirklichkeit zu vermitteln, aber auch den Forderungen der äußeren Welt ebenso wie den eignen Neigungen und Leidenschaften gegenüber die wahre Freiheit des Geistes zu erringen, ist fast in allen größeren Dichtwerken Göthe's in höherem oder geringerem Grade ausgeprägt; ja, es sind diese gewissermaßen eben so viele Marksteine, welche die Lebenserfahrungen, die der Dichter gewonnen, und die Gebiete sittlicher Wahrheiten, die er sich zu eigen gemacht, bezeichnen. Fast jedes derselben erscheint in diesem Sinne als ein Abschluß mit einer vergangenen Epoche seiner Lebensanschauung; in jedem haben sich gährende Elemente, die seinen Geist durchdrangen, zur Reinheit abgeklärt. Vornehmlich hat, wie wir wissen, der Uebertritt von den ersten Mannesjahren zum gereifteren Mannesalter, und der gleichzeitige Uebergang von dem freien Leben in der Heimath zum Hofleben, das den Dichter in die vielseitigsten Berührungen mit noch unbekannten Kreisen der bürgerlichen Gesellschaft brachte, auch die vielgestaltigsten poetischen Producte in's Dasein gerufen.

Auch die Anfänge zu dem Romane „Wilhelm Meister's Lehrjahre", welcher den Dichter eine lange Reihe von Jahren beschäftigt hat, fallen in jene erste Zeit seines Weimarer Aufenthalts, nämlich in's Jahr 1777. Wenn in der Iphigenie sich der erfolgte Uebergang des Menschen von der überschäumenden jugendlichen Kraft zur Mäßigung des Mannes offenbarte und sich im Tasso die Ausgleichung der Forderungen der Idealität mit denen der Realität manifestirte, so wird im Wilhelm Meister der Mensch einer neuen Lebensaufgabe gegenübergestellt und gezeigt, wie derselbe, mit seinen Kunstanschauungen an die Wirklichkeit herantretend, Kunst und Leben in Einklang zu bringen habe. Zur Ausführung dieses anfänglichen Plans des Werkes, der sich indessen im Laufe der Zeit wesentlich erweiterte, fand der Dichter ebensosehr die Aufforderung in den damaligen Zeitverhältnissen, als in seiner eignen Individualität. Denn seine erste Beschäftigung mit dem Romane fällt in jene Epoche, wo sich in Deutschland eine leidenschaftliche Neigung zur Bühne kund gab, welche, durch die ausgezeichneten Leistungen Eckhof's und Schröder's zu einer glänzenden Höhe erhoben, Berufene und Unberufene anlockte, sich auf der Schauspielerlaufbahn ihre Lorbeeren zu erringen. Auch die höheren Stände theilten diese erwachte Vorliebe für das Schauspielwesen, überall entstanden Privatbühnen, und wir wissen, wie auch in Weimar sich jenes ausgezeichnete Dilettantentheater bildete, auf welchem Göthe selbst viele seiner dramatischen Schöpfungen zur theatralischen Darstellung brachte. Was Wunder, wenn daher den Dichter das in ihm schon von Jugend auf genährte Interesse an der Schauspielkunst dazu antrieb, auch diesen Kreis menschlichen Wirkens und den Einfluß desselben auf sittliche Bildung poetisch darzustellen. Schon im Jahre 1778 schreibt er an Merck: „Daß Du mir weder direct noch indirect in's theatralische Gehege kommst, indem ich das ganze Theaterwesen in einem Roman, wovon das erste Buch, dessen Anfang Du gesehen hast, beendigt, vorzutragen bereit bin." Indessen wurde die Arbeit theils durch anderweitige Beschäftigung unterbrochen, theils

durch die Iphigenie und den Egmont mehr in den Hintergrund gedrängt, bis im Jahre 1780 das Interesse an derselben den Dichter der Art erfaßte, daß er von Gotha aus in einem Briefe an Frau von Stein schreibt, er habe auf seinem Ritte dahin seine Lieblingssituation im Wilhelm Meister wieder ausgeführt und das ganze Detail in sich entstehen lassen, und zuletzt so bitterlich zu weinen angefangen, daß er eben zeitig genug an dem Ziele seiner Reise angelangt sei.

Neue Anregung zur Fortsetzung des Romans und Anlaß zur Erweiterung des anfänglichen Plans erhielt der Dichter, als er im Jahre 1781 mit Herzog Karl August den Grafen und die Gräfin Werther, geborne von Stein aus Nassau, in Neunheiligen besuchte, deren Bilder er in ausführlicher Zeichnung demselben eingefügt hat. Beide sind nämlich die Originale zu dem Grafen und der Gräfin im Wilhelm Meister, mit deren Charakterschilderung die Darstellung der höheren aristokratischen Kreise, die zweite Hauptaufgabe, die sich der Dichter im Werke gestellt hat, beginnt. Göthe selbst spricht sich in den Briefen an die Frau von Stein in Beziehung auf die Gräfin Werther, als einer wahren Repräsentantin feiner aristokratischer Bildung, dahin aus, daß er oft die Welt, große Welt, Welthaben habe hören müssen, ohne sich etwas dabei denken zu können; sie aber, „das kleine Wesen", habe ihn erleuchtet, sie habe Welt, vielmehr sie habe die Welt und wisse die Welt zu behandeln. Was in jeder Kunst das Genie sei, habe sie in der Kunst des Lebens; sie kenne den größten Theil vom vornehmen, reichen, schönen, verständigen Europa theils durch sich, theils durch Andere. Das Leben, Treiben, Verhältniß so vieler Menschen sei ihr gegenwärtig im höchsten Sinne des Wortes. Deshalb will er auch, da er noch drei Tage hat, und nichts zu thun, als sie anzusehen, in dieser Zeit noch manchen Zug erobern. In den folgenden Jahren arbeitete der Dichter nach Lust und Neigung an seinem Romane; auch nach Italien nahm er ihn mit und förderte ihn daselbst nicht unbedeutend; wenigstens schreibt er von dort aus, er habe über

allerlei Kunst so viel Gelegenheit zu denken, daß sein Wilhelm Meister recht anschwelle. Wie der Dichter nach seiner näheren Verbindung mit Schiller diesem die Aushängebogen der ersten Bücher und das Manuscript der folgenden mitgetheilt habe, und wie das Werk Gegenstand lebhafter, für den Leser ihres Briefwechsels höchst belehrender Discussionen geworden sei, haben wir schon erwähnt. Im Jahre 1796 wurde der Roman beendigt. Nach Versendung der Freiexemplare zeigte sich auch jetzt wieder, wie schon öfter, eine laue, mindestens getheilte Stimmung unter den Freunden Göthe's. In weiteren Kreisen wurde das Werk vorzüglich vom moralischen Standpunkte angefeindet. Von Fr. Stolberg berichtet Schiller dem Dichter, daß es derselbe sogar feierlich verbrannt habe, mit Ausnahme des sechsten Buches, „der Bekenntnisse der schönen Seele". Auch von anderen, namentlich durch die Xenien aufgebrachten Gegnern hatte der Roman eine scharfe Kritik zu erfahren. Aber für alle diese Anfeindungen konnte den Dichter die gründliche und wahre, die ganze Bedeutung des Werkes vollkommen würdigende Beurtheilung Schiller's entschädigen, welche auch bis auf unsere Zeit ihre volle Geltung behält.

Das Wesen des Romans, des modernen Epos, wie man ihn wohl zu benennen beliebt, besteht vorzugsweise in der Darstellung der Vielseitigkeit des Lebens und in der Schilderung von Charakteren, welche in dessen mannichfachen Begegnissen geschult werden, oder sich als kräftig ankämpfend gegen die Einflüsse desselben erweisen. Indem er daher eine weite Schaubühne vor unsern Blicken eröffnet, auf welcher sich in epischer Weise eine vielgestaltige Welt mit ihren mannichfaltigen materiellen und ideellen Interessen ausbreitet, steht er im Gegensatz zu der Tragödie, deren Aufgabe es ist, in größtmöglichster räumlicher und zeitlicher Beschränkung die gewaltige Macht des Sittengesetzes an den mit dem Schicksal oder den eignen Leidenschaften kämpfenden Menschen zu offenbaren. Hatte daher Göthe vorzüglich in der Iphigenie und im Tasso in der Einfachheit der Handlung

und in der Beschränkung alles äußeren Aufwandes das formelle Ideal der Tragödie gesucht und gefunden, so sehen wir ihn im gleichzeitig entstehenden Meister ein vielgestaltiges Lebensbild in seiner ganzen Breite vor unsern Augen enthüllen; hatte er in jenen beiden Dichtungen die geistigen Interessen, die ihn erfüllten und bewegten, auch rein geistig, ohne die Zuthaten äußerer Zufälligkeiten sich entfalten lassen, war es in ihnen der Wille, der Alles gestaltete und in Bewegung setzte, so zeigt sich hier das geistige Streben unter dem Einfluß äußerer Begebenheiten, der Handelnde erscheint oft mehr passiv als activ den Eindrücken der Welt gegenüber, und auch der Zufall, das Gegentheil des sich selbst bestimmenden Willens, erhält sein Recht. In diesem wahren Gegensatz des Romans und der Tragödie kehrt sich das Verhältniß, in welchem die beiden Erstlingswerke des Dichters zu einander stehen, geradezu um; denn im Götz dehnte sich die breite Schaubühne des Lebens gewissermaßen über die Grenzen der dramatischen Poesie hinüber aus, während der Werther, zwar der Form nach ein Roman, unsern Blick doch nur auf die einfache, innerlich sich vollziehende Seelengeschichte des Helden hinleitete.

Dem Charakter der poetischen Gattung, welcher er angehört, ganz entsprechend, gibt uns der Wilhelm Meister ein sehr vollständiges Bild des Lebens und der socialen Zustände des vorigen Jahrhunderts. Denn da sich der Plan desselben in der langen Reihe von Jahren unter den Händen des Dichters ausdehnte, ohne daß übrigens bei den sich stets erweiternden Grenzen und bei der Veränderung, welche während der Zeit der Bearbeitung die Lebensanschauungen des Dichters erfuhren, das Werk an einem namhaften Mangel innerer Einheit zu leiden hätte, da die immer weiter gezogenen Kreise der Betrachtung alle den anfänglichen Mittelpunkt des Ganzen, die Erziehung zum Leben, auch zu ihrem Centrum haben, so begegnen wir in ihm nicht allein der Schilderung des Theaterwesens und Schauspielerlebens, sondern wir finden auch eine treffliche Charakteristik der übrigen Stände, vornehmlich des Adels, in der damaligen Zeit. Neben diesem

anschaulichen Bilde der geselligen Verhältnisse stellen sich in dem Romane auch die Bestrebungen auf dem Gebiete geistigen Wirkens dar. Wir finden in demselben Erziehungsprincipien erörtert, Kunstansichten besprochen, religiöse Fragen beantwortet, wir thun einen Blick in das uns jetzt fremd anmuthende Wesen der geheimen Orden, die damals in Deutschland sich ausbreiteten. Ja selbst bis auf die Besonderheiten herrschender Sitten, wie derjenigen, daß Frauen gerne in männlicher Kleidung erschienen, sehen wir den Charakter jener Zeit in objectiver Treue dargestellt.

In diese Welt tritt Wilhelm, der Held des Romans, oder besser der Träger der Begebenheiten ein; denn er bestimmt diese nicht so sehr nach seinem Willen, als er vielmehr ihre Eindrücke passiv in sich aufnimmt. In dieser seiner Passivität ist er dem Werther zu vergleichen, aber er steht demselben entgegen in seiner biegsamen und nachgiebigen Natur, welche es nicht zum Bruche mit der Welt kommen, sondern sich ihn mit den Forderungen derselben aussöhnen läßt. Sein bildungsfähiges Innere wird, nach Rosenkranz Ausdrucke, von seinem Bedürfniß dem Elemente entgegengetrieben, welches das seiner Eigenthümlichkeit entsprechende ist. Wohl geht der Weg durch Irrthümer, denn von seinem rastlosen Triebe, sich auszubilden, wird der Suchende und Strebende nach allen Richtungen hingeführt. Aber er stellt auch immer neue und immer höhere Forderungen in intellectueller und sittlicher Beziehung an sich und läßt nicht ab, bis er seine wahre Bestimmung gefunden hat. Besonders aber sind es zwei Kreise, welche er durchläuft, das Schauspielerleben und das der höheren Aristokratie. Er hatte sich als Sohn eines Kaufmanns auch dem Kaufmannsstande gewidmet; nach den Stunden geschäftlicher Thätigkeit pflegte er seine Erholung im Theater zu suchen, zu welchem ihn von Jugend auf ein besonderes Interesse hingezogen hatte. Er wird durch die Anmuth einer Schauspielerin, Mariane, gefesselt und gewinnt ihre Gegenliebe; aber der Schein einer an ihm begangenen Untreue trennt ihn für immer von ihr. Auf einer

Reise, die er, um Handelsverbindungen zu unterhalten und anzuknüpfen unternimmt, hat er Gelegenheit, das Theaterwesen in seinen mannichfachen Abstufungen kennen zu lernen. Sein Interesse an demselben wird immer von Neuem belebt, indem er einem Schauspiele, das Bergleute aufführen, beiwohnt, dann einer Seiltänzertruppe begegnet, mit den Resten einer aufgelösten kleinen Schauspielergesellschaft in nähere Berührung kommt, bei den durch einen Dilettanten geleiteten theatralischen Aufführungen auf dem Schlosse jenes Grafen, um angesehene Gäste zu unterhalten, selbst mitwirkt. Endlich lernt er den feineren Geschmack und die Kunstbildung Serlo's, der jedoch die höheren Forderungen der Kunst mit dem pecuniären Vortheil noch in Einklang zu bringen sucht, und die ernsten Kunstbestrebungen Aureliens kennen und würdigen, welche es bei den hohen Ansprüchen, die sie an künstlerische Darstellungen macht, bis zur förmlichen Verachtung eines halbgebildeten Publikums gebracht hat. An den Umgang Wilhelms mit diesen gebildeten Schauspielern knüpft Göthe seine Besprechung des Hamlet, jene ausführlichen Betrachtungen, die sich mit großer Klarheit und Tiefe über das ausgezeichnete Stück des englischen Dramatikers verbreiten und vortreffliche Principien aus dem einzelnen Fall für dramatische Poesie und Mimik im Allgemeinen ziehen.

Wenn der Dichter Shakespeare wählte, um an ihm Wesen und Gesetze der dramatischen Poesie nachzuweisen, so gibt sich auch hier wieder die tiefe Verehrung gegen den großen Meister kund, die er schon in seiner Jugendzeit an den Tag gelegt, die ihn in seinen späteren Jahren noch sagen ließ, er schaue zu ihm hinauf, und die sich auch in jenen, aus damaliger Zeit stammenden Versen ausspricht, in welchen er den mächtigen Einfluß desselben auf sich neben dem der Freundin dankend anerkennt:

Lida, Glück der nächsten Nähe,
William, Stern der höchsten Höhe,
Euch verdank' ich, was ich bin.

Daß aber Göthe gerade den Hamlet ausgewählt, bezeichnet Rosenkranz als eine seiner vorzüglichsten Erfindungen, einmal wegen der Verwandtschaft zwischen Wilhelm und Hamlet, die jenem auch die gelungene Darstellung dieses Helden möglich gemacht habe; denn auch dieser sei ein Reflexionscharakter, ein Suchender und sich selbst Beobachtender, wie Wilhelm; sodann deswegen, weil Hamlet das Schauspiel selbst zum Mittel mache, das Gewissen der Mutter und des Oheims aus seiner Verstocktheit aufzurütteln, durch die Kunst die Wahrheit zu entdecken, und endlich, weil er den Schauspielern, die er in diesem Stücke auftreten lasse, selber gute Lehren, einen compendiösen und classischen Inbegriff der ars dramatica gebe.

In dieser Explication des Hamlet ist das Resultat der ästhetischen Bildung Wilhelms niedergelegt; ihr Inhalt ist die Frucht, welche dieser auf seiner Künstlerlaufbahn gewonnen hat; mit ihr schließt daher auch der erste Kreis des Lebens, durch welchen uns der Dichter geführt hat, ab. Denn wenn Wilhelm auch die mimische Darstellung des Hamlet gelingen mochte, in der er nur sich selber zu spielen brauchte, mit seiner Reflexion, seinen Bedenken, seinen Zweifeln, die ihn zu keiner wahren, thatkräftigen Energie gelangen lassen, so ist er doch zu der Einsicht gekommen, daß er nicht zum Schauspieler geboren sei. Er verläßt daher die Gesellschaft, nachdem er während seines Zusammenlebens mit den Schauspielern neben dieser Einsicht, die er hinsichtlich seiner selbst gewonnen, auch die Erfahrung gemacht hatte, daß in diesem Stande mehr der Mangel an wahrem Kunstgefühl, das niedrige Treiben der Leidenschaft, kleinlicher Neid und Undank, als eine richtige Würdigung seines Berufs, der wahre Begriff von der Hoheit der Kunst und eine gediegene Bildung zu finden sei.

Wilhelm war schon in Berührung mit der höheren Aristokratie gekommen, welche, wenn sie auch von sittlichen Verirrungen nicht frei war, doch von einer feinen Bildung durchdrungen wurde, die dem Geiste die selbständigste innere Freiheit ermöglicht. Er hatte schon in der Nähe bei ihr das anmuthige Betragen, die

persönliche Würde, die Bildung, welche sich Selbstzweck ist, kennen gelernt; er fühlte nun die Bedeutung dieser inneren, wahren Bildung um so tiefer, je klarer ihm deren Gegensatz in der äußeren Bildung des Schauspielerstandes geworden war, die wohl eine gelungene Darstellung dramatischer Charaktere sich aneignen konnte, aber im Inneren von den Elementen der rohen Natürlichkeit sich noch nicht befreit hatte. Ehe uns jedoch der Dichter näher mit den höheren Kreisen des geselligen Lebens bekannt macht und die in ihnen herrschenden geistigen Interessen zur Darstellung bringt, läßt er in „den Bekenntnissen einer schönen Seele" das Bild eines Lebens sich vor unsern Augen entfalten, als dessen Mittelpunkt, von dem sämmtliche Anschauungen wie Radien nach allen Seiten ausgehen, die unmittelbar empfundene Religion erscheint.

Wenn freilich dieser Theil des Romans mit den übrigen nur durch lose Fäden verbunden ist, so würde doch schon der Umstand, daß jene „schöne Seele" die Verwandte von vieren der Hauptfiguren der Dichtung ist, und daß ihr Wesen in einzelnen derselben sich gebrochen widerspiegelt, diese Einschiebung rechtfertigen. Ein tieferer Grund aber, warum der Dichter die Schilderung dieses Seelenlebens in das Werk aufgenommen, liegt darin, daß derselbe den Kreis religiöser Bildung in seiner allseitigen Darstellung des Lebens nicht übergehen konnte. Die Bekenntnisse reihen sich ganz naturgemäß an die Betrachtungen über die Kunst und ihren sittlichen Einfluß auf das Leben an. Wir gelangen von der Darstellung der ästhetischen Bildung zu derjenigen der religiösen, und zwar der religiösen, gemäß welcher der Mensch nicht durch äußere starre Formen zum kirchlichen Leben erzogen wird, sondern aus innerem Bedürfniß das Herz der Religion zuwendet und mit lebendigem Glauben die Wahrheiten des Christenthums erfaßt. Wir wissen schon, daß der Dichter in dieser „schönen Seele" jene würdige Gestalt aus seinem Jugendleben, Fräulein von Klettenberg, gezeichnet hat, deren Einfluß auf ihn eben so bedeutend, wie seine Liebe und Verehrung zu ihr groß und ungeheuchelt war.

In der Lebenssphäre, in welche Wilhelm nun eintritt, in den gebildeten Kreisen des Adels, geht für ihn auch ein neues Princip seiner Lebensthätigkeit auf. Hatte er die Vorzüge der Bildung, die demselben eigen waren, schon früher schätzen gelernt, hatte er sodann in seinen ersten Unterredungen mit Lothario und seinen Freunden empfunden, daß er auch zum erstenmal ein bedeutendes Gespräch geführt habe, so lernt er bald auch als Grundbedingung dieser freien Bildung den Besitz würdigen und achten. Die Personen, mit welchen er in Berührung gekommen ist, bilden eine Gesellschaft, welche sich Güter in großem Maßstabe ankauft. Es ist also nicht jener Besitz, der in verworrenen Zeitverhältnissen und in der Speculation sich unsicher erweist, das Geld, sondern der solideste, der Grundbesitz, welcher von jenen Männern erstrebt wird. Sowie Faust am Schlusse seines vielbewegten Lebens in dem Besitze von Grundeigenthum, das er dem Meere abgerungen, sich befriedigt fühlt, wie er auf freiem Grunde mit freiem Volke zu stehen als das schönste Lebensziel preist, so erscheint auch hier der Besitz als der höchste der irdischen Wünsche, aber freilich nicht in dem Sinne, daß der Reichthum an Gütern letzter Zweck, sondern nur die sichere Grundlage der Bildung zur freien Sittlichkeit sein soll. Durch ihn soll sich der Mensch, von allen drückenden Sorgen um seine Existenz befreit, zu einer allseitigen und edlen Bildung erheben, und in dieser Weise aufgefaßt ist derselbe nicht etwa ein Hemmniß für unsere sittliche Entwickelung, sondern sogar durch das Sittengesetz als eine Grundlage für unsere innere Freiheit geboten.

Zugleich mit diesen Lebensanschauungen lernen wir jene Sätze als das Resultat wahrer Lebensweisheit kennen, welche Wilhelm in dem Thurme, in dessen geheimnißvoller Einrichtung der Dichter nicht ohne Ironie die Geheimthuerei der Orden schildert, als seinen Lehrbrief empfängt, und jene Inschrift auf dem Sarkophage: G e d e n k e z u l e b e n. Schon Schiller hat in seinen Urtheilen über den Wilhelm Meister die volle Berechtigung dieses Satzes anerkannt, zumal als Gegensatzes

zu dem oft gebrauchten Spruche: memento mori. Es stimmt ganz mit der ruhig heiteren Lebensanschauung Göthe's, diesen Spruch als Forderung an einen dem Hohen und Wahren Zustrebenden zu stellen; in seinem Munde ist derselbe nicht etwa eine Ermunterung zum leichtsinnigen Genusse der irdischen Freuden, sondern ein Postulat, welches den weisen Gebrauch der Zeit und der verliehenen materiellen und geistigen Güter anempfiehlt. Es ist derselbe Grundgedanke, welchen der Dichter später in „Hermann und Dorothea" trefflich ausgesprochen hat, indem er dort den Geistlichen sagen läßt:

Des Todes rührendes Bild steht
Nicht als Schrecken dem Weisen, und nicht als Ende dem Frommen.
Jenen drängt es in's Leben zurück und lehret ihn handeln;
Diesem stärkt es zu kräftigem Heil im Trübsal die Hoffnung;
Beiden wird zum Leben der Tod. Der Vater mit Unrecht
Hat dem empfindlichen Knaben den Tod im Tode gewiesen.
Zeige man doch dem Jüngling des edel reifenden Alters
Werth, und dem Alter die Jugend, daß beide des ewigen Kreises
Sich erfreuen und so sich Leben im Leben vollende!

So ist Wilhelm an dem Ziele seiner Lehrjahre angelangt; es sind diese aber nun nicht mehr die Lehrjahre des Künstlers, wie es im ursprünglichen Plane des Werks mochte gelegen haben, sondern des Menschen, der sich in der Schule des Lebens die seiner Individualität entsprechende Bildung erworben hat. Die bedenkliche Erziehungsmaxime des Abbé, des Erziehers der vier Geschwister, daß man nämlich Jeden nach seiner Natur und seinem Charakter sich solle entwickeln lassen und ihm selbst den Weg durch Irrthümer nicht ersparen solle, hat sich wenigstens bei Wilhelm Meister gerechtfertigt. Er hat nach seinen mannichfachen Versuchen, Schwankungen und Irrungen ein klares Bewußtsein über seine Fähigkeiten und seinen Charakter, er hat die aus demselben hervorgehende Festigkeit im Handeln gewonnen, und indem ihm in der Erziehung seines Felix eine neue Sorge, aber auch ein sicherer sittlicher Halt erwächst, kann er mit festem Schritte seine fernere Lebensbahn betreten.

Sowie aber Wilhelm erfahren hat, daß nicht momentane Eingebung, individuelle Ansicht, vorgefaßte Meinung oder das Beispiel Anderer den Menschen sicher in der Wahl des seinen Geistesfähigkeiten entsprechenden Berufes leiten, so erfährt er auch von einer anderen Seite, daß Selbstprüfung in allen Lagen und Verhältnissen des Lebens noththue. Sein leicht erregbares Herz war öfters durch äußere Anmuth und innere Vorzüge weiblicher Wesen gefesselt worden; die hingebende Mariane, die leichtfertige Philine hatten ihn in seinem Schauspielerleben angezogen; die reizende, feingebildete Gräfin hatte sein Herz entzündet, die verständig klare, wirthschaftliche Therese schien ihm eine Zeitlang geschaffen, sein Lebensglück begründen zu können, aber erst in Natalien erkannte er das ihm sinnverwandte weibliche Wesen, das ihm das reine Glück einer ruhigen Liebe schenken sollte. Wohl durfte er daher, als der lustige Friedrich ihm zurief: „Du kommst mir vor, wie Saul, der Sohn Kis, der ausging seines Vaters Eselinnen zu suchen und ein Königreich fand," erwiedern: „Ich kenne den Werth eines Königreichs nicht, aber ich weiß, daß ich ein Glück erlangt habe, das ich nicht verdiene, und das ich mit nichts in der Welt vertauschen möchte."

Wenn sich auf diese Weise das reiche Bild, welches uns der Dichter von dem vielbewegten, freilich auch von Irrthümern und Fehlern nicht freien Leben entworfen hat, in frischen und heitern Farben darstellt, wenn sich der Roman mit drei Verlobungen abschließt, von denen übrigens schon Schiller bemerkt hat, daß sie zu solchen Verbindungen führten, in welchen der Unterschied der Stände verwischt werde, so fehlt in demselben doch auch nicht das tragische Schicksal, welches so oft, wie eine dunkle Wetterwolke, über die hellbeleuchtete Welt heraufzieht. Das finstre Verhängniß heftet sich an die Schritte der beiden Gestalten, welche die Lieblingsfiguren der Dichtung bis auf unsre Zeit geblieben sind, an den alten Harfner und an Mignon; sie erscheinen gewissermaßen dem Unglück geweiht; keine Vorsicht, keine Bemühung vermag sie von dem Abgrund zu

retten, dem sie mit dämonischer Gewalt entgegen getrieben werden. Der Fluch, welcher wegen einer furchtbaren Schuld auf dem alten Harfner lastet, will sich in dessen Innerem nicht sühnen lassen und reißt denselben in das Verderben hinab. Auch die schuldlose Mignon ist nur da, um zu leiden und zu sterben. Desto rührender aber sind die Klagen, welche den Lippen der beiden Unglücklichen in ihren Gesängen entströmen. Wer sollte nicht das ergreifende Lied des Harfners kennen:

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

Ihr führt in's Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein;
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Und wen bewegten nicht tief jene Klagelieder Mignons: „Kennst du das Land" und „Nur wer die Sehnsucht kennt", und vor allem ihr Schwanengesang, in welchen sich ihre Sehnsucht nach der himmlischen Heimath ergießt, nach der ihr früh gebrochenes Herz verlangt:

So laßt mich scheinen, bis ich werde;
Zieht mir das weiße Kleid nicht aus!
Ich eile von der schönen Erde
Hinab in jenes feste Haus.

Dort ruh' ich eine kleine Stille,
Dann öffnet sich der frische Blick;
Ich lasse dann die reine Hülle,
Den Gürtel und den Kranz zurück.

Und jene himmlischen Gestalten
Sie fragen nicht nach Mann und Weib,
Und keine Kleider, keine Falten
Umgeben den verklärten Leib.

Zwar lebt' ich ohne Sorg' und Mühe,
Doch fühlt' ich tiefen Schmerz genung.
Vor Kummer altert' ich zu frühe;
Macht mich auf ewig wieder jung!

Unserer kurzen Besprechung des Wilhelm Meister, welche auf eine Entwickelung des Ganges der Begebenheiten und Handlungen und auf eine Charakteristik der vielen Personen, die in diesen eingreifen, nicht hat eingehen können, lassen wir noch ein allgemeines Urtheil Schiller's über den Roman folgen, durch welches wir uns über den wahren Werth der Dichtung, die als eine Schilderung des wirklichen Lebens und der in ihm zum Vorschein kommenden menschlichen Verirrungen und Fehltritte manchen Vorwurf vom moralischen Standpunkte aus erfahren hat, um so mehr beruhigt fühlen können, da diese anerkennende Beurtheilung gerade von dem Dichter ausgeht, der als der ideale und reine Göthe als dem realen, dem unmoralischen Schriftsteller so oft entgegengestellt wird, um denselben über alle Gebühr herabzusetzen. Schiller sagt: „Eine würdige, wahrhaft ästhetische Schätzung des Kunstwerkes ist eine große Unternehmung. Ich werde ihr die nächsten vier Monate ganz widmen, und mit Freuden. Ohnehin gehört es zu dem schönsten Glück meines Daseins, daß ich die Vollendung dieses Products erlebte, daß sie noch in die Periode meiner strebenden Kräfte fällt, daß ich aus dieser reinen Quelle noch schöpfen kann. . . . Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie sehr mich die Wahrheit, das schöne Leben, die einfache Fülle dieses Werkes beengte. Die Bewegung ist zwar noch unruhiger, als sie sein wird, wenn ich mich desselben ganz bemächtigt habe, und das wird dann eine wichtige Krise meines Geistes sein; sie ist aber doch der Effect des Schönen, nur des Schönen, und die Unruhe rührt blos davon her, weil der Verstand die Empfindung noch nicht hat einholen können. Ich verstehe Sie nun ganz, wenn Sie sagten, daß es eigentlich das Schöne, das Wahre sei, was Sie oft bis zu Thränen rühren könne. Ruhig und tief, klar und doch unbegreiflich, wie die Natur, so wirkt es und steht es da, und alles, auch das kleinste Nebenwerk, zeigt die schöne Klarheit, Gleichheit des Gemüths, aus welchem alles geflossen ist. Wie ist es Ihnen gelungen, den großen, so weit auseinander geworfenen Kreis und Schauplatz

von Personen und Begebenheiten wieder so eng zusammenzurücken; Es steht da wie ein schönes Planetensystem, alles gehört zusammen, und nur die italiänischen Figuren knüpfen wie Kometengestalten, und auch so schauerlich wie diese, das System an ein entferntes und größeres an." Und ferner: „Wie rührt es mich, wenn ich denke, daß was wir sonst nur in der weiten Ferne eines begünstigten Alterthums suchen und kaum finden, mir in Ihnen so nahe ist. Wundern Sie sich nicht mehr, wenn es so Wenige gibt, die Sie zu verstehen fähig und würdig sind. Die bewundernswürdige Natur, Wahrheit und Leichtigkeit Ihrer Schilderungen entfernt bei dem gemeinen Volk der Beurtheiler alle Gedanken an die Schwierigkeit, an die Größe der Kunst, und bei denen, die dem Künstler zu folgen im Stande sein könnten, die auf die Mittel, wodurch er wirkt, aufmerksam sind, wirkt die geniale Kraft, die sie hier handeln sehen, so feindlich und vernichtend, bringt ihr bedürftiges Selbst so sehr in's Gedränge, daß sie es mit Gewalt von sich stoßen, aber im Herzen und nur de mauvaise grace Ihnen gewiß am lebhaftesten huldigen."

20.

Hermann und Dorothea.

Ein Hauptgegenstand der gemeinsamen Betrachtungen Göthe's und Schiller's war das Wesen der epischen und dramatischen Poesie. Sie gingen bei denselben von dem classischen Griechenthum aus; Homer und Sophokles leuchteten ihnen in beiden Dichtgattungen als Muster voran, und von dem Philosophen Aristoteles fanden sie die Grundlinien der Poetik vorgezeichnet. Dagegen trennten sich in ihrer Dichterthätigkeit die Wege; während Schiller von der Balladendichtung, dem Gebiete, auf welchem sich Beide eine Zeitlang gemeinsam bewegt hatten, bald zur dramatischen Poesie überging, und mit seinem Wallenstein die Reihe seiner rasch aufeinander folgenden classischen Tragödien eröffnete, war Göthe durch die Elegie zur Idylle und epischen Poesie überhaupt hingeführt worden. Vornehmlich hatten die Resultate der Forschungen des Philologen Fr. A. Wolf sein Interesse wieder auf Homer, welcher ihn schon einmal, in Sicilien so lebhaft angeregt hatte, hingeleitet, sodaß sich seine episch-plastische Natur auch jetzt wieder durch dieses große Vorbild dringend zum Schaffen aufgefordert fühlte. Auch der letzte der Homeriden zu sein, schien ihm schön. Wenn er aber damals den aus dem

alten Dichter entlehnten Stoff dramatisch gestalten wollte, so hielt er jetzt an der epischen Form fest, um auch moderne Stoffe in dieselbe zu kleiden. Wie Göthe, nachdem er sich ganz auf das Epische geworfen, nun, wie er sich ausdrückt, am Ende seiner Laufbahn auch um diesen Eckstein herumgekommen, davon gibt uns vor Allem „Hermann und Dorothea" Zeugniß, das vollendete Meisterwerk seines noch einmal in frischer Jugendkraft auflebenden Dichtergenius.

Der erste Plan zu Hermann und Dorothea fällt wohl schon in das Jahr 1795; durch die in demselben Jahre erschienene Luise von Voß wurde jedoch erst das Interesse an der Dichtung in höherem Grade belebt und gewissermaßen der Anstoß zur Abfassung derselben gegeben. Die Grundzüge des Gedichtes nahm Göthe aus einem im Jahre 1732 in Leipzig gedruckten Buche, welches den Titel führt: „Das liebthätige Gera gegen die Salzburgischen Emigranten. Das ist kurze und wahrhaftige Erzählung, wie dieselben in der Gräflich Reuß-Plauischen Residenz-Stadt Gera angekommen, aufgenommen und versorget, auch was an und von vielen derselben Gutes gesehen und gehört worden, mit eilfertiger Feder entworfen." In diesem Buche findet sich eine Erzählung folgenden Inhalts: Als die Salzburger Emigrirten durch das Oetting'sche Städtchen Altmühl kamen, fand der Sohn eines dortigen vermögenden Bürgers an einer Salzburgerin ein so großes Wohlgefallen, daß er, nachdem er sich nach ihrer Familie und ihren Sitten erkundigt und die für ihn erwünschte Auskunft erhalten hatte, den Entschluß faßte, sie zu seiner Gattin zu wählen. Der Vater, der ihn bisher vergebens „zum Heirathen angemahnt", suchte den Sohn von seinem Vorsatze abzubringen, gab aber, da sein Bemühen vergeblich war, auf den Rath des Predigers seine Einwilligung. Der Sohn führte das Mädchen nicht als Braut, sondern als Magd in das elterliche Haus, und als sie der Vater fragt, ob sie seinen Sohn heirathen wolle, glaubt sie anfänglich, man wolle sie zum Besten haben; doch löst sich das Mißverständniß zu Aller Zufriedenheit

und sie zieht aus ihrem Busen ein Beutelchen mit zweihundert Stück Dukaten als Mahlschatz.

Göthe fand diesen Stoff so wohlgeeignet zu einer poetischen Bearbeitung, daß er in einem Briefe an Meyer meint, es sei ein Sujet, wie man es in seinem Leben nicht zweimal finde. Aber es unterliegt auch keinem Zweifel, daß nur ein Göthe im Stande war, den dargebotenen einfachen Stoff so vortrefflich zu benutzen, sodaß sich aus ihm eine so inhaltreiche, bedeutungsvolle Dichtung entfalten konnte; es bedurfte des klaren Blickes seines großen Genius, um denselben so glücklich auf die Tagesereignisse zu übertragen, und der Hand des vollendeten Meisters, diesen so gewendeten Inhalt in die schönste Form einzukleiden, sodaß die Dichtung nicht nur als einzig in ihrer Art in unserer Literatur dasteht, sondern auch als eine der vollendetsten poetischen Schöpfungen aller Zeiten erscheint.

In Ilmenau, dessen ländlicher Stille so manche seiner Dichtungen ihren Ursprung verdankt, mochte besonders während des Herbstes 1796 auch der Plan zu Hermann und Dorothea zu immer größerer Klarheit und Vollständigkeit heranreifen. Von jeher hatte sich der Dichter in der Umgebung dieses Ortes rein gestimmt gefühlt, und bezeichnend auch für das Entstehen unserer Dichtung sind die Worte, welche er schon im Jahre 1795 von dem Charakter desselben schreibt: „Ich war immer gerne hier und bin es auch noch, ich glaube, es kommt von der Harmonie, in der hier Alles steht: Gegend, Menschen, Klima, Thun und Lassen. Noch habe ich keine Idee gehabt, als die hierher paßte.“ Den ersten Blick in das entstehende Werk läßt uns eine Stelle aus den Schiller'schen Briefen an Göthe vom October 1796 thun: „Ich begrüße Sie in Ihrem einsamen Thale und wünsche, daß Ihnen die holdeste aller Musen da begegnen möge. Wenigstens können Sie dort das Städtchen Ihres Hermann finden, und einen Apotheker und ein grünes Haus mit Stuckaturarbeit gibt es dort wohl auch.“ Während des Winters rückte die Arbeit mit wenigen Unterbrechungen rasch vorwärts,

sodaß Schiller an Körner berichtet, die Ausführung sei mit einer ihm unbegreiflichen Leichtigkeit und Schnelligkeit vor sich gegangen, Göthe habe neun Tage hintereinander jeden Tag über anderthalbhundert Hexameter geschrieben. In dieser außerordentlichen Schnelligkeit des Producirens, welche in bedeutendem Gegensatze zu der Ausführung der Iphigenie, des Egmont, Tasso und des Wilhelm Meister steht, für welche Göthe jahrelang die günstigen Stunden abwartete, um das Begonnene fortzusetzen, nähert er sich wieder der fast unglaublichen Raschheit, mit welcher er in seiner Jugendzeit den Götz und den Werther zu Ende führte. Deshalb konnte ihm auch Schiller schreiben: „Jetzt deucht mir, kehren Sie ausgebildet und reich zu Ihrer Jugend zurück und werden die Frucht mit der Blüthe verbinden. Die zweite Jugend ist die Jugend der Götter und unsterblich wie diese." Aber Göthe lebte und webte während des Producirens auch so sehr in seinem Stoffe, daß er die Gedanken oft mit Gewalt davon zurückhalten mußte, damit ihm das Detail nicht in solchen Augenblicken zu deutlich würde, die zur Ausführung nicht geeignet waren. Er selbst spricht sich in den Annalen über das Entstehen des Werkes aus: „Mit Leichtigkeit und Behagen war das Gedicht geschrieben und es theilte diese Empfindungen mit. Mich selbst hatte Gegenstand und Ausführung dergestalt durchdrungen, daß ich das Gedicht niemals ohne große Rührung vorlesen konnte, und dieselbe Wirkung ist mir seit so vielen Jahren noch immer geblieben." „So zerschmilzt man an seinen eigenen Kohlen," sagte er einst, als ihm beim Vortrag der ersten Gesänge im Schiller'schen Kreise die Thränen in die Augen traten.

Kein bedeutenderes Gedicht Göthe's wurde seit dem Götz und Werther mit so allgemeiner Bewunderung von der Nation aufgenommen, als Hermann und Dorothea. Und war man sich oft auch nicht des vollen Werthes bewußt, welchen die Dichtung, diese anspruchslos erscheinende, aber unschätzbare Perle unserer Poesie in sich trägt, so sprach doch schon das Nationale, welches als ihr Grundcharakter hervortritt, auf's innigste zum

deutschen Gemüth. In der Iphigenie hatte der Dichter seinen Stoff aus der mythischen Zeit der Griechen, im Tasso aus der italiänischen Geschichte genommen, um ihn dem germanischen Geiste zu vermählen, hier fühlte man den warmen Pulsschlag ächt deutschen Lebens, das von den großen Zeitereignissen bewegt und gehoben wurde. In dieser Dichtung hatte sich der deutsche Genius sichtbarlich verkörpert. Hier sah man bis in die kleinsten Züge ein Bild ursprünglich deutschen Wesens, voll Wahrheit in der Zeichnung der vaterländischen Sitte und des sinnigen, gehaltvollen deutschen Charakters, ein Bild, das ächt national war in der Schilderung des Familienlebens, der Liebe und eines besonnenen, aber tief wurzelnden Patriotismus. Und was Göthe in den vergangenen Jahren in seinen dramatischen Werken nicht gelungen war, auch die politischen Verhältnisse der Gegenwart in ihrer vollen Objectivität poetisch darzustellen, auch das sah man hier vollkommen erreicht, wo sie der Dichter mit dem nationalen Elemente in die innigste Beziehung gesetzt hatte.

Göthe's erste Absicht war, seinen Stoff in einer Idylle von ähnlichem Umfange wie Alexis und Dora zu bearbeiten. Sowie ihm aber derselbe bald zu immer größerer Ausdehnung heranwuchs, so überflog auch sein Genius die Schranken jener Dichtgattung, denn es bildete sich unter seiner Hand ein Gemälde bürgerlichen Lebens, welches, weil seine Handlung so entschieden durch nationale Ereignisse bedingt und mit ihnen verschlungen ist, den Namen eines Epos mit Recht beanspruchen darf. Hermann und Dorothea ist ein bürgerliches Epos. Schon Lessing hatte in seiner Miß Sara Sampson und in Emilia Galotti, Göthe selbst im Clavigo und in der Stella, Schiller in Cabale und Liebe die tragischen Conflicte, wie sie auch das bürgerliche Leben erschüttern, auf die Bühne gebracht. Zu einer Zeit, welche die Berechtigung des dritten Standes laut aussprach, mußte derselbe mit seinen Interessen, seinen Freuden und Leiden auch in der Poesie, in diesem Spiegel des Jahrhunderts, die entsprechenden Abbilder finden. Nun schilderte Göthe in Hermann und

Dorothea das bürgerliche Leben in rein epischer Form, in derjenigen poetischen Form, von der man mit Recht behauptet, daß ihre Anwendung in voller Reinheit unseren Zeitverhältnissen und Zuständen durchaus widerstrebe. Aber darin feiert auch gerade der dichterische Genius seinen größten Triumph, daß es ihm gelungen ist, alles Hindernde zu überwinden, alles Spröde in den Fluß seiner Dichtung zu zwingen und inmitten unserer, dem epischen Weltzustande ferne liegenden Zeit doch ein an ächt epischen Zügen so reiches Gemälde zu zeichnen. Es fehlen der Dichtung nicht die wesentlichen Elemente, welche diese ursprüngliche der Dichtgattungen charakterisiren, nicht jene Naturwüchsigkeit und Einfachheit des Lebens, selbst nicht jene völkerbewegenden Kämpfe, und vor Allem nicht der nationale Geist, der sich durch ihre ganze Handlung hinzieht. Zwar hat der Dichter in dem engen Rahmen seiner poetischen Schöpfung der Schilderung jener Kämpfe, welche Hauptinhalt des Epos sind, nicht in ihrer Breite, Mannichfaltigkeit und Unmittelbarkeit Raum verstattet; obwohl wir indessen die gewaltige kriegerische Bewegung selbst nur in der Ferne sich vollziehen sehen, so wird uns dennoch durch ihre Wirkung ganz in der Nähe ihr welterschütterndes Dasein höchst lebendig vor Augen geführt. Auf diesem bedeutungsvollen Grunde hebt sich eine in reinster Objectivität geschilderte, höchst einfach verlaufende Handlung hervor. Der Dichter erzählt nach W. v. Humboldt's Worten die Verbindung eines Sohnes aus einer wohlhabenden Bürgerfamilie mit einer Ausgewanderten; er thut nichts, als die einzelnen Momente dieser Handlung, die einzelnen Theile dieses Stoffs auseinanderlegen, die Reihe der Umstände entwickeln, wie sie natürlich und nothwendig auseinander entspringen; er ist nie mit etwas Anderem, als mit seinem Gegenstande beschäftigt; alle Hindernisse, durch die er den Knoten der Handlung schürzt, alle Mittel, durch die er ihn wieder löst, sind allein aus diesem und aus den Charakteren der handelnden Personen genommen; Alles, wodurch er die Theilnahme des Lesers gewinnt, ist allein in diesem Kreise enthalten, und nie tritt

er in seiner eignen Individualität hervor, nie schweift er in eine eigne Betrachtung oder eigne Empfindung aus. Und auf welchen Standpunkt sieht sich dadurch der Leser versetzt! Das Leben in seinen größten und wichtigsten Verhältnissen und der Mensch in allen bedeutenden Momenten seines Daseins stehen auf einmal vor ihm da, und er durchschaut sie mit lebendiger Klarheit." Es ist ein unendlicher Reichthum von Anschauungen und Ideen, der uns aus dem engen Umfange des Gedichtes entgegentritt: die glückliche Ruhe des Friedens neben der verheerenden Macht des Krieges, die Verhältnisse einfach bürgerlichen Lebens und die Zustände des gesammten Vaterlandes. Wir nehmen mit den Bürgern Antheil an den Interessen der städtischen Verwaltung, aber wir fühlen auch das Wehen des Zeitgeistes, welcher die Gemüther mit neuen weltbezwingenden Ideen erfüllt. Wir sehen alles Edle sich entfalten, was eine großartige politische Bewegung hervorruft, wenn sich das Herz hoch gehoben fühlt, die freiere Brust mit reineren Pulsen schlägt, und jeglichem Menschen der Muth und der Geist und die Sprache wächst; aber wir sehen auch die niedrige Leidenschaft, den nackten Egoismus, der im Verlauf derselben ohne Scheu hervortritt, in seiner häßlichen Blöße auf der Oberfläche des Lebens erscheinen. Wir gewahren die Wirkung des Zeitgeistes auf die verschiedenen Lebensalter, die Weltanschauung des conservativen Alters und die von dem neuen Geist erzeugte Begeisterung der vorwärts strebenden Jugend, die Nüchternheit und die Schwärmerei, und zwischen ihnen den besonnenen, aber thatkräftigen männlichen Willen in einer von politischen Stürmen bewegten Zeit. Wir sehen ferner die verschiedenen Stufen der Bildung, von der Einfachheit und Schlichtheit der Sitten des bürgerlichen Standes bis zu der durch Studium erworbenen höheren Anschauung der Dinge und der durch sie bedingten Auffassung der Gesetze der Sittlichkeit; daneben erblicken wir als Kehrseite das egoistische, am Alten zäh festhaltende Philisterthum und die aufgeblähte, von anmaßendem Geldstolz erfüllte Scheinbildung. Wir schauen in das schöne Besitzthum einer bür-

gerlichen Familie, in die Behaglichkeit des ruhigen Genusses wohlerworbener und wohlerhaltener Güter; wir erblicken das auf schlichter Einfachheit beruhende innere Glück der Familienglieder; aber wir sehen auch dieses Glück des ruhigen bürgerlichen Lebens gestört, die Besitzer aus ihrem Besitzthum vertrieben und in die Welt hinausgestoßen, das Band des Familienlebens durch den Zeitsturm zerrissen. Das Verhältniß der Ehegatten zu einander, der Kinder zu den Eltern und umgekehrt ist in den lebendigsten Farben geschildert, selbst das der Herrschaft zu den Dienstboten ist nicht übergangen, sondern tritt vielmehr mit überraschender Wahrheit vor unsere Augen. Und zu diesen mannichfachen Bildern aus dem Familienleben fehlt auch nicht der Gegensatz, welcher in dem in den treffendsten Zügen gezeichneten Hagestolze zur Darstellung kommt, welcher bei aller Gutmüthigkeit, die ihm eigen ist, doch des eigentlichen sittlichen Haltes entbehrt, den nur das Familienleben gewähren kann. Durch diese Welt voll mannichfacher Gegensätze zieht sich als rother Faden die schüchtern aufgeblühte Liebe eines trefflichen Paares, welches dem Glücke seiner Vereinigung rasch, aber nicht ohne Befürchtungen und Irrungen entgegengeht. Aber welche Ruhe waltet über dieser reichen Welt, wie still, man möchte sagen, geräuschlos fließt die Handlung hin! Und wie bekannt und vertraut treten uns die schlichten Charaktere, denen bei aller ihrer sonstigen Verschiedenheit doch Ein durchgreifender Grundzug, der Grundzug deutschen Wesens, deutscher Gesinnung und Handlungsweise aufgeprägt ist, entgegen, sodaß wir nicht Dichtung, sondern Fleisch und Blut von unserm Fleisch und Blut vor uns zu sehen meinen! Und doch sind diese Charaktere aus der Wirklichkeit auch in das Ideale emporgehoben; denn gerade darin bewährt sich wieder glänzend Göthe's dichterischer Genius, daß er, wie Humboldt sagt, Charaktere geschaffen hat, so wahr und individuell, als nur Natur und lebendige Gegenwart sie zu geben, aber auch so rein und ideal, als die Wirklichkeit sie niemals darzustellen vermag. So hat der Dichter dem einfachsten Stoffe die edelste Würde

verliehen und hat in dem innigen Verschmelzen des Realen und Idealen das Höchste in der poetischen Kunst erreicht; nirgends erinnert uns die mitten aus dem Leben gegriffene Handlung an die Gemeinheit des Wirklichen, es ist ein verklärender Hauch über sie gegossen, welcher sie über alles Niedrige und Gewöhnliche hoch erhebt.

Wie sicher weiß uns der Dichter an den Klippen vorüberzuführen, an welchen durch die Darstellung der nackten Wirklichkeit der poetische Genuß scheitern würde; wie erhebt er uns dann unvermerkt aus dem Beschränkenden der Zeitgebräuche in die Allgemeinheit menschlicher Anschauung! So in jener Schilderung, auf welche Humboldt aufmerksam gemacht hat. Wenn er im zweiten Gesange Hermann von der Jungfrau erzählen läßt, welche in dem Zuge der Vertriebenen neben dem Wagen hergehend die Stiere gelenkt habe, so liegt der Charakter des Niedrigen gar nicht ferne; sie durfte nur nach der Sitte der Zeit eine Peitsche führen, und unser ästhetisches Gefühl wäre auf das Empfindlichste verletzt gewesen. Aber er gibt ihr einen Stab in die Hand, wir bemerken kaum die Abweichung seiner Schilderung von unserer Zeitsitte, und die Jungfrau tritt in der schönen Einfachheit der patriarchalischen Zeit vor unsere Phantasie, wo sich auch die Königstöchter der Leitung der Hausthiere nicht zu schämen hatten. Mit welcher Zartheit weiß ferner der Dichter das wechselseitige Wohlgefallen der beiden Liebenden bei ihrem ersten Begegnen am Brunnen unter den Linden darzustellen! Wie würde aller Schmelz dieser schüchternen Liebe verschwinden, wenn sich die kaum erst bekannt Gewordenen Aug' in Auge geschaut hätten; aber die Quelle gibt ihnen ihr Bild zurück, in dem fremden Elemente dürfen sich ihre Blicke begegnen, und, was nur die Folge der bewegten Wasserfläche ist, das freundliche Nicken ihrer Spiegelbilder, mögen sie als Aeußerung ihrer wohlwollenden Herzen deuten:

Sie beugte sich über, zu schöpfen;
Und er faßte den andern Krug, und beugte sich über.

Und sie sahen gespiegelt ihr Bild in der Bläue des Himmels
Schwanken, und nickten sich zu, und grüßten sich freundlich im Spiegel

So hat der Dichter das schönste Bild einer unschuldvoll aufblühenden Liebe in unserer Phantasie hervorgerufen, ein Bild, das wegen seiner plastischen Einfachheit auch schon oft der Gegenstand der Malerei geworden ist.

Ueberhaupt tritt als Grundcharakter in der ganzen Dichtung das Plastische hervor, welches allen Situationen die klarsten Umrisse und allen Gestalten die reinsten und bestimmtesten Züge verleiht. Wir dürfen uns nur erinnern an die treffliche Zeichnung Dorothea's. Wie wenig Aufwand von Mitteln hat der Dichter angewendet, um ihr anmuthiges Bild zu zeichnen, und doch hebt es sich deutlicher und bestimmter in unserer Phantasie zum Leben hervor, als hundert andere Figuren, an deren Schilderung eine ganze Sammlung von ausschmückenden Prädicaten, wie rosenroth, lilienweiß und dergleichen verschwendet worden ist. Hermann spricht zu dem Pfarrer und Apotheker, die, Dorothea aufzusuchen, in das Dorf gehen:

Und Ihr werdet sie bald vor allen andern erkennen;
Denn wohl schwerlich ist an Bildung ihr Eine vergleichbar.
Aber ich geb' Euch noch die Zeichen der reinlichen Kleider:
Denn der rothe Latz erhebt den gewölbeten Busen,
Schön geschnürt, und es liegt das schwarze Mieder ihr knapp an;
Sauber hat sie den Saum des Hemdes zur Krause gefaltet,
Die ihr das Kinn umgiebt, das runde, mit reinlicher Anmuth;
Frei und heiter zeigt sich des Kopfes zierliches Eirund:
Stark sind vielmal die Zöpfe um silberne Nadeln gewickelt;
Vielgefaltet und blau fängt unter dem Latze der Rock an,
Und umschlägt ihr im Gehn die wohlgebildeten Knöchel.

Mehr aber noch gewinnt eine Aeußerung Göthe's gegen Schiller, daß er nämlich die Vortheile, deren er sich im Gedichte bedient, den Anschauungen der Meisterwerke hellenischer Kunst verdanke, klares Verständniß für uns, wenn wir jene Situation betrachten, wo Hermann Dorothea die Stiegen des Weinbergs hinabführt, und wo diese, im Dämmerlichte des Laubganges den Tritt verfehlend, einen Augenblick an ihm niedersinkt. Hier sieht unsre Phantasie eine schöne Marmorgruppe; aber auch kühl wie Mar-

mor ist die Behandlung dieses Momentes, nicht entzündlich, verlockend und sinnenreizend, wie ihn viele moderne Dichter würden dargestellt haben; die Hoheit der alten Kunst durchdringt und adelt gewissermaßen auch den Charakter der dargestellten Personen:

Aber sie, unkundig des Steigs und der roheren Stufen,
Fehlte tretend, es knackte der Fuß, sie drohte zu fallen.
Eilig streckte gewandt der sinnige Jüngling den Arm aus,
Hielt empor die Geliebte; sie sank ihm leis' auf die Schulter,
Brust war gesenkt an Brust und Wang' an Wange. So stand er,
Starr wie ein Marmorbild, vom ernsten Willen gebändigt,
Drückte nicht fester sie an, er stemmte sich gegen die Schwere.
Und so fühlt' er die herrliche Last, die Wärme des Herzens,
Und den Balsam des Athems, an seinen Lippen verhauchet,
Trug mit Mannesgefühl die Heldengröße des Weibes.

Und wie wirkungsreich läßt nun der Dichter die zukünftige Tochter an des Sohnes Seite vor den Eltern erscheinen. Sie treten eben in die Stube ein, die Eltern und Freunde sehen sie auf der Thürschwelle; die Thüre bildet den natürlichen Rahmen, die Dunkelheit der Hausflur den Hintergrund zu dem Bilde des vom Lichte beschienenen schönen Paares.

Aber die Thür' ging auf. Es zeigte das herrliche Paar sich,
Und es erstaunten die Freunde, die liebenden Eltern erstaunten
Ueber die Bildung der Braut, des Bräutigams Bildung vergleichbar;
Ja, es schien die Thüre zu klein, die hohen Gestalten
Einzulassen, die nun zusammen betraten die Schwelle.

Dieselbe vollendete Plastik, mit welcher der Dichter die einzelnen Situationen wie schöne Bilder an unserer Phantasie vorüberführt, so daß sich eine ganze Reihe von lieblichen Gemälden aus der Dichtung zusammenstellen ließe, bewährt sich auch in seiner Schilderung der einzelnen Personen, aus deren scharf und bestimmt gezeichneten Zügen sich jedesmal ein treffliches Charakterbild zusammenfügt.

So bei dem Vater Hermanns, dem Wirthe zum goldenen Löwen. Er erscheint uns als einer jener behäbigen Gestalten, welche im Besitze selbsterworbenen Reichthums denselben weder karg hüten noch verschwenderisch genießen. Er öffnet seine Hand gern zur Unterstützung Nothleidender: „denn Geben ist Sache des Reichen.“ Er besitzt Haus und Hof mit allem Da-

zugehörigen; hinter den geräumigen Wirthschaftsgebäuden dehnt sich der Garten, der Weinberg und das Ackergut weit in die Gemarkung aus — ein ächt epischer Zug, durch welchen uns der Dichter in jenen Weltzustand zurückführt, wo der Mensch noch inmitten seiner Felder wohnte und alle seine Bedürfnisse aus denselben bezog. Im Besitze dieses Reichthums ist der Wirth zum goldenen Löwen umsomehr von Selbstgefühl erfüllt, weil er denselben großentheils selbst erworben hat.

Nicht einen Jeden betrifft es
Anzufangen von vorn sein ganzes Leben und Wesen;
Nicht soll Jeder sich quälen, wie wir und Andere thaten.
O wie glücklich ist der, dem Vater und Mutter das Haus schon
Wohlbestellt übergeben, und der mit Gedeihen es ausziert!
Aller Anfang ist schwer, am schwersten der Anfang der Wirthschaft.

Der Brand des Städtchens, dessen Schrecken sich ächt bürgerlich durch die Erinnerung aller älteren Personen hinzieht, hatte sein elterliches Haus zerstört, im Unglück schloß sich der Ehebund mit der von gleichem Schicksale heimgesuchten Nachbarstochter. Im Bewußtsein seiner Rührigkeit und des durch dieselbe gewonnenen Wohlstandes besitzt er auch jenes Selbstgefühl der Leute bürgerlichen Standes, welche ihr Glück sich selber verdanken; er denkt keineswegs unvortheilhaft von sich, er rühmt sein höfliches Betragen gegen die Gäste und thut mit einem wohlgefälligen Blick auf seine Talente gegen seinen Sohn die Aeußerung:

Hätte mein Vater gesorgt für mich, sowie ich für dich that,
Mich zur Schule gesendet und mir die Lehrer gehalten,
Ja, ich wäre was anders als Wirth zum goldenen Löwen.

Besonders gern aber gedenkt er der bürgerlichen Ehren, welche ihm zu Theil geworden sind, und der Verdienste, die er um das Gemeindewesen sich erworben hat. Daß er sechsmal Bauherr im Rathe gewesen und sich Beifall und herzlichen Dank von guten Bürgern verdient habe, ist sein größter Stolz.

Gegen die Gattin ist er zärtlich und liebevoll, und wenn er auch den Freunden gegenüber sich über die weibliche Natur ausläßt und behauptet, die Weiber seien wie die Kinder, jedes lebe

nach seinem eignen Belieben, man solle sie nur immer loben und streicheln, so hat er ihr doch die vollen Rechte als Hausfrau und Mutter eingeräumt, und die zwanzig Jahre ihres Zusammenlebens haben seine zärtliche Zuneigung zu ihr nicht vermindert. Mit welcher behaglichen Redseligkeit erzählt er noch jetzt die Einzelheiten seiner Verlobung mit dem „Mütterchen“ nach dem schrecklichen Brande!

Des Sohnes Glück zu gründen ist er eifrig bedacht. Er findet dasselbe in der Vermählung mit der reichen Kaufmannstochter, aber so heftig er auch gegen eine arme Schwiegertochter protestirt hat, so schnell entsagt er in seiner angebornen Gutmüthigkeit seinem Wunsche, nachdem er Hermanns Absicht erfahren, jene Vertriebene heimzuführen, und willigt in dessen Bitte, um dieselbe werben zu dürfen. Und scheint er auch zuweilen hart gegen den stillen, verschlossenen Sohn, dessen treffliche Eigenschaften er nicht immer zu würdigen weiß, so ist es doch nur der Ton gutmüthigen Polterns, dessen Heftigkeit bald verraucht ist. So bricht auch sein Unmuth in der Irrung hervor, als Dorothea, durch seinen wohlgemeinten Scherz verwundet, das kaum betretene Haus wieder verlassen will:

> Also das ist mir zuletzt für die höchste Nachsicht geworden,
> Daß mir das Unangenehmste geschieht noch zum Schlusse des Tages!
> Denn mir ist unleidlicher nichts, als Thränen der Weiber,
> Leidenschaftlich Geschrei, das heftig verworren beginnet,
> Was mit ein wenig Vernunft sich ließe gemächlicher schlichten.

Als jedoch das Mißverständniß sich aufgeklärt, als das Mädchen kam, vor dem Vater sich herzlich mit Anmuth neigend, und so ihm die Hand, die zurückgezogene, küssend, als sie ihn bat, ihr zu verzeihen erst die Thränen des Schmerzes und nun die Thränen der Freude, da wallt sein weiches Herz sogleich über, und, die Thränen selber verbergend, umarmt er sie in freudiger Rührung. In allen diesen Zügen erscheint er als ein ächt deutscher Charakter, als einer jener redlichen und tüchtigen Männer mit ihren kleinen Schwächen, mit ihrer gutmüthigen, aber leichtaufbrausenden Natur, welche uns so oft im Leben begegnen.

Und diesem seinem Temperamente entspricht auch die äußere Gestalt, die ihm der Dichter gegeben; denn obwohl sie derselbe nirgends geschildert hat, gibt er uns doch einen bedeutsamen Wink über die wohlbeleibte Figur des Wirthes zum goldenen Löwen:

Eilig faßte darauf der gute, verständige Pfarrherr
Erst des Vaters Hand und zog ihm vom Finger den Trauring,
(Nicht so leicht, er war vom rundlichen Gliede gehalten.)

Als Gegensatz zu dem Wirthe zum goldenen Löwen erscheint der Nachbar Apotheker, der Vertreter des beschränkten Philisterthums. Wenn jener dem Neuen nicht abgeneigt ist und einem vernünftigen Fortschritte huldigt, wenn er seinen Sohn nach Mannheim, Frankfurt oder Straßburg zu schicken beabsichtigt, damit er wohlgeordnete städtische Zustände und Einrichtungen kennen lernen und sie in seine Vaterstadt verpflanzen könne, so ist dieser noch ganz der alten guten Zeit zugekehrt. Alle Neuerungen sieht er mit mißtrauischen Blicken an. Er klagt, daß sein schöner Garten mit dem herrlichen Grottenwerk, den Bettlern von Stein und den farbigen Zwergen nicht mehr bewundert, und im Saale die Malerei nicht mehr gepriesen werde,

Wo die geputzten Herren und Damen im Garten spazieren,
Und mit spitzigen Fingern die Blumen reichen und halten.

Zwar faßt auch er sich manchmal ein Herz, mit der Zeit voranzuschreiten, aber ihn hemmt sogleich der leidige Egoismus, der Geiz. Als es ihm neulich in den Sinn kam, den Engel Michael, der seine Officin bezeichnet, und den gräulichen Drachen, der ihm zu Füßen sich windet, vergolden zu lassen, ließ er ihn schließlich doch verbräunt, wie er ist, „ihn schreckte die Forderung.“ Doch findet er sich wohl auch zu milder Gabe bereit, wenn sie gleich, wie wir vermuthen dürfen, nicht allzureichlich ausfallen wird. Als er mit dem Pfarrer ins Dorf gegangen ist, um die Jungfrau aufzusuchen, und dieser dem Richter ein Goldstück zur Vertheilung unter die Dürftigen reicht, will auch er seine Gabe spenden; geschäftig spricht er:

Wäre mir jetzt nur Geld in der Tasche, so solltet Ihr's haben,
Groß wie klein; denn viele gewiß der Euren bedürfen's.
Unbeschenkt doch lass' ich Euch nicht, damit Ihr den Willen
Sehet, woferne die That auch hinter dem Willen zurückbleibt.
Also sprach er und zog den gestickten ledernen Beutel
An den Riemen hervor, worin der Toback ihm verwahrt war,
Oeffnete zierlich und theilte; da fanden sich einige Pfeifen.

Als Hagestolz hat er auch kein Interesse für das Allgemeine, er denkt nur an seine von den Voreltern ererbten Schätze, weiß er diese in Sicherheit und die Apotheke vom Provisor besorgt, so fühlt er sich auf seiner beabsichtigten Flucht vor dem nahenden Kriege geborgen. Dagegen ist er, in Ermangelung häuslicher Beschäftigung und Sorge, gerne bei Andern der Vermittler; er zeigt sich in allen Familienangelegenheiten der Freunde und Nachbarn theilnehmend und hat gerne die Hände im Spiel, wenn sich das Glück derselben begründen soll. Er rühmt deshalb die alte Zeit, in welcher der Freiersmann eine so hochgeachtete Person in der Familie war und in derselben alle Ehren genoß. So ist er auch jetzt höchst geschäftig und eifrig bemüht, zu der Verbindung Hermanns und Dorothea's das Seinige beizutragen. In dieser Beziehung ist er ein treffendes Bild eines jener geschäftigen „Nachbarn", welche sich so häufig im bürgerlichen Leben finden.

In dem noch jugendlichen Geistlichen ist ein Charakter dargestellt, welcher durch gediegene wissenschaftliche Bildung sich einen klaren Blick über alle Verhältnisse des Lebens erworben hat. Die Ueberlegenheit seiner Einsicht über die der übrigen Personen zeigt sich vornehmlich darin, daß er an allen Dingen ihre beiden Seiten, die gute wie die schlimme, zu finden und zu würdigen weiß. In seinen sämmtlichen Aeußerungen und Reden, welche einen Schatz der höchsten sittlichen Wahrheiten entfalten, zeigt er sich auf der Höhe der intellectuellen und sittlichen Bildung der Zeit. Dabei ist er von einer menschenfreundlichen Gesinnung durchdrungen, welche ihm, dem Seelsorger, das Zutrauen der Bürger gewonnen und einen entschiedenen Einfluß auf dieselben erworben hat. Er ist ihr Vertrauter und ihr Rathgeber; er ist es auch,

welcher den durch Irrungen entstandenen Conflict, nach neuen, in guter Absicht herbeigeführten Verwickelungen beseitigt und die Handlung zum schönsten Ziele hinausführt.

In der Mutter Hermanns sehen wir das trefflichste Bild der geschäftigen und sorgsamen Hausfrau, der treuen Gattin, der liebenden Mutter. In der Haushaltung hält sie Alles zu Rathe, sie verschenkt nicht gerne die abgetragene Leinwand, „denn sie ist zu manchem Gebrauch und für Geld nicht zu haben.“ Doch heute, da sie von Kindern und Alten hörte, die nackend dahergehn, gab sie so gerne manches bessere Stück an Ueberzügen und Hemden und plünderte selbst des „Vaters“ Schrank. Wir dürfen sie nur durch den Garten begleiten, welchen sie eilig durchschreitet, um Hermann aufzusuchen, und wir finden an ihr die treffendsten Züge der immer geschäftigen, auf alles bedachten Hausfrau:

> Sie freute sich jeglichen Wachsthums,
> Stellte die Stützen zurecht, auf denen beladen die Aeste
> Ruhten des Apfelbaums, wie des Birnbaums lastende Zweige,
> Nahm gleich einige Raupen vom kräftig strotzenden Kohl weg;
> Denn ein geschäftiges Weib thut keine Schritte vergebens.

Durch diese Emsigkeit hat sie den Wohlstand des Hauses mehren helfen und nimmt daher die ihr gebührende Stelle neben dem Gatten ein. Sie weiß durch Freundlichkeit ihren Einfluß auf diesen zu behaupten und zumeist dadurch, daß sie seine kleinen Schwächen duldet, das gute Einvernehmen zu bewahren. Auch zeigt sie ein richtiges Verständniß von dem Gegensatz der männlichen und weiblichen Natur überhaupt, indem sie sagt:

> Denn die Männer sind heftig, und denken nur immer das Letzte,
> Und die Hinderniß treibt die Heftigen leicht von dem Wege;
> Aber ein Weib ist geschickt, auf Mittel zu denken, und wandelt
> Auch den Umweg, geschickt zu ihrem Zweck zu gelangen.

So ist sie auch die Vermittlerin, wenn zwischen dem heftigen Vater und dem mündig gewordenen Sohne der Ausbruch eines Zwiespalts droht. Sie ermahnt Hermann, der sich durch die harte Rede des Vaters verwundet fühlt, zur Nachgiebigkeit, und die Natur ihres Gatten kennend, darf sie des Sohnes Hoff-

nung beleben, daß derselbe die Einwilligung zu seiner Verbindung mit der Vertriebenen, trotz der Heftigkeit, mit welcher er auch heute so manches herausgeredet hatte, nicht versagen werde. Ueberhaupt zeigt sie sich am schönsten in ihrer Liebe zum Sohne, den sie besser als der Gatte in seinen vortrefflichen Eigenschaften kennt, und daher gegen die Beschuldigungen desselben in Schutz nimmt. Sie eilt, als er, den weiteren Vorwürfen des Vaters still und bescheiden ausweichend, das Zimmer verläßt, ihm nach, um ihn zu beruhigen und zu trösten, und wie weiß sie ihm, als er ihr die im Herzen erwachte Liebe schüchtern nicht entdecken will, ins tiefste Innere zu schauen:

> Sohn, was hat sich in dir verändert und deinem Gemüthe,
> Daß du zu deiner Mutter nicht redest, wie gestern und immer,
> Offen und frei, und sagst, was deinen Wünschen gemäß ist?
> Du verbirgst dein Herz, und hast ganz andre Gedanken.

Und da er noch immer zögert, das Geheimniß zu entdecken, hat es das ahnende Herz der Mutter schon selber gefunden:

> Soll ich dir sagen, mein Sohn, so hast du, ich glaube, gewählet,
> Denn dein Herz ist getroffen und mehr als gewöhnlich empfindlich.
> Sag' es gerad' nur heraus, denn mir schon sagt es die Seele:
> Jenes Mädchen ist's, das vertriebene, das du gewählt hast.

Und nun, nachdem ihr der Sohn seine Liebe bekannt, eilt sie frohen Muthes mit ihm hinab, um die Einwilligung des Vaters zu seiner von ihnen beiden schon längst ersehnten Verlobung zu vermitteln. Doch droht in den Verwickelungen der Schlußscene ihr liebster Wunsch, dessen Erfüllung sie schon so nahe sah, noch vereitelt zu werden. Da aber, als Dorothea von des Vaters Rede verletzt, wieder zurückkehren will, treibt sie ihr mütterliches Herz, welches die Vortrefflichkeit des Mädchens schon erkannt hatte, zu ihr hin, und sie umfassend mit beiden Armen ruft sie ihr die Worte zu, in welchen sich ihre reine Freude, ihre Liebe zu der edlen Fremden und ihre Hoffnung für des Sohnes künftiges Glück ausspricht:

> Nein, ich lasse dich nicht, du bist mir des Sohnes Verlobte.

In Hermann ist eine jener deutschen Naturen gezeichnet, die

in sich verschlossen und zurückhaltend, nach den ersten Regungen der Liebe eine Fülle von trefflichen Eigenschaften, von edlen Gesinnungen entfalten, welche, kaum geahnt, in der Tiefe der Brust hinter dem stillen und gemessenen, nur praktische Verständigkeit verrathenden Aeußeren geschlummert haben. Es bedurfte nur des belebenden und veredelnden Einflusses der Liebe, um ihn, sowie der warme Sonnenstrahl die unscheinbare Knospe zur farbenreichen Blume, zum vollen und bedeutenden Menschen zu entwickeln. Im zweiten Gesange lernen wir ihn in seiner Kindheit als einen gutmüthigen, kernhaften, aber nach des Vaters Meinung wenig versprechenden Knaben kennen. Dagegen sehen wir ihn bald überall praktisch; der Scheinbildung der Kaufmannsfamilie gegenüber zeigt er sich zwar ungelenk, aber gerade diese Unbeholfenheit zeugt von seiner gesunden Natur, die sich dem aufgeputzten Modewesen, der geschminkten, oberflächlichen und dabei anmaßlichen Halbbildung nicht assimiliren kann. Zum Jüngling herangewachsen, besorgt er die Feldwirthschaft mit Eifer und Einsicht; sein ernster Sinn ist nicht auf die Vergnügungen der Jugend gerichtet. Da erscheint der Zug der Vertriebenen; bei seinem ersten Zusammentreffen mit Dorothea sagt ihm sein Herz, daß dieselbe ein begehrenswerthes Mädchen sei. Nicht das vielgerühmte Klavierspiel der Kaufmannstochter zieht ihn an, sondern die ächte, thätige, hülfreiche Weiblichkeit, wie sie hier inmitten Nothleidender und Hülfebedürftiger in der fremden Jungfrau erscheint. Er gibt Dorotheen das erste Zeichen seines unbeschränkten Zutrauens, als er ihr die Gaben zur Vertheilung an die Armen überreicht. Mit verändertem Wesen kehrt er zurück. Der Prediger sagt nach dem ersten prüfenden Blicke zu ihm:

> Kommt Ihr doch als ein veränderter Mensch! Ich habe noch niemals
> Euch so munter gesehn und Eure Blicke so lebhaft.

Die Liebe hatte sein Herz berührt und sein ganzes Wesen durchdrungen. Heiterkeit, Lebendigkeit, Selbstgefühl werden durch sie gesteigert, und doppelt schmerzlich wird ihm daher auch die

tadelnde Rede des Vaters. Unter dem Birnbaum gedenkt er mit stiller Sehnsucht der schönen Fremden, und als die Mutter erscheint und ihn voll Theilnahme um den Grund seiner Trauer befragt, wie schüchtern sucht er doch wieder das, was ihn im Innersten bewegt, zu verbergen! Er schützt die Noth des Vaterlandes vor, welche tief sein Herz ergreife, und als er der dringender Forschenden sich ganz entdeckt, als er gesteht, zum erstenmale die Unwahrheit gegen sie geredet zu haben, da ahnt und weiß er selber nicht, daß er eben doch nur die Wahrheit gesprochen. Denn jener Zug der Heimathlosen, welcher ihm aus der Ferne das Mädchen zugeführt, das sein Herz mit den ersten Empfindungen der Liebe erfüllte, mußte zugleich mit dem Interesse für sie, die Vertriebene, sein Gefühl für das Vaterland zu vollerem Bewußtsein bringen und zu größerer Wärme steigern. So flossen in ihm die sanften Regungen der Liebe und die stolzen Gefühle männlicher Kraft, welche in dem wahren Patriotismus ihren schönsten Ausdruck finden, aus einer und derselben Quelle. Und erschien uns Hermann bisher als der verständige, in Allem wohlerfahrene Sohn des Hauses, so lernen wir ihn nun als einen Jüngling von tiefer und reiner Empfindung, dessen ganzes Wesen durch die Liebe höher emporgehoben worden, und als einen Bürger voll Thatkraft und voll Begeisterung für das Vaterland kennen. Wie zeichnet er sich in seinem Patriotismus und seinem Freiheitsgefühl, welchen ein Gegensatz in der Alles überstürzenden Freiheitsschwärmerei des früheren Bräutigams Dorotheens gegeben ist, vor den übrigen Personen aus! Auch als er die Erwählte zu besitzen sicher ist, verfühlt sich seine Liebe zum Vaterlande nicht, sondern leuchtet in reiner Flamme nur noch höher auf. Liebe und Patriotismus durchdringen sich hier in schöner Wechselwirkung; erst der Gründer der Familie, der Gatte empfindet den wahren Werth der Freiheit, fühlt für die Würde des Vaterlandes und ist bereit, im Kampfe für diese hohen Güter Alles einzusetzen:

Du bist mein; und nun ist das Meine meiner als jemals.
Nicht mit Kummer will ich's bewahren und sorgend genießen,

Sondern mit Muth und Kraft. Und drohen diesmal die Feinde,
Oder künftig, so rüste mich selbst und reiche die Waffen.
Weiß ich durch dich nur versorgt das Haus und die liebenden Eltern,
O, so stellt sich die Brust dem Feinde sicher entgegen.
Und gedächte jeder wie ich, so stünde die Macht auf
Gegen die Macht, und wir erfreuten uns alle des Friedens.

In der Zeichnung Dorotheens bewährt sich wiederum auf das glänzendste des Dichters Ruhm, in den schönsten Frauenbildern die edle Weiblichkeit verherrlicht zu haben. Dorothea unterscheidet sich von den übrigen Göthe'schen Frauen vornehmlich dadurch, daß der Dichter in ihr die einfache, aber volle Weiblichkeit gezeichnet hat. Während die anderen Charaktere meistens nur einzelne Seiten derselben repräsentiren, tritt in ihr das Ganze und Allgemeine der weiblichen Natur hervor. Ihre kräftig=schöne, aber anmuthige Gestalt läßt schon auf inneren Adel schließen, und gestattet ihr ein edles Selbstgefühl, dem sie sich ruhig überlassen darf. Und doch fehlt ihr auch nicht der zarte Sinn, der ihr, der Alleinstehenden, das Herumschweifen in der Welt verbietet, „denn ein wanderndes Mädchen ist immer von schwankendem Rufe." Ihr Grundcharakter ist „hülfreiche Geschäftigkeit und besonnene Gewandtheit". Sie hat die kranke Wöchnerin gepflegt, als Alle rath= und thatlos waren, und wurde ihren Kindern eine zweite Mutter, welche diese nicht mehr von sich lassen wollen. Und hat ihr auch der Dichter einen Zug von kühnem Heroismus beigegeben in der Schilderung jenes Momentes, wo sie mit entschlossenem Muthe die Angriffe zügelloser Soldaten blutig zurückweist, so spricht sie sich doch mit voller Klarheit über die Stellung und den Beruf des Weibes in jenen Worten aus, die zu dem Trefflichsten gehören, was über die Bestimmung der Frauen gesagt worden ist:

Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung;
Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehöret.
Dienet die Schwester dem Bruder doch früh, sie dienet den Eltern,
Und ihr Leben ist immer ein ewiges Gehen und Kommen,
Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für andre.
Wohl ihr, wenn sie daran sich gewöhnt, daß kein Weg ihr zu sauer

Wird, und die Stunden der Nacht ihr sind wie die Stunden des Tages,
Daß ihr niemals die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein dünkt,
Daß sie sich ganz vergißt, und leben mag nur in andern!

Im Besitze aller dieser trefflichen Eigenschaften ist sie auch geliebt und hochgeachtet bei allen ihren Verwandten und Bekannten. Der Mund des wackeren, an Erfahrungen reichen Richters strömt über von ihrem Lob, und als sie auf ihre Zukunft bedacht, die wandernde Gemeinde, der sie bisher angehörte, verlassen will, um Hermann, wie sie glaubt, als Magd zu folgen, begleiten sie die Segenswünsche der anwesenden Frauen:

Alle vernahmen des Mädchens Entschluß und segneten Hermann
Mit bedeutenden Blicken und mit besondern Gedanken.
Denn so sagte wohl eine zur andern flüchtig an's Ohr hin:
Wenn aus dem Herrn ein Bräutigam wird, so ist sie geborgen.

So züchtig und zurückhaltend Dorothea bei allem freundlichen Wohlwollen ist, so daß Hermann nicht wagt, am Brunnen ihr seine Liebe zu gestehen, — ihr Auge blickte nicht Liebe, aber hellen Verstand, und gebot verständig zu reden — so steigt doch auch in ihrem Herzen eine Ahnung von dem Glücke auf, welches ihr der Besitz Hermanns gewähren würde. Aber nicht der leiseste Ausdruck deutet die schüchtern genährte Hoffnung an; erst dann, als sie den schönen Traum für immer verschwunden glaubt, verräth sie das Geheimniß ihres Herzens. Da aber gewahren wir, wie das besonnene, nur Verständigkeit blickende Mädchen, welches in seiner klaren Ruhe an die plastischen Meisterwerke der Alten erinnert hatte, auch einen reichen Schatz ächt deutschen Gemüthes enthüllt. Der schmerzliche Entschluß, sich wieder von dem trefflichen Jüngling zu trennen, welchem sie so gerne gefolgt war, hat ihre stille Liebe zu höherem Bewußtsein gebracht und zu größerer Stärke entfaltet, und hat ihr das, was sie sonst noch Jahre lang verborgen hätte, zu freiem Bekenntniß auf die Lippen gelegt. Aber wie rein und edel erscheinen Gedanken, Wünsche und Vorsätze, welche sie in ihrem Busen gehegt hatte! Nicht mit Zuversicht hatte sie das Haus betreten, sondern mit Zweifel und

Sorge, und schon waren leise die Schmerzen durch ihre Seele gezogen, als sie dessen gedachte, was sie zu erwarten hatte, daß bald der Sohn der begüterten Eltern die Braut heimführen werde:

Und wie hätt' ich alsdann die heimlichen Schmerzen ertragen!

Wenn sie aber der Hoffnung auf Hermanns Besitz Raum gab in ihrem Herzen, so waren es nicht äußere Vorzüge, durch welche sie ihn zu fesseln gedachte; sie wollte sich ihn durch ihren inneren Werth verdienen, sie wollte sich seine Achtung erwerben, und der Lohn ihrer Bemühungen sollte, wie sie leise hoffte, seine Liebe sein.

Aber sie hatte schon diesen Lohn errungen; der Jüngling hatte mit sicherem Blicke den Schatz von trefflichen Eigenschaften erkannt, welchen ihr Vertrauen erweckendes Aeußere verbürgte, und nun schlugen ihr, der schönen Fremden, die ein so reines und edles Innere offenbart hatte, auch die Herzen der Eltern und Freunde entgegen. So tritt in der Schlußscene ihre Gestalt vor allen übrigen bedeutungsvoll hervor, ja ihr Bild hebt sich, wie Viehoff sagt, in eine ideale Höhe, als sie zuletzt das Vermächtniß ihres früheren Bräutigams mittheilt. Die edlen Empfindungen, welche sie in diesem als ihre eigensten ausspricht, und die männliche Gesinnung Hermanns, die aus den Schlußworten hervorleuchtet, geben die Bürgschaft, daß mit ihr, die eben als Fremde das Haus betreten, ein reicher Segen in dasselbe eingekehrt sei. Wie der erfrischende Hauch der Luft, welche draußen der niederströmende Gewitterregen abgekühlt hat, während hier die Thränen des Schmerzes und dann die Thränen der Freude geflossen sind, weht es uns aus der Schlußscene des Gedichts entgegen.

Denn auch in dieser Dichtung hat Göthe, sowie im Werther sehr wirkungsreich die Natur benutzt, um seiner Schilderung der Seelenzustände eine Folie zu geben. Während in diesem der Charakter der verschiedenen Jahreszeiten die jeweilige Seelenstimmung des Helden reflectirt, spiegeln sich in „Hermann und Dorothea" die Empfindungen der Liebenden in den wechselnden

Naturerscheinungen eines Sommertags ab, die still genährte Liebe in dem heiteren Frieden eines Sommerabends, das wachsende sehnsüchtig-süße Verlangen in dem weichen Mondlichte, von welchem das Städtchen und die Gegend übergossen ist, und die bange Stimmung während des letzten, das Glück des trefflichen Paares bedrohenden Conflictes in dem nächtlichen Gewitter, welches sich nach lauten Donnerschlägen in einem erquickenden Regen entlädt.

21.

Eugenie.

In Hermann und Dorothea war Göthe auf dem Höhepunkt seiner schöpferischen Thätigkeit in der epischen Dichtform angelangt; in diesem Werke hatte sich die wunderbare Macht seines Genius, in plastischer Klarheit und reiner Objectivität die Gebilde seines schaffenden Geistes darzustellen, auf's glänzendste geoffenbart; zugleich aber hatte sich in diesem unverfälschten Abbild deutschen Wesens auch die ganze Tiefe des nationalen Gehaltes, welchen er in sich trug, enthüllt. Doch blieb der Dichter fortan nicht beständig auf dem seit mehreren Jahren mit Vorliebe betretenen Wege der Epik. Seine Beziehungen zum Weimarer Theater, mehr noch sein Umgang mit Schiller, dessen Wallenstein mit dem herrlichsten Erfolg gekrönt worden war und den ungetheilten Beifall der Nation errungen hatte, führten ihn noch einmal auf die Bahn dramatischer Dichtung, welche er ohnehin nicht gänzlich verlassen hatte, da der Faust auf Schiller's Mahnung von Neuem zur Fortsetzung aufgenommen worden war. Das Bestreben, ein reiches Repertoir für die Weimarer Bühne zu schaffen und auch das, was das Ausland Gutes darbot, auf derselben zur Darstellung zu bringen, veranlaßte ihn, im Jahre 1799 den Ma-

homet von Voltaire für sie zu bearbeiten. Daß er zu diesem Stoffe griff, mag schon in Schiller's Ausspruch seine Rechtfertigung finden, daß, sollte einmal übersetzt werden, kein Stück sich mehr zur Bearbeitung eigne, als dieses, welches schon durch seinen Gegenstand vor Gleichgültigkeit des Publikums bewahrt sei. Gewiß aber veranlaßte Göthe auch die schon in Frankfurt diesem Thema zugewendete Beschäftigung, dasselbe nun, wenn auch nur als Uebersetzung eines fremden Werkes, wieder aufzunehmen. Aber auch in dieser Uebersetzung bewährt sich die Originalität des Dichters; ohne zu sehr von der Genauigkeit einer Uebertragung abzuweichen, ist sie doch keine strenge Nachbildung des französischen Stückes; schon die Umgestaltung der Form, die Anwendung der freieren Jamben statt des einförmigen Alexandriners, gibt der Dichtung einen größeren Fluß und zugleich einen, man könnte sagen, deutscheren Charakter. Zugleich aber tritt in derselben die Art und Weise Göthe'scher Darstellung ebenso eigenthümlich hervor, wie diejenige der Schiller'schen in der später von diesem bearbeiteten Phädra. Im Jahre 1800, am Geburtsfeste der Herzogin, fand „zu großem Vortheil für die Bildung der Weimarer Schauspieler" die erste Darstellung des Stückes statt, für welche ursprünglich das Gedicht Schiller's „An Göthe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte" als Prolog, „damit wir", wie er schreibt, „das Publikum mit geladener Flinte erwarten können", verfaßt zu sein scheint. Zur Feier des folgenden Geburtsfestes der Herzogin wurde von Göthe besonders während seines mehrmaligen längeren Aufenthaltes in Jena Voltaire's Tancred bearbeitet, den er durch Chöre noch mehr zu beleben hoffte. Da sich aber Iffland erboten, den Tancred den 18. Januar, als am Tage der Krönungsfeier aufzuführen, so zwang die kurzgestellte Frist den Dichter, diesen Plan wieder fallen zu lassen. Auch das anmuthige kleine Stück „Paläophron und Neoterpe", in welchem der Dichter an alte bildende Kunst zu erinnern und ein plastisches, doch bewegliches und belebtes Werk dem Zuschauer vor Augen zu stellen die Absicht hatte, und

das jene Maskenkomödien vorbereitete, die in der Folge eine ganz neue Unterhaltung auf lange Zeit gewährten, wurde im Jahre 1800 am Geburtstage der Herzogin Amalie im engeren Kreise gegeben. Im Jahre 1802 dichtete Göthe zur Eröffnung des neuen Schauspielhauses zu Lauchstädt ein Vorspiel: „Was wir bringen", in welchem auf symbolische und allegorische Weise das vorgestellt wurde, was in der letzten Zeit auf dem deutschen Theater überhaupt, besonders auf dem Weimar'schen geschehen war, und das bei seiner Aufführung nach des Dichters Bericht „eine liebliche Wirkung that."

Als Göthe in Jena den Tancred übersetzte, ließen, wie er in den Annalen erzählt, Freunde den Vorwurf laut werden, daß er sich mit französischen Stücken, welche bei der jetzigen Gesinnung von Deutschland nicht wohl Gunst erlangen könnten, so emsig beschäftige und nichts Eignes vornehme. „Ich rief mir daher", fährt er fort, „die natürliche Tochter in die Seele, deren ganz ausgeführtes Schema schon seit einigen Jahren unter meinen Papieren lag." Schon im Jahre 1799 nämlich hatten die zu dieser Zeit erschienenen Memoiren der Stephanie Luise von Bourbon-Conti die Conception dieses Stückes erregt, in dessen Plan er sich ein Gefäß bereitete, worin er Alles, was er so manches Jahr über die französische Revolution und deren Folgen geschrieben und gedacht, mit geziemendem Ernste niederzulegen hoffte. Göthe verschwieg allen seinen Freunden, selbst Schiller, seine Beschäftigung mit dieser Dichtung, „durch einen auf Erfahrung gestützten Aberglauben, daß er ein Unternehmen nicht aussprechen dürfe, wenn es gelingen solle." Im Jahre 1803 war der erste Theil der Eugenie vollendet, und wurde am zweiten April auf der Weimarer Bühne aufgeführt, zur nicht geringen Ueberraschung des Publikums, welches nicht geahnt hatte, daß sich Göthe im Stillen mit der Ausführung eines großen Dichtwerks beschäftigt habe. Aber auch diese theatralische Darstellung hielt der Dichter nachmals für verfrüht, ja für die Ursache, daß die Fortsetzung desselben unterblieben sei; er nennt es in den Annalen einen großen, un-

verzeihlichen Fehler, mit dem ersten Theil der Dichtung hervorgetreten zu sein, ehe das Ganze vollendet gewesen. Nun es geschehen war, besuchten ihn, wie er sagt, die geliebten Scenen der Folge nur manchmal wie unstäte Geister, die wiederkehrend flehentlich nach Erlösung seufzen.

Göthe wollte nämlich das Entstehen und den Verlauf der Revolution in einer Trilogie behandeln, und zwar nicht blos in der äußerlichen Form der Dreitheilung, wie sie im Wallenstein erscheint, sondern in der Weise, wie die dramatische Dichtkunst der Alten dieselbe ausgebildet hat. Jedes einzelne der Stücke sollte für sich eine selbständige Bedeutung haben, alle drei zusammen aber erst ein höheres organisches Ganze ausmachen. Der erste Theil dieser projectirten Schöpfung, welcher allein vollendet worden ist, erscheint nach Göthe's eignem Ausdruck als die Exposition des Ganzen. Der Dichter führt uns bis zu dem Zeitpunkte, wo sich schon deutliche Anzeigen einer nahenden Revolution kundgeben, so daß die Heldin des Stückes sagen kann:

Diesem Reiche
Droht ein jäher Umsturz. Die zum großen Leben
Gefügten Elemente wollen sich
Nicht wechselseitig mehr mit Liebeskraft
Zu stets erneuter Einigkeit umfangen.
Sie fliehen sich, und einzeln tritt nun jedes
Kalt in sich selbst zurück.

Der Charakter des wohlwollenden Königs, welcher mit Milde sein Herrscheramt ausübt, der bis an den letzten Herd im Königreich des Vaters warme Sorgen empfinden lassen, der Zufriedene unter niederm Dach und im Palaste sehen möchte, um dann gerne dem Thron und der Welt zu entsagen, befriedigt nicht die hohe Aristokratie des Reichs. Sogar in dem Oheim des Königs, dem Herzoge, welcher ihm sonst freundlich zugethan ist, gibt sich die Unzufriedenheit mit seinen Regierungsmaximen kund, indem derselbe der Ansicht ist, daß Milde nicht Milde, sondern Verwegenheit erzeuge. Mehr aber noch arbeitet gegen den Herr-

scher eine Partei, an deren Spitze der Sohn des Herzogs steht, dessen selbstsüchtige und gewaltthätige Natur selbst den Vater ihm entfremdet hat. Dieser hängt daher auch mit ganzem Herzen an einer natürlichen Tochter, Eugenie, der er die sorgfältigste Erziehung gegeben hat, und die er nun von dem Könige legitimiren lassen will. Da durch diesen Akt das Erbe des Bruders geschmälert und dazu vielleicht der Thron des kinderlosen Königs Schwankungen erleiden würde, wird sie das Opfer der feindlichen aristokratischen Partei. Sie wird durch ein königliches Verbannungsdekret, welches der Bruder erwirkt hat, heimlich entfernt, der Vater aber durch eine fingirte Todesnachricht getäuscht. So finden wir Eugenien am Schlusse des Stückes, von ihrer Hofmeisterin begleitet, in einer Hafenstadt, um sich einzuschiffen in die durch ihr Klima Gesundheit und Leben gefährdenden Kolonien. Nur Einen Ausweg gibt es für ihr Verbleiben im Vaterlande, wenn sie sich nämlich unter ihrem Stande zu vermählen entschließen will. Als sie vergeblich den Gouverneur, der hier als Repräsentant der Staatsgewalt, und die Aebtissin, die als die Vertreterin der Kirche erscheint, zur Hülfe angerufen, als sie vergeblich das Volk zu ihrer Rettung aufgefordert hat, willigt sie, um den Boden des Vaterlandes, der ihr jetzt bei drohenden Gefahren doppelt theuer ist, nicht verlassen zu müssen, in eine Scheinverbindung mit dem edlen Gerichtsrathe, welcher ihr Herz und Hand angetragen hatte. Mit dieser Situation schließt das Drama. Nun sollte nach Göthe's Plan der zweite Theil der Trilogie auf einem Landgute, dem Aufenthaltsorte Eugeniens spielen, und in ihm die demokratischen Elemente der Revolution auf der Schaubühne erscheinen, im dritten sollte in der Residenz der Hauptstoß der beiden Mächte auf einander erfolgen. In der größten Verwirrung sollte das wieder gefundene Sonett, welches Eugenie dem Könige gewidmet hatte und bei ihrer Standeserhebung demselben überreichen wollte, einen schönen Augenblick hervorbringen. Doch ist nach dem Schema, das Göthe später für die Fortsetzung der Dichtung entworfen hat,

dieser Plan wesentlich verändert worden; auch läßt sich selbst aus diesem Schema die nähere Ausführung der folgenden Theile der Dichtung nur wenig erkennen.

Wenn als das wesentlichste Moment der ernsten dramatischen Poesie die Darstellung von Charakteren erscheint, die gegen ein hereinbrechendes tragisches Schicksal ankämpfen, so liegt in dem Umstande, daß die Eugenie in der Ausführung, wie wir sie besitzen, nur die Exposition einer projectirten Gesammtdichtung ist, eine durch die Natur der Sache gezogene Schranke für die Beurtheilung des Stückes. Denn weder kann sich das Schicksal in dieser einleitenden Dichtung in seiner vollen Macht enthüllen, noch ist den Charakteren Raum gegeben, sich in ihrem tiefsten Wesen zu entfalten. Gleichwohl begegnen wir in derselben schon bedeutungsvollen tragischen Conflicten, wie namentlich an ihrem Schlusse, wo Eugenie gezwungen ist, entweder der Verbannung und dem drohenden Tode entgegen zu gehen, oder im Vaterlande sich unter ihrem Stande zu vermählen, obschon auch in dieser Situation von Manchen das wahrhaft Tragische vermißt wird, da die illegitime Geburt der Heldin sie zu dem Anspruche, der hohen Aristokratie anzugehören, nicht berechtige. Tieftragisch ist dagegen im dritten Akte die Scene, in welcher der Dichter den Schmerz des Herzogs wegen des vermeintlichen Todes der Tochter darstellt, und das tiefe Leid des trostlosen Vaters so wahr und so ergreifend schildert, daß Rosenkranz dieselbe zu dem Größten und Schönsten zählt, was je von Göthe, ja überhaupt gedichtet worden ist. Auch offenbaren sich in den handelnden Personen schon besondere Charakterzüge, wie in Eugenie die ritterliche Kühnheit und das auf das Bewußtsein ihres Werthes gegründete Selbstgefühl, in dem König die Milde, in dem Weltgeistlichen die erwachte Herrschsucht; aber diese besonderen Züge lassen es dennoch nicht, zumal bei den Nebenfiguren, zu einer geschlossenen und festen Individualität kommen, da der Dichter seine poetischen Gestalten in die Allgemeinheit des Gattungsbegriffes verflüchtigt hat und demgemäß den König, den Weltgeistlichen, den Grafen u. s. f. nur als solche auftreten läßt.

Das Stück neigt sich in dieser Beziehung schon zu der symbolisirenden Dichtweise, die Göthe's späteste Productionen charakterisirt, ja es kann als Uebergang von der Periode der Classicität zur Symbolik der letzten Epoche, von seinem Tasso zur Pandora und dem zweiten Theile des Faust bezeichnet werden, „die Idealität überragt hier schon die Individualität."

Und doch hat gerade dies Symbolische dem Stücke schon bei seiner ersten Aufführung den Beifall der bedeutendsten Kunstkenner erworben, wenn auch das große Publikum kalt geblieben ist. Schiller urtheilt über die Dichtung in einem Briefe an W. v. Humboldt: „Göthe's natürliche Tochter wird Sie sehr erfreuen, und wenn Sie dieses Stück mit seinen anderen, den früheren und mittleren vergleichen, zu interessanten Betrachtungen führen. Die hohe Symbolik, mit der er den Stoff behandelt hat, sodaß alles Stoffartige vertilgt und Alles nur Glied eines idealen Ganzen ist, diese ist wirklich bewundernswerth. Es ist ganz Kunst und ergreift dabei die innerste Natur durch die Kraft der Wahrheit." Auch der Philosoph Fichte, welcher einer Aufführung des Stückes in Berlin beigewohnt hatte, konnte demselben seine Bewunderung nicht versagen, ja er erklärte es geradezu für das beste unter den Göthe'schen Dichtungen. So fand die Eugenie auch bei der gebildeten Frauenwelt volle Anerkennung; Frau von Herder schreibt nach der ersten Aufführung derselben an Knebel, daß ihr dieselbe eine reine, hohe, lange nicht genossene Freude gemacht habe, daß Göthe's guter Genius in dieser Dichtung wieder erwacht sei. Wie eine Blume entfalte sich eine Folge der Handlung aus der andern. Handlungen und Empfindungen seien Eins, in vortrefflichen daraus entspringenden Gesinnungen, Gedanken, ausgesprochen in einer schönen classischen Sprache, in den schönsten Jamben. Auch sie glaubt, daß das Stück das schönste sei, was Göthe je gemacht habe; es sei ein Licht der Kunst, bei dem das Schiller'sche Irrlicht verschwinde. Aber es bedurfte freilich nur der Einwendung Knebels, die auch von Herder getheilt wurde, daß Göthe das Stück nicht zu Gunsten der Mensch-

lichkeit, sondern der Stände, denen er im ersten Theile alles gräßlich Herzlose gegeben, auflösen werde, um dieselbe zu dem harten, mit ihrem Lobe stark contrastirenden Ausspruch zu veranlassen, daß in diesem Falle der Dichter ein Teufel sei und sein Talent in die Hölle fahren möge.

Diese entgegengesetzten Ansichten über die Eugenie wiederholen sich nur unter etwas veränderten Gesichtspunkten bis auf die neueste Zeit, sodaß dieselbe als diejenige Dichtung Göthe's erscheint, über welche die Meinungen der Beurtheiler am weitesten auseinandergehen, ja sich oft als unbedingtes Lob und scharfer Tadel schroff gegenüberstehen. Eine höchst ungünstige Kritik hat das Stück von Gervinus erfahren, der diese „Silberstiftzüge" den „groben Strichen" der Jugendwerke Göthe's gegenüberstellt, welche die Nation begeistert hätten, während sich der Dichter durch jene zwar Freunde im engeren Kreise gewonnen, aber der Nation entfremdet habe. „Welch' einen Weg," sagt er, „haben wir zurückgelegt, welche grandiose Veränderungen haben wir in unserm Dichter erlebt, wenn wir von seiner ersten revolutionären Staatsaction, dem Götz, zu dieser herüberblicken! Wie ist der offene Dichter versteckt und heimlich geworden, der kecke knappe Maler der Sitten wie breit und eintönig in diesem Stück, das auf fünfzehn Acte berechnet war und das Publikum schon in den fünf vollendeten langweilte!" Gegen dieses Urtheil nimmt Rosenkranz die Dichtung in Schutz, den es mit Schrecken erfüllt, in vielen Literaturgeschichten dem von Huber ausgehenden Urtheil zu begegnen, die natürliche Tochter sei marmorglatt, aber auch marmorkalt. „Die bewundernswürdige Hoheit und durchsichtige Schönheit," sagt er, „konnte man nicht läugnen, allein dafür sollte nun auch kein Leben, kein Gefühl darin sein." In Bezug auf den Vorwurf, den Gervinus gegen die Dichtung erhebt, daß sich nur Diplomatie in derselben finde, fragt er mit Recht, ob der erste Theil anders sein könne als diplomatisch, ob nicht das Tumultuarische in dem Kraftdrang ungebändigter Naturen den späteren Acten habe aufbehalten bleiben müssen, ob nicht die

Könige, die Hofleute eine feingebildete, diplomatisch gewandte Sprache reden müßten? und wie man dem Gebildeten die Bildung, dem Hofmann das Höfische zum Vorwurf machen könne? So stehen sich je nach dem Maßstabe, welchen man anlegt, nicht allein über dieses Werk, sondern auch über viele andere Dichtungen die Ansichten, wenn auch nicht so schroff wie hier, gegenüber. Jene Kritik, wie sie Gervinus ausübt, welche bei Beurtheilung einer poetischen Schöpfung das Hauptgewicht auf ihre nationale Bedeutung und ihre Wirkung auf das Volk legt, wird viele Dichtungen weit geringer anschlagen, als die rein ästhetische Kritik, welche dieselben von dem Gesichtspunkte künstlerischer Vollendung betrachtet; und umgekehrt wird manche poetische Production nicht vor dem prüfenden Blicke des Aesthetikers bestehen, die durch ihren nationalen und zeitgemäßen Inhalt höchst wirkungsreich in das Volksleben eingreift. Es sind immer nur wenige, gleichsam kanonische Werke, welche von der einen wie von der andern Seite unbedingtes Lob finden werden.

Durch eine wunderbare Verkettung der Umstände würde Göthe in das Schicksal derjenigen Person, welche ihm den Stoff zu seinem poetischen Charakterbild Eugenie geliefert hat, eingegriffen haben, wenn jene Madame Guachet, von der Varnhagen in seinen Denkwürdigkeiten berichtet, wirklich identisch mit der Stephanie Luise von Bourbon-Conti gewesen ist. Dieselbe war als französische Emigrantin in Berlin auch mit Rahel bekannt geworden und hatte dieser mitgetheilt, daß sie aus dem Hause Bourbon entsprossen und dem Makel unehelicher Geburt durch königlichen Machtspruch enthoben worden sei. Sie war von ausgezeichneter Schönheit, einnehmendem Aeußern, von vornehmer Bildung, höchst talentvoll und kenntnißreich, erfahren in den weiblichen Arbeiten, aber auch gewandt in den männlichen Künsten, eine kühne Reiterin, selbst geübt im Pistolenschießen. Auf ihren Wanderungen war sie auch nach Weimar gekommen, in der Absicht, dort ihre Kenntniß in der technischen Chemie zum Be-

hufe eines bedeutenden Unternehmens anzuwenden. Ihr Gesuch wurde aber, nach ihrem Berichte an Fr. Schlegel von „des Herzogs Günstling und Rathgeber" als Schwindelei abgewiesen. Als Göthe, der damals nicht ahnte, daß er hierdurch die Person, deren Schicksal ihn so sehr beschäftigt hatte, aus seiner Nähe verstieß, und ihr Unglück noch vermehrte, später den Sachverhalt erfuhr, soll er von dem unerwarteten Zusammenhang der Dinge tief ergriffen gewesen sein.

22.

Göthe's Alter.

„Eigentlich sollte ich eine neue Lebensweise anfangen, aber dazu ist in meinen Jahren auch kein Weg mehr." Diese Betrachtung schließt sich in Göthe's Brief an Zelter unmittelbar an die Worte an, in welchen er die Größe des Verlustes, den er durch Schiller's Tod erlitten habe, beklagt. So tief er es aber empfand, daß mit dem Dahinscheiden des Freundes für ihn selber eine ganz neue Lebensepoche begonnen habe, ebenso schwer mußte es für ihn werden, sich in dieselbe einzuleben. Daher bedurfte es auch nicht erst der hunderterlei äußeren Anlässe, um ihn immer wieder von Neuem an seine Vereinsamung zu erinnern, wie ihn im Theater der Anblick der leeren Loge, in welcher Schiller sonst zu sitzen pflegte, noch längere Zeit mit Wehmuth erfüllte; in seinem innersten geistigen Leben wurde ihm die entstandene Lücke ebenso schmerzlich fühlbar, wie er seine volle Befriedigung in der Freundschaft gefunden hatte, welche ihn zehn Jahre lang an den vortrefflichsten Menschen, an den edelsten Dichter geknüpft hatte. Ja, seine eigenste poetische Natur wurde tief berührt, als ihm der ermunternde Freund, mit welchem er so lange Hand in

Hand seine dichterische Laufbahn gewandelt war, von der Seite gerissen wurde. Denn gerade jetzt hätte er der Anregung und Ermunterung von Außen her um so mehr bedurft, da die Bäche seiner Poesie schon sparsamer zu fließen begannen. Göthe stand bereits im sechsundfünfzigsten Lebensjahre, als Schiller starb; die in unmittelbarer Frische, in reicher Fülle hervordringende Schöpferkraft wich mehr und mehr dem stillen Sichversenken in die Tiefen der Wissenschaft und jener ruhigen Contemplation, in welcher das Alter den Blick in die Vergangenheit zu richten pflegt. Zu einer solchen Rückschau würde den Dichter schon die von dem Jahre 1806—1810 besorgte Ausgabe seiner gesammelten Werke, mit welcher er abermals eine Epoche seiner poetischen Thätigkeit abschloß, genöthigt haben; aber er lebte in der Folge auch sein ganzes Leben noch einmal in der Erinnerung durch, und es wurde ihm Bedürfniß, die Bilder der Jugend und des Mannesalters, die an seinem innern Auge vorübergingen, in seinen verschiedenen biographischen Werken zu bleibendem Dasein festzuhalten.

Dem Dichter nahte allmählich das Alter; aber es ließ ihn nur wenig seine Beschwerden empfinden und vergönnte ihm noch eine lange Reihe von Jahren den ruhigen Genuß des Daseins. Die Tage flossen ihm gleichmäßig und still dahin, nur kurze Ausflüge in die Umgegend, ein mehrmaliger längerer Aufenthalt in Jena, sowie die fast regelmäßig wiederkehrenden Badereisen unterbrachen die Einförmigkeit des äußeren Lebens. Selbst die gewaltigen Kriegsereignisse, welche in Göthe's Alter Deutschland erschütterten, gingen großentheils, ohne den ruhigen Fluß seiner Tage zu stören, vorüber. Dagegen wurde ihm das Loos des Alters, den Kreis der Angehörigen und Freunde immer lichter werden zu sehen, nicht erspart. Denn wenngleich noch manche Verbindungen von ihm eingegangen wurden, wenn eingegangene sich noch fester knüpften, wie sein Verhältniß zu Zelter mit der Zeit den Charakter herzlicher Freundschaft annahm, so daß sich sogar nach Tagen harter Schicksalsprüfungen das Du

als Zeichen bewährter Treue einstellte, so vermochten doch diese Verbindungen, zumal die erst später angeknüpften, nicht die entstandenen Lücken vollständig auszufüllen, da schon die Natur der Sache eine Innigkeit, wie sie in früheren freundschaftlichen Beziehungen stattgefunden, nicht zuließ.

Die gleichmäßige Ruhe, in welcher fortan fast beständig des Dichters Jahre verliefen, gestattet uns, in unserer Darstellung einzelne Abschnitte aus seiner letzten Lebensepoche kurz zusammenzufassen und nur bei den wichtigeren Momenten, welche in ihr hervortreten, länger zu verweilen.

Der Anfang derselben, das Jahr 1806, zeigte sich freilich sehr stürmisch und unheilbringend. Die Folgen der verhängnißvollen Schlacht bei Jena, in welcher die preußische Heeresmacht gebrochen wurde, waren auch dem benachbarten Weimar höchst fühlbar. Die Stadt wurde einer allgemeinen Plünderung preisgegeben, und durfte um so weniger Schonung erwarten, weil der Herzog, welcher, seiner Fahne treu, bei dem preußischen Heere geblieben war, und in der allgemeinen Verwirrung sein Corps über die Elbe rettete, den Unwillen Napoleons im höchsten Grade auf sich gezogen hatte. Schon vor der Schlacht hatte man von Verlust von Krone und Scepter gesprochen, da Karl August die Verwegenheit gehabt habe, gegen den Kaiser das Schwert zu ziehen. Alle übrigen Glieder der fürstlichen Familie waren geflüchtet, nur die Herzogin Luise war im Schlosse zurückgeblieben. Die Würde und Fassung, mit welcher sie, „dies Bild edler Fürsten- und Frauengröße", mitten in Plünderung und Brand Napoleon empfing, zwangen diesem Achtung und Ehrfurcht vor der ihr Mißgeschick mit erhabener Ruhe tragenden Fürstin ab, sodaß er der Plünderung Einhalt zu thun gebot. Daß auch Göthe's Sicherheit und selbst sein Leben in diesen sorgenvollen Stunden bedroht war, und daß dieser Tag den nächsten Anlaß zu seiner kirchlichen Trauung gab, ist bereits schon früher erwähnt worden. Aber auch an seinen Fürsten schloß er sich in der trüben Zeit allgemeinen Unglücks, welches dieser doppelt schwer zu empfinden

hatte, noch enger an. Von seiner treuen Hingebung an ihn gibt uns vor Allem das, was Falk von ihm berichtet, einen rührenden Beweis, jenes schöne Blatt, wie es derselbe nennt, aus der Lebensgeschichte unseres großen Dichters, welches dem Publikum vorzuenthalten er sich ein Gewissen machen würde. Als nämlich Falk, der als Dolmetscher bei den französischen Behörden fungirte, die Beschwerden der Franzosen gegen den Herzog, der von Spähern umgeben war und von Napoleon wegen seiner Anhänglichkeit an seine Verwandten und Bundesgenossen immer noch gehaßt wurde, auch Göthe bei einem Besuche Punkt für Punkt mitgetheilt hatte, sprach dieser unter Anderem mit Entrüstung: „Was wollen sie denn, diese Franzosen? Sind sie Menschen? Warum verlangen sie geradeweg das Unmenschliche? Was hat der Herzog gethan, was nicht lobens= und rühmenswerth ist? Seit wann ist es denn ein Verbrechen, seinen Freunden und alten Waffenkameraden treu zu bleiben? ... Ich sage euch, der Herzog soll so handeln, wie er handelte! Er muß so handeln! Er thäte sehr unrecht, wenn er anders handelte! Ja, und müßte er darüber Land und Leute, Krone und Scepter verlieren, wie sein Vorfahr, der unglückliche Johann, so soll und darf er doch keine Hand breit von dieser edeln Sinnesart und dem, was ihm Menschen= und Fürstenpflicht in solchen Fällen vorschreibt, abweichen. Unglück! Was ist Unglück? Das ist ein Unglück, wenn sich ein Fürst dergleichen von Fremden in seinem eignen Hause muß gefallen lassen. Und wenn es auch dahin käme, wohin es mit jenem Johann einst gekommen ist, daß beides, sein Fall und sein Unglück gewiß wäre, so soll uns auch das nicht irre machen, sondern mit einem Stecken in der Hand wollen wir unsern Herrn, wie jener Lukas Kranach den seinigen, in's Elend begleiten und treu an seiner Seite aushalten. Die Kinder und Frauen, wenn sie uns in den Dörfern begegnen, werden weinend die Augen aufschlagen und zu einander sprechen: das ist der alte Göthe und der ehemalige Herzog von Weimar, den der französische Kaiser seines Thrones entsetzt hat, weil er seinen Freunden so treu im Unglück war; weil er den

Herzog von Braunschweig, seinen Oheim, auf dem Todbette besuchte, weil er seine Waffenkameraden und Zeltbrüder nicht wollte verhungern lassen. . . Ich will um's Brot singen! Ich will ein Bänkelsänger werden und unser Unglück in Liedern verfassen! Ich will in alle Dörfer und alle Schulen ziehen, wo irgend der Name Göthe bekannt ist; die Schande der Deutschen will ich besingen, und die Kinder sollen mein Schandlied auswendig lernen, bis sie Männer werden, und damit meinen Herrn wieder auf den Thron herauf- und euch von dem euren herunter singen."

Aber die Zeit der Erniedrigung Deutschlands war noch nicht so bald vorüber; es folgten noch die Tage tiefer Demüthigung, als im Jahre 1808 auf dem Congreß zu Erfurt, im Herzen Deutschlands, der französische und der russische Kaiser über die Geschicke Europas verhandelten, und die deutschen Fürsten wie ein Hofstaat die fremden Herrscher umgaben. Gerade damals aber geschah es, daß der größte Feldherr, der mächtigste Herrscher seiner Zeit den größten der lebenden Dichter zu sich beschied, um ihm seine Anerkennung, ja seine Bewunderung zu zollen. „Nicht Göthe war es", sagt Stahr, „der sich an Napoleon drängte, sondern Napoleon hatte kaum durch Maret von Göthe's Anwesenheit in Erfurt gehört, als er ihn sogleich am zweiten October zu sich einladen ließ." Der Dichter selbst berichtet über diese denkwürdige Unterredung ausführlich in seinen Annalen. Als er in das Cabinet des Kaisers eintrat, fand er diesen an einem großen runden Tische frühstückend, zur Rechten Talleyrand, zur Linken Daru; auch Berthier war zugegen. Der Kaiser winkte ihm näher zu kommen, und nachdem er ihn aufmerksam betrachtet und sich nach seinem Alter erkundigt, äußerte er seine Verwunderung, ihn noch so wohl aussehend zu finden. Sodann ging er zu Göthe's Trauerspielen über, und wandte nach einigen Bemerkungen das Gespräch auf den Werther. Nach verschiedenen Aeußerungen über denselben bezeichnete er eine gewisse Stelle und sagte: warum habt ihr das gethan? es ist nicht naturgemäß, und setzte dies weitläufig und vollkommen richtig auseinander. Göthe er-

wiederte: es habe ihm zwar seines Wissens noch Niemand denselben Vorwurf gemacht, aber er finde ihn ganz richtig, und gestehe, daß an dieser Stelle etwas Unwahres nachzuweisen sei; allein es sei dem Dichter vielleicht zu verzeihen, wenn er sich eines nicht leicht zu entdeckenden Kunstgriffs bediene, um gewisse Wirkungen hervorzubringen, die er auf einem einfachen natürlichen Wege nicht hätte erreichen können. Der Kaiser kehrte noch einmal zum Drama zurück, erklärte sich gegen die Schicksalstragödien, die einer dunkleren Zeit angehörten, indem er mit den bekannten Worten schloß: „Was will man jetzt mit dem Schicksal? die Politik ist das Schicksal.“ Nach kurzer Unterbrechung des Gesprächs stand er auf, ging auf Göthe zu und erkundigte sich nach seinen persönlichen Verhältnissen und nach denen des herzoglichen Hauses. Wenn er etwas gesprochen hatte, heißt es in den Annalen, fügte er gewöhnlich hinzu: Qu'en dit Mr. Goet? In des Kanzlers von Müller Erinnerungen aus den Kriegsjahren 1806—1813 wird nach mündlicher Mittheilung Göthe's berichtet, daß der Tadel jener Stelle im Werther sich auf die Vermischung der Motive des gekränkten Ehrgeizes mit denen der leidenschaftlichen Liebe bezogen habe. Auch wird in denselben noch einer andern Aeußerung Napoleons gegen Göthe Erwähuung gethan: das Trauerspiel solle nämlich die Lehrschule der Könige und der Völker sein, das sei das Höchste, was der Dichter erreichen könne. Göthe solle den Tod Cäsars auf eine vollwürdige Weise schreiben, großartiger, als es Voltaire gethan. Er fordere durchaus von ihm, daß er nach Paris komme, dort gebe es größere Weltanschauung, dort werde er überreichen Stoff für seine Dichtungen finden. „Voilà un homme!“ hörte man den Kaiser zu Berthier sprechen, als Göthe sich nach dieser denkwürdigen Begegnung aus des Kaisers Zimmer entfernte. Einige Tage darauf hatte der Dichter abermals in Weimar auf einem zu Ehren des Kaisers veranstalteten Hofballe mit ihm eine längere Unterredung, deren Inhalt vornehmlich die dramatische Poesie betraf. Auch

erhielt er später mit Wieland noch eine Einladung von demselben.

Nicht minder günstig, als der Eindruck, welchen Göthe auf Napoleon machte, war der, welchen die persönliche Erscheinung des Kaisers in dem Dichter zurückließ. Was dieser schon im Jahre 1807 an Knebel geschrieben hatte: „Man verläugnet sich das Ungeheure, so lange man kann und verwehrt sich eine richtige Einsicht des Einzelnen, woraus es zusammengesetzt ist; wenn man aber diesen Kaiser und seine Umgebungen mit Naivetät beschrieben hört, da sieht man freilich, daß nichts dergleichen war und vielleicht auch nicht sein wird," das wurde ihm nach seiner persönlichen Begegnung mit demselben zu noch größerer Gewißheit. Auch beschäftigte ihn der von Napoleon angeregte Gedanke, Paris zu besuchen, längere Zeit, aber er gewann es nicht über sich, mit dem geräuschvollen Treiben der großen Hauptstadt das stille Leben in Weimar zu vertauschen.

Hier in Weimar war es freilich in der letzten Zeit noch stiller als sonst geworden. Schon zwei Jahre vor Schiller's Tod war Herder gestorben, von welchem sich indessen der Dichter allmählich mehr zurückgezogen hatte, denn mit dessen Krankheit hatte sich „der mißwollende Widerspruchsgeist vermehrt und seine unschätzbare einzige Liebensfähigkeit und Liebenswürdigkeit verdüstert." Auch im Jahre 1807, am zehnten April, hatte Weimar einen schmerzlichen Verlust erfahren durch den Tod der Herzogin Amalie, der Begründerin des dortigen geistigen Lebens. In der letzten Zeit hatte sie zurückgezogen gelebt, schwere Schicksale, das Ungemach des Krieges, welches sie auf das härteste betroffen hatte, der Tod des letzten, einzig geliebten und verehrten Bruders, des Herzogs von Braunschweig, nachdem sie früher schon vier andere Brüder, einen Sohn und einen Urenkel beweint, hatten ihren starken und muthigen Geist gebeugt und ihre Kraft gebrochen. Göthe hat das Andenken der Heimgegangenen in einer Rede, welche zu ihrem Gedächtniß von den Kanzeln im Lande verlesen wurde, würdig gefeiert, ihre Verdienste an's Licht gestellt und sie als Vorbild im gefaßten

Ertragen der Leiden des Lebens gepriesen. „Und wem von uns," so heißt es am Schlusse der Rede, „ist in gegenwärtigen Augenblicken, wo die Erinnerung vergangener Uebel, zu der Furcht vor zukünftigen gesellt, gar manches Gemüth beängstigt, nicht ein solches Bild standhaft ruhiger Ergebung tröstlich und aufrichtend! Wer von uns darf sagen: meine Leiden waren so groß als die ihrigen; und wenn Jemand eine solche traurige Vergleichung anstellen könnte, so würde er sich an einem so erhabenen Beispiele gestärkt und erquickt fühlen. Ja, das ist der Vorzug edler Naturen, daß ihr Hinscheiden in höhere Regionen segnend wirkt, wie ihr Verweilen auf der Erde; daß sie uns von dorther, gleich Sternen, entgegenleuchten, als Richtpunkte, wohin wir unsern Lauf bei einer nur zu oft durch Stürme unterbrochenen Fahrt zu richten haben; daß diejenigen, zu denen wir uns als zu Wohlwollenden und Hülfreichen im Leben hinwendeten, nun die sehnsuchtsvollen Blicke nach sich ziehen als Vollendete, Selige."

Es war nicht viel über ein Jahr seit dem Tode der Herzogin Amalie verflossen, als Göthe auch aus der Ferne eine ihn schmerzlich berührende Trauerbotschaft erhielt. Seine Mutter war am dreizehnten September im achtundsiebenzigsten Jahre ihres Lebens gestorben, nachdem sie kurz vorher die Freude gehabt hatte, ihren Enkel August, als derselbe die Universität Heidelberg bezog, bei sich zu sehen. So sehr sie von jeher an ihrem Sohne hing, so sehr die geringfügigsteu Lebensverhältnisse desselben sie interessirten, sodaß sie sich in den achtziger Jahren von Fritz von Stein ein Tagebuch, das auf's speciellste über die Lebensweise Göthe's berichtete, mochte führen lassen, so hatte sie, eine Frankfurterin mit Leib und Seele, auch in der Einsamkeit des Wittwenstandes ihre Vaterstadt nicht verlassen wollen. Sie genoß die Unterhaltungen und Vergnügungen, welche diese darbot, in herkömmlicher Weise, besuchte Comödie und Concerte, unterhielt den Verkehr mit ihren Freunden, und wurde nebenbei häufig von durchkommenden Notabilitäten aufgesucht, so daß sie es nach ihrer Aeußerung bequemer hatte, als Frau von der Recke, welche

reisen mußte, um die großen Männer kennen zu lernen. Ein besonders festlicher Tag war es jedesmal für sie, wenn ein Stück von Göthe im Theater aufgeführt wurde. Als am achten Mai 1786 der Götz von Berlichingen zur Darstellung gekommen und mit großem Beifall vom Publikum aufgenommen worden war, schloß sie ihren Bericht über dieselbe an Fritz von Stein mit den Worten: „Summa Summarum, ich hatte ein herzliches Gaudium an dem ganzen Spectakel.“ Ueberhaupt tritt in ihren Briefen an den jungen Freund ihre klare und heitere Natur, ihr frischer und lebendiger Geist auf das schönste hervor. Die Schilderungen, die sie in denselben von sich selbst entwirft, geben uns das lebendigste Bild ihres ganzen Wesens bis auf ihre äußere Erscheinung. „Von Person bin ich“, so schreibt sie einmal von sich, „ziemlich groß und ziemlich corpulent — habe braune Augen und Haar — und getraute mir die Mutter von Prinz Hamlet nicht übel vorzustellen. Viele Personen, wozu auch die Fürstin von Dessau gehört, behaupten, es wäre gar nicht zu verkennen, daß Göthe mein Sohn wäre.... Ordnung und Ruhe sind Hauptzüge meines Charakters; daher thue ich Alles gleich frisch von der Hand weg, das Unangenehmste immer zuerst, und verschlucke den Teufel (nach dem weisen Rath des Gevatters Wieland), ohne ihn erst lang zu begucken. Liegt dann Alles wieder in den alten Falten, ist alles Unebne wieder gleich, dann biete ich dem Trotz, der mich in gutem Humor übertreffen wollte.“ Als Friedrich von Stein nach einem längeren Besuche bei ihr im Jahre 1785 nach Weimar zurückgekehrt war, gibt sie auch in einem Briefe an dessen Mutter eine interessante Schilderung ihres Wesens: „Zwar habe ich die Gnade von Gott, daß noch keine Menschenseele mißvergnügt von mir weggegangen ist, weß Standes, Alters und Geschlechts sie auch gewesen ist. Ich habe die Menschen sehr lieb und das fühlt Alt und Jung, gehe ohne Prätension durch die Welt, und das behagt allen Erdensöhnen und Töchtern, bemoralisire Niemand, suche immer die gute Seite auszuspähen, überlasse die schlimme dem, der die Men-

schen schuf, und der es am besten versteht, die scharfen Ecken abzuschleifen, und bei dieser Methode befinde ich mich wohl, bin glücklich und vergnügt.“ Diese heitere Ruhe und diese Ordnung, die sie sich zuschreibt, und die ebensowohl auf ihre ursprüngliche Naturanlage, als auf eine gesunde Religiosität sich gründeten, hat sie sich auch bis in ihr spätestes Alter bewahrt, ja diese Chakterzüge sprechen sich sogar in den Anordnungen aus, welche sie für ihren Tod traf, sodaß Göthe an Zelter, dem er einen Brief der Mutter mittheilte, schreiben konnte: „Darin, wie in jeder ihrer Zeilen spricht sich der Charakter einer Frau aus, die in alttestamentlicher Gottesfurcht ein tüchtiges Leben voll Zuversicht auf den unwandelbaren Volks- und Familiengott zubrachte, und als sie ihren Tod selbst ankündigte, ihr Leichenbegängniß so pünktlich anordnete, daß die Weinsorte und die Größe der Bretzeln, womit die Begleiter erquickt werden sollten, genau bestimmt war.“ Auf dem alten Kirchhofe zu Frankfurt ist sie begraben; ein einfacher Leichenstein unweit des Eingangs desselben bezeichnet dem Besucher die Stätte, wo die „Frau Rath Göthe“ ruht.

„Mir ist höchst erfreulich, die Versicherung zu erhalten,“ hatte Göthe im November 1806 nach den furchtbaren Kriegsereignissen an Knebel geschrieben, „daß Ihr Euch nach und nach zu einiger Ruhe und Heiterkeit wiederherstellt. Ich suche es auch durch innere Thätigkeit zu thun und rücke täglich an meiner Farbenlehre ein wenig zurecht.“ Bald jedoch brachte er diese „stark auf den Amboß“, so daß ihn in den nächstfolgenden Jahren schon ihre Herausgabe beschäftigen konnte. Außerdem leitete er das Theater in gewohnter Weise und suchte ihm seine alte Consistenz wieder zu geben. Auch gelangte dasselbe zu einem neuen Glanze; das Repertoir wurde durch manche Stücke, unter andern auch durch den Tasso bereichert, dessen erste Aufführung einen bessern Eindruck machte, als der Dichter selbst erwartet hatte. In geselliger Beziehung boten die Cirkel bei Frau Hofrath Schoppenhauer, welche schon im November 1807 ihren Anfang nahmen, manchen Genuß. Außer Göthe

betheiligten sich auch Wieland, Falk, Meyer, Einsiedel, Fernow, der Vertreter der italiänischen Literatur in Weimar, an denselben, sowie auch ausgezeichnete Fremde zu ihnen Zutritt hatten. In einem Briefe an Knebel vom Jahre 1808 rühmt Göthe diese Donnerstage und Sonntage, die ersteren wegen vieler Societät, wo man eine sehr mannichfaltige Unterhaltung finde, die anderen, wo man wegen kleinerer Societät genöthigt sei, auf eine concentrirte und concentrirende Unterhaltung zu denken. Er meint, in Kurzem werde ihr geselliges Wesen eine Art von Kunstform erhalten, an der sich der Freund gelegentlich selbst ergötzen solle. Uebrigens sahen sich Beide trotz der geringen Entfernung, in welcher sie von einander lebten, seltener. Auf eine Klage Knebel's im Jahre 1807, daß sich schon das Alter merken lasse, findet auch Göthe, daß sie für dieses zu weit auseinander gesäet seien; desto lebhafter wurde aber der schriftliche Verkehr zwischen ihnen unterhalten. Auch mit seinen übrigen auswärtigen Freunden blieb Göthe in gewohnter Verbindung. Mit Alexander von Humboldt, der im Jahre 1804 von seinen großen naturwissenschaftlichen Reisen zurückgekehrt war, und ihn durch seine Werke in hohem Grade angeregt hatte, trat er wieder in nähere freundschaftliche Beziehung, und auch mit Zelter, welcher das Interesse an der Musik immer mehr in ihm belebte, wurde sein Verkehr lebhafter.

In Weimar selbst fehlte es Göthe nicht an Gelegenheit, alte Bekanntschaften aufzufrischen und neue einzugehen, wie unter andern die weniger für ihn bedeutungsvolle, aber desto mehr besprochene mit Bettina Brentano. Diese, eine Tochter von Maximiliane Brentano, war im zwanzigsten Jahre, als sie 1807 in Weimar eintraf. Als Tochter der Jugendfreundin, als anhängliche Gesellschafterin der Mutter, die ihm Manches aus seiner Jugendgeschichte erzählen konnte, was ihr von dieser mitgetheilt worden war, nahm Göthe dieselbe freundlich auf; er erfreute sich nach dem Berichte Riemer's, der als damaliger Hausgenosse des Dichters mit dem wahren Sachverhalte genau bekannt sein konnte, an ihrem bald geistreichen, bald phantastischen Wesen,

ertrug ihre Liebkosungen und ihre Ungezogenheiten mit Gleichmuth, verhielt sich aber, als sie dringender wurde, zurückhaltend gegen sie. Als sie im Jahre 1811 als Frau von Arnim wieder in Weimar erschien, war Göthe's Benehmen gegen sie gemessen, bis es sogar noch während ihrer damaligen Anwesenheit wegen einer vorgefallenen Zwistigkeit mit Göthe's Gattin, deren Grund eine ihn mitbetreffende Beleidigung seines Freundes Meyer war, zu einem förmlichen Bruche kam. Daß „Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde" mehr Dichtung als Wahrheit enthalte, ist gewiß; auch bleibt es höchst unwahrscheinlich, daß die Sonette Göthe's, welche sich Bettina zum Theil als an sie gerichtet angeeignet, diese Bestimmung hatten. Wie vielmehr Göthe in Jena durch die abendlichen Lesezirkel, in denen A. W. Schlegel, Gries, Z. Werner u. A. ihre Sonette vortrugen, zu dieser Dichtform angeregt wurde, sodaß ihn damals eine förmliche „Sonettenwuth" ergriff, so muß wohl auch der Gegenstand, an den die Gedichte gerichtet waren, in Jena in einer Fräulein Herzlieb zu suchen sein, in deren Namen auch die Auflösung von Göthe's vielbesprochenem Charade-Sonette gegeben ist. Ebenso stehen auch die Lieder an Suleika im west-östlichen Divan wohl in keiner näheren Beziehung zu Bettina.

Auch die von 1806—1808 sich jährlich wiederholenden Reisen nach Karlsbad, welchen Curort Göthe besuchte, „da sich manche Gebrechen, die eine duldende Indulgenz eine Zeitlang hingehen ließ, gemeldet hatten", gaben ihm neben mannichfacher Anregung zu seinen mineralogischen Forschungen auch Gelegenheit, interessante Bekanntschaften anzuknüpfen. Im Jahre 1807 kam er dort mit der Fürstin Solms, nachmalige Königin von Hannover, und mit der Fürstin Bagration in Berührung; bei letzterer lernte er auch dem Fürsten Ligne kennen. In nähere Beziehung trat er zu dem Grafen Reinhard, der, nachdem er seinen Posten als französischer Resident in Jassy hatte verlassen müssen, auf sonderbaren Umwegen über Rußland und

„durch ein eignes Geschick" nach Karlsbad gelangt war. Daß sich sein Verhältniß zu diesem, wie er schreibt, sehr fruchtbar ausgebildet habe, davon gibt uns der Briefwechsel zwischen Beiden Zeugniß. Wenn das Badeleben dem Dichter auch manche Anregung zu poetischer Thätigkeit geben mochte, und wenn in einzelne von den Novellen, die um diese Zeit „ersonnen, angefangen, fortgesetzt, ausgeführt" wurden, um später durch einen romantischen Faden unter dem Titel „Wilhelm Meister's Wanderjahre" zusammengeschlungen zu werden, manche hier gemachte Beobachtungen aufgenommen sein mögen, so war das Jahr 1809, wo wegen drohender Kriegsereignisse Göthe in Weimar blieb, besonders geeignet, ihm die ruhige Sammlung zu erhalten, welche für ihn gerade jetzt, wo er sein Leben zu schildern beabsichtigte, erforderlich war. Auch während der Jahre 1810—1813 besuchte Göthe mehrere Male Karlsbad und kam dort auch mit der Kaiserin von Oesterreich in Berührung. Seine poetische Thätigkeit richtete sich während dieses Zeitraums außer auf Gelegenheits- und andere Gedichte wieder auf die Novellendichtung; indessen war sein Interesse auch lebhaft seiner Selbstbiographie zugewendet, von welcher die drei ersten Theile bis 1813 erschienen. In diesem Jahre hatte Göthe einen abermaligen Verlust zu betrauern; Wieland starb am zwanzigsten Januar im neunundsiebenzigsten Jahre seines Lebens. Dem langjährigen Genossen und Freund hat der Dichter in der Rede, welche er zur Feier seines Gedächtnisses in der Freimaurerloge hielt, ein würdiges Denkmal gesetzt.

Das Jahr 1813 brachte auch die großen Kriegsereignisse, deren Resultat die Befreiung Deutschlands von dem Joche der Fremdherrschaft war. Daß Göthe anfangs an dem glücklichen Erfolge der nationalen Erhebung zweifelte, dazu mag auch der Eindruck, den die Persönlichkeit Napoleons in Erfurt und Weimar auf ihn gemacht hatte, mit beigetragen haben. Er behielt nicht Recht in seiner Ansicht, welche ihn auf seiner Reise nach Karlsbad in Dresden die Aeußerung gegen Körner thun ließ, dessen Sohn Theodor damals zu den Freiwilligen trat: „Ja, schüttelt nur an

euren Ketten! Der Mann ist euch zu groß; ihr werdet sie nicht zerbrechen, sondern nur noch tiefer in's Fleisch ziehen." Wenn man ihm aber deshalb auch den Vorwurf machen kann, daß er die Macht der Begeisterung, welche nachmals so Großes gewirkt hat, nicht in ihrer vollen Bedeutung gewürdigt habe, so darf man ihn doch noch nicht des Mangels an patriotischer Gesinnung zeihen. Wohl war er von jeher gewohnt, in seinen Forschungen auf dem Gebiet der Wissenschaft, in seinen Kunststudien, den Blick über die Grenzen der einzelnen Nationen hinausgehen zu lassen und das Völkerleben im großen Ganzen in's Auge zu fassen; wohl mochte in jenen gefahrdrohenden Zeiten auch schon das Alter größere Muthlosigkeit in ihm erzeugen, aber deshalb war er keineswegs gleichgültig gegen die hohen Ideen Freiheit, Volk und Vaterland, wenn er auch selbst nach erfochtenen Siegen nicht voll frischen Muthes, sondern gedrückten Sinnes sich als einen Deutschen fühlte. „Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen," so äußert er sich kurz nach der Schlacht bei Leipzig gegen Luden, der in einer Zeitschrift „Nemesis" gegen Napoleon und die Franzosen zu wirken beabsichtigte, „ich habe oft einen bitteren Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit andern Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche, und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag; denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität; aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Gedanke an Deutschlands Zukunft; ich halte ihn so fest als Sie, diesen Glauben; ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft." So war er freilich, indem er eine politische Größe Deutschlands in weitere Ferne rückte, in

seinem Glauben weit von denen verschieden, welche, voll von dem wärmsten Enthusiasmus, ihre Hoffnungen für das Vaterland in ihrem Geiste rasch sich erfüllen sahen.

Als der Kriegslärm in Deutschland verschollen war, im Sommer 1814, suchte Göthe wieder einmal das heimathliche Land und seine Vaterstadt auf, welche er seit einer Reihe von Jahren nicht gesehen hatte. Er gebrauchte, um seine Gesundheit zu stärken, die Heilquellen zu Wiesbaden, und besuchte von hier aus auch das nahegelegene Rheingau. Der Landsitz der Familie Brentano in Winkel war der Mittelpunkt, von welchem aus er die schöne Landschaft nach allen Seiten hin durchstreifte und die Höhepunkte bestieg, auf denen sich oft, wie er schreibt, das Auge nicht genug ist. Das im Rheinlande weit bekannte Rochusfest gab dem Dichter reichen Stoff zu Beobachtungen und Betrachtungen, und veranlaßte ihn später zu einer ausführlichen Schilderung desselben, aus deren Eingangsversen wir erkennen mögen, wie die Erinnerung „an des Rheins gestreckte Hügel, hochgesegnete Gebreiten“ ihn noch längere Zeit belebte und erwärmte. Ueberhaupt war der dreimonatliche Aufenthalt in der dem Dichter „ganz neu gewordenen Welt“ von ebenso günstigem Einfluß auf sein körperliches Befinden, wie auf sein ganzes geistiges Leben. Er verspürte von der Cur die besten Folgen, er fühlte sich belebt und angeregt durch die „große Ausbeute und den reichlichen Stoff an Persönlichkeiten, Localitäten, Kunstwerken und Kunstresten“, und die reine und milde Seelenstimmung, welche er gewonnen, gibt sich in den Worten kund, die er nach seiner Rückkehr an Knebel richtete: „Unter denjenigen Vortheilen, welche mir meine letzte Reise gebracht, stehet wohl die Duldsamkeit oben an, die ich mehr als jemals für den einzelnen Menschen empfinde.“

Auch im folgenden Jahre „drängte ihn der Wunsch in die freie Welt, besonders aber ins freie Geburtsland, zu dem er wieder Lust und Antheil fassen konnte, zu einer Reise.“ Waren auch die politischen Zustände im Sommer des Jahres 1815 bedrohlicher, und wurde man

sogar in Wiesbaden durch eine verfrühte Nachricht, daß die Schlacht von Waterloo für die Verbündeten verloren gegangen, geschreckt, so war doch diese Reise für Göthe nicht minder belebend und erfrischend, als die frühere. Diesmal besuchte er auch die Lahngegenden mit Bergrath Cramer, Cöln in Gesellschaft des Staatsministers von Stein, Mainz, Frankfurt, Darmstadt und Heidelberg mit Sulpiz Boisserée. In Biebrich wurde der Dichter dem Erzherzoge Karl vorgestellt. Auf diesen Ausflügen sah sich Göthe in seinen mineralogischen und Kunststudien abermals bedeutend gefördert, aber auch sein Dichtergemüth war lebhaft angeregt; denn während dieses, wie schon während des vorjährigen Aufenthalts am Rhein entstanden viele der Lieder, die er nachmals unter dem Titel „west-östlicher Divan" zusammengestellt hat.

Auch im Jahre 1816 wollte Göthe die Badecur in Wiesbaden wiederholen, doch vereitelte ein Unfall, der seinen ihn begleitenden Freund Meyer schon vor Erfurt betraf, die weitere Ausführung des Plans. Er entschloß sich daher zu einem Badeaufenthalt zu Tennstädt. So glücklich die Seelenstimmung war, in welche bisher die mannichfachsten geistigen Genüsse den Dichter versetzt hatten, so trübe endigte dieses Jahr für ihn durch den Tod seiner Gattin. — Der Zeitraum von 1817—22 verfloß ohne besonders wichtige Ereignisse. Die Annalen berichten von Studien und Arbeiten in Mineralogie, Meteorologie, Optik und Kunstgeschichte, von biographischer und poetischer Thätigkeit, die im Jahre 1820 wieder lebhafter wurde, dabei von längerem oder kürzerem Aufenthalt in Jena, von fast regelmäßigen Reisen in die böhmischen Bäder und von Besuchen geschätzter Freunde, von welchen der Dichter den des älteren Humboldt im Jahre 1817 als für ihn besonders belebend und anregend erwähnt.

Im Jahre 1823 wurde Göthe von einer heftigen Krankheit heimgesucht, welche ihn dem Tode nahe brachte. Mehrere Tage war sein Zustand lebensgefährlich, und er selbst war ohne Hoffnung. Doch siegte noch einmal seine gute Constitution und die Gene-

sung ging rascher, als man erwarten durfte, von Statten. Damals, nach überstandener Krankheit, war es auch, wo er als Antwort auf einen schon früher erhaltenen Brief seine letzten Zeilen an die Jugendfreundin Auguste Stolberg, nunmehrige Gräfin von Bernstorf richtete. Diese hatte sich erst im Jahre 1783 vermählt. „Unsägliche Leiden", der Verlust ihres einzigen Kindes, ihres Gatten, ihrer Brüder, hatten mehr als das Alter ihre Haare schneeweiß gebleicht, und ihren Blick von dem Irdischen ab nach dem Jenseits gerichtet. Sie hätte, wie sie schreibt, so gerne die Hoffnung mitgenommen, dort, wo sie Alle, Eltern, Geschwister, Freunde, Kinder und den geliebten Gatten wiederfinden werde, auch Göthe, den sie hier nie gesehen, kennen zu lernen. Sie dachte oft, nicht ruhig sterben zu können, wenn sie nicht ihr Herz gegen den Freund ihrer Jugend ausgeschüttet hätte, und so ruft sie ihm nun auch im Namen ihrer verklärten Brüder zu: „Lieber, lieber Göthe, Freund unserer Jugend! Genießen auch Sie das Glück, was schon im irdischen Leben uns zu Theil ward, Glaube, Liebe, Hoffnung... O! ich bitte, ich flehe Sie, lieber Göthe! abzulassen von Allem, was die Welt Kleines, Eitles, Irdisches und nicht Gutes hat, — Ihren Blick und Ihr Herz zum Ewigen zu wenden — Ihnen ward viel gegeben, viel anvertraut, wie hat es mich oft geschmerzt, wenn ich in Ihren Schriften fand, wodurch Sie so leicht Andern Schaden zufügen, o machen Sie das gut, weil es noch Zeit ist." Die Antwort Göthe's auf diese wohlgemeinte, von warmer Theilnahme eingegebene Bitte der Jugendfreundin, das schöne Actenstück seiner religiösen Ueberzeugung, seiner klaren Ruhe und jener ächten Toleranz, die wir schon aus seinem Briefe an Knebel kennen, lautet:

„Von der frühsten, im Herzen wohlgekannten, mit Augen nie gesehenen theuren Freundin endlich wieder einmal Schriftzüge des traulichsten Andenkens zu erhalten, war mir höchst erfreulich rührend; und doch zaudere ich unentschlossen, was zu erwiedern sein möchte. Lassen Sie mich im Allgemeinen bleiben, da von besonderen Zuständen uns wechselseitig nichts bekannt ist.

Lange leben heißt gar Vieles überleben, geliebte, gehaßte,

gleichgültige Menschen, Königreiche, Hauptstädte, ja Wälder und Bäume, die wir jugendlich gesäet und gepflanzt. Wir überleben uns selbst und erkennen durchaus noch dankbar, wenn uns auch nur einige Gaben des Leibes und Geistes übrig bleiben. Alles dieses Vorübergehende lassen wir uns gefallen; bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit.

Redlich habe ich es mein Lebenlang mit mir und Andern gemeint und bei allem irdischen Treiben immer aufs Höchste hingeblickt; Sie und die Ihrigen haben es auch gethan. Wirken wir also immerfort, so lang es Tag für uns ist; für Andere wird auch eine Sonne scheinen, sie werden sich an ihr hervorthun und uns indessen ein helleres Licht erleuchten.

Und so bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert! In unseres Vaters Reiche sind viel Provinzen und da er uns hier zu Lande ein so fröhliches Ansiedeln bereitete, so wird drüben gewiß auch für beide gesorgt sein; vielleicht gelingt alsdann, was uns bis jetzo abging, uns angesichtlich kennen zu lernen und uns desto gründlicher zu lieben. Gedenken Sie mein in beruhigter Treue.

Vorstehendes war bald nach der Ankunft Ihres lieben Briefes geschrieben, allein ich wagte nicht, es wegzuschicken, denn mit einer ähnlichen Aeußerung hatte ich schon früher Ihren edlen, wackern Bruder wider Wissen und Willen verletzt. Nun aber, da ich von einer tödtlichen Krankheit in's Leben wieder zurückkehre, soll das Blatt dennoch zu Ihnen, unmittelbar zu melden: daß der Allwaltende mir noch gönnt, das schöne Licht seiner Sonne zu schauen; möge der Tag Ihnen gleichfalls freundlich erscheinen und Sie meiner im Guten und Lieben gedenken, wie ich nicht aufhöre, mich jener Zeiten zu erinnern, wo das noch vereint wirkte, was nachher sich trennte.

Möge sich in den Armen des allliebenden Vaters Alles wieder zusammen finden. Wahrhaft anhänglich

Weimar den 17. April 1823. Göthe."

Nachdem einmal diese schwere Krankheit überwunden war, erfreute sich Göthe noch eines rüstigen Greisenalters. „Sein Körper war," so schildert sein Aeußeres Dr. Müller, „noch in ausgezeichneter Weise kräftig, seine Stirne war wie Jupiters Stirn gewölbt, ohne alle bezeichnenden Furchen, sein Haupt war noch ganz mit Haaren bedeckt, seine Augen hatten noch ganz den Glanz, der sie vor vielen andern charakterisirte." Der körperlichen Rüstigkeit entsprach auch die Frische seines Geistes, die sich in anhaltenden Studien, literarischen Arbeiten und in poetischen Productionen offenbarte, und die ruhig heitere Stimmung, welche ihn weder in der Zurückgezogenheit, noch in geselligem Verkehre verließ. Es ist ein freundliches Bild, wenn wir uns den greisen Dichter in seinem einfachen Arbeitszimmer vergegenwärtigen, wie er, unermüdlich fleißig, Abends beim milden Kerzenlichte in weißem flanellenem Schlafrock seinem treuen Hausgenossen Eckermann gegenüber sitzt, „milde wie die Stimmung eines gut verlebten Tages", oder wenn wir ihn bei schönem Wetter, von diesem begleitet, im Wagen erblicken, um der stärkenden Luft zu genießen, im braunen Oberrocke und blauer Tuchmütze, den hellgrauen Mantel über seine Kniee gelegt, oder auch, wenn wir ihn im schwarzen Frack mit Stern, bei heller Erleuchtung seiner Zimmer in dem geselligen Kreise sehen, welchen er um sich gesammelt hat, scherzend, lachend und heitere Gespräche führend.

Doch sollten den Dichter in seinen letzten Lebensjahren noch tief sein Inneres berührende Verluste treffen. Im Jahre 1828 löste der Tod das Band, das ihn seit langen Jahren an seinen geliebten Fürsten geknüpft hatte. Karl August starb plötzlich auf der Rückreise von Berlin am 14. Juni 1828. „Ich hatte gedacht," sagte Göthe, als er die Trauerbotschaft vernahm, „ich wollte vor ihm hingehen; aber Gott fügt es, wie er es für gut findet, und uns armen Sterblichen bleibt nichts, als zu tragen und uns emporzuhalten, so gut und so lange es gehen will." Zu Dornburg an der Saale, wo er „seit fünfzig Jahren mehrmals mit Ihm sich des Lebens gefreut hatte, und wo des-

sen Thätigkeit so auffallend anmuthig, wie irgendwo vor die Sinne tritt", feierte Göthe in stiller Zurückgezogenheit das Andenken seines fürstlichen Freundes. Die Großherzogin Luise, welche das Hinscheiden ihres Gemahls mit Fassung und Standhaftigkeit ertragen hatte, überlebte denselben nicht lange; im Februar 1830 erfolgte auch ihr tiefbetrauerter Tod. Auch Frau von Stein, zu welcher sich Göthe's Verhältniß schon längst wieder freundlicher gestaltet hatte, war schon am 6. Januar 1827 gestorben. So waren sie bis auf den einen „Urfreund" Knebel in Jena Alle vor dem Dichter dahingeschieden, die ihn, als er vor fünfundfünfzig Jahren nach Weimar gekommen war, mit ihrer Liebe und Freundschaft empfangen hatten. Aber noch einmal traf ihn, bevor er selber schied, ein herber Schmerz durch den im October 1830 erfolgten Tod seines Sohnes August, welcher, um seine angegriffene Gesundheit wiederherzustellen, nach Italien gereist war, und statt der gehofften Genesung in Rom an der Pyramide des Cestius, wo der Dichter einstmals selbst zu ruhen gewünscht, sein Grab gefunden hatte. Die Todesnachricht ergriff Göthe aufs tiefste. „Es scheint," schreibt er in seinem heftigen Schmerze an Zelter, „als ob das Schicksal die Ueberzeugung habe, man sei nicht aus Nerven, Venen, Arterien nnd andern daher abgeleiteten Organen, sondern aus Draht zusammengeflochten." Doch beherzigte er auch das Trosteswort, welches ihm Knebel zurief: „Laß die Ansicht Deiner lieben Enkel die Stirne erheitern! Auch Deiner lieben Frau Schwiegertochter sage tröstende Worte und ersetze Du selbst durch eine fröhliche Fortdauer das Leid gegenwärtiger Tage." In der liebevollen Pflege Ottilien's von Göthe, in der kindlichen Heiterkeit seiner Enkel Walther und Wolfgang fand er, wenn nicht Ersatz, so doch Trost für seinen Verlust. Aber er richtete von nun an häufiger seine Blicke von dem Schauplatz der Erde weg und der Gedanke an den Tod beschäftigte ihn öfter. Bezeichnend für diese ernste Stimmung des Geistes ist auch die Art und Weise, wie er seinen Geburtstag, welchen er von jeher still für sich zu verleben pflegte, zum letzten-

male, im Jahre 1831 beging. Er brachte denselben diesmal in Ilmenau zu, an dem Orte, an welchem er von jeher gerne verweilt hatte, für dessen Wohlfahrt er immer eifrig besorgt gewesen, wo er mit seinem fürstlichen Freunde so manche glückliche Stunde verlebt, wo er so oft die stille Sammlung für seine poetischen Schöpfungen gefunden hatte. Tags vorher fuhr er wie zur stillen Vorfeier mit dem dortigen Berginspector Mahr auf den Gickelhahn nach dem Bretterhäuschen, wo er einst, im Jahre 1783, jenes einfach ergreifende Lied „Ueber allen Gipfeln ist Ruh" gedichtet und an die innere Wand desselben geschrieben hatte. „Als sie am Ende der Fahrstraße ausgestiegen waren," so berichtet Schäfer, „betrachtete Göthe mit Entzücken das reizend ausgebreitete Thal, und zugleich mit Wehmuth: „Ach," rief er aus, „wenn das doch unser Großherzog hätte mitgenießen können!" Wie mit jugendlicher Rüstigkeit eilte dann der zweiundachtzigjährige Greis durch Gebüsch und Gestrüpp nach dem Bretterhause, stieg rasch die Treppe in demselben hinauf, jede Unterstützung seines zuthätigen Begleiters freundlich ablehnend. Als er vor der Inschrift stand, jenem „Nachtliede des Wanderers", womit er einst mitten im Drange des thätigen Lebens seine Sehnsucht nach Beruhigung ausgedrückt hatte, hielt er die ihn übermannende Rührung nicht zurück. Er las diese friedenhauchenden Worte laut vor sich hin und trocknete sich die reichlich hervordringenden Thränen, die Schlußworte mit Nachdruck ahnungsvoll wiederholend: „Ja! warte nur, balde ruhest du auch!"

23.

Die Wahlverwandtschaften und Wilhelm Meister's Wanderjahre.

Seitdem Göthe die Nation mit der Dichtung Hermann und Dorothea beschenkt hatte, feierte seine Muse in der reinen Epik fast gänzlich; den im Jahre 1797 aufgenommenen Plan zu einem Epos Tell trat er später an Schiller ab, und als er, eingedenk seines Ausspruchs, es sei schön, auch der letzte der Homeriden zu sein, fast gleichzeitig den Entschluß gefaßt hatte, in einer „Achilleis“ den Tod des Achilles zu besingen, wurde der Entwurf zu dieser Dichtung zwar vielfach durchdacht und wiederholt aufgenommen, aber es gelangte dieselbe nicht über ein kurzes Bruchstück hinaus. Dagegen wendete er sich bald nach Schiller's Tod der modernen Epik zu, und wie er früher, in den neunziger Jahren, wo er in dem classischen Alterthume lebte und webte, mit der Idylle in antiker Form das Gebiet der epischen Poesie betreten, so schrieb er nun, besonders durch den Aufenthalt in Karlsbad, wo er das moderne gesellschaftliche Leben zu beobachten reichliche Gelegenheit hatte, nicht wenig dazu angeregt, eine Reihe von Novellen, welche mannichfache Conflicte desselben veranschaulichen. Doch finden diese Conflicte, ganz der Lebensanschauung

des alternden Dichters entsprechend, durchgehends ihre Lösung in der Entsagung. Und wie auf jene ersten Idyllen die Dichtung Hermann und Dorothea gefolgt war, die ihrem äußeren Umfange und ihrem bedeutungsvollen Inhalte nach dem eigentlichen Epos sich annäherte, so erweiterten sich unter diesen Novellen die Wahlverwandtschaften zu einem Romane, in welchem sich zwar ebensowenig wie in Hermann und Dorothea, eine gestaltenreiche Welt entfaltet, wohl aber, wie dort, die wichtigsten Interessen und dazu die tiefsten Conflicte des Lebens zur Darstellung kommen. Was den Wahlverwandtschaften als Roman an Mannichfaltigkeit der Situationen, an Reichthum der Gestalten abgeht, sodaß sie nach der Einfachheit ihrer Scenerie und dem äußerlich ruhigen Verlauf ihrer Handlung nach füglich eine Novelle sein könnten, das ersetzen sie durch die Tiefe der in ihnen sich enthüllenden sittlichen Gegensätze, durch deren Zusammenstoß die furchtbare Katastrophe herbeigeführt wird, welche an die antike Tragödie erinnert, und welche hier um so erschütternder wirkt, je ruhiger die Welt erscheint, in die sie hereinbricht.

Daß die Wahlverwandtschaften unter des Dichters Händen eine größere Ausdehnung gewannen, und daß dieser in ihnen die hinreißende Gewalt und verzehrende Gluth der Liebe so lebendig schildern konnte, ähnlich wie er es in seiner Jugendzeit im Werther gethan hatte, das deutet schon auf einen näheren Antheil hin, welchen er an den geschilderten Seelenzuständen hatte. Der Roman gewann um 1807 in seinem Geiste Gestalt; in den Annalen dieses Jahres berichtet er, daß der Stoff desselben zu tief in ihm gewurzelt gewesen sei, als daß er ihn auf so leichte Weise, wie in der Novellenform hätte beseitigen können; er fügt hinzu, daß die Wahlverwandtschaften und die Pandora, welche beide das schmerzliche Gefühl der Entbehrung ausdrückten, gar wohl neben einander hätten gedeihen können. Im folgenden Sommer wurde der Plan des Werks entworfen und vom Mai 1809 an derselbe ausgeführt. „Niemand verkennt", sagt der Dichter in den Annalen dieses Jahres, „an diesem Romane eine tief leiden-

schaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schließen scheut, ein Herz, das zu genesen fürchtet."

Die Veranschaulichung der Naturgewalt der Liebe in dem Romane, die Schilderung der verzehrenden Gluth, mit welcher sie in demselben als unheilbringendes Element in die Ehe eindringt und sie zerstört, hat oft zu der Meinung Anlaß gegeben, als habe Göthe diese in seiner Dichtung angreifen wollen, ebenso wie man früher im Werther eine Rechtfertigung des Selbstmordes zu finden geglaubt hatte. Und sah man auch von einer förmlichen Tendenz, die den Dichter geleitet habe, ab, so hat man doch sehr oft dem Werke den Vorwurf der Unreinheit und Unsittlichkeit gemacht. Keine von Göthe's Dichtungen hat so sehr dazu beigetragen, seinen Einfluß als sittenverderbend darzustellen, als die Wahlverwandtschaften. Und es ist nicht zu läugnen, daß die in der Dichtung allerdings stark potenzirte Gewalt jener Liebe, die in wahlverwandten Naturen sich mächtig erweist, an das Fatalistische erinnert, welches den Gesetzen der Sittlichkeit widerstrebt, und daß deshalb die Schilderung dieser Macht von um so bedenklicherer Wirkung sein muß, je glühender die Farben sind, in welcher dieselbe ausgeführt ist. Aber dann erst würde der gegen den Dichter erhobene Vorwurf gerechtfertigt sein, wenn derselbe in seinem Werke nicht dem Sittengesetze vollkommen Genüge gethan hätte. Auf jene Schilderungen der Naturgewalt der Liebe, welche übrigens schon dem Wesen der Sache nach in verlockenderen Farben erscheinen müssen, als die Bilder standhafter Entsagung, folgt die Enthüllung der ewig waltenden, Alles sühnenden Gerechtigkeit, welche mit furchtbarem Ernste die Strafe an denen vollzieht, die ihre Leidenschaft aus der Bahn gerissen hat. So kommt allerdings jenes glühende Farbengemälde nach Viehoff's Worten sogar unserer Vorstellung von der Hoheit des Sittengesetzes zu gute, da sich dieses zuletzt doch als triumphirend erweist. Der Dichter selbst hat freilich ebensowenig sein individuelles verdammendes Urtheil über die in Schuld Verfallenen ausgesprochen, wie er die von ihm geschilderte unsittliche Leidenschaft gerechtfertigt hat.

„Er hat“, wie Riemer sagt, „das Thema weder in frivolem noch im Predigertone behandelt, sondern wie ein Künstler, wie ein Maler, der eine Schlange, die unter Blumen lauschen soll, nicht in extenso malt, aber durch die verführerischen Blumen so viel von ihr hindurchblicken läßt, daß man wohl erkennen mag, hier lausche etwas Gefährliches, das einen Jeden verletzen kann, der nach diesen Blumen hinlangen will.“ Daß man aber dieses Gefährliche zu gewahren und demgemäß die Dichtung in ihrem wahren Wesen aufzufassen im Sande sei, dazu gehört freilich das gereifte, von aller Einwirkung des Stofflichen sich frei haltende Urtheil, welches übrigens der Dichter auch das Recht hat für die Kritik seines Werkes zu beanspruchen. Wir wissen, wie Schiller über den Wilhelm Meister geurtheilt hat; auch für die richtige Würdigung der Wahlverwandtschaften haben namhafte Autoritäten, wie Göschen, Rötscher, Rosenkranz, Viehoff und Andere viel gethan; es kommt nur darauf an, den an und für sich richtigen Standpunkt zu wählen, um auch von Seiten der Moral ihrer Rechtfertigung des Werkes beizupflichten.

Indem wir bei Besprechung der Wahlverwandtschaften uns ebenso, wie bei der des Wilhelm Meister, einer Exposition des Ganges der Handlung, sowie einer näheren Charakterschilderung enthalten, und uns vielmehr auf die Darstellung der in dem Roman in poetische Erscheinung tretenden Idee beschränken, legen wir für diese die Entwickelung, wie sie Rosenkranz gegeben hat, zu Grunde.

So groß der äußere Gegensatz ist, in welchem die Wahlverwandtschaften zu dem Wilhelm Meister stehen, da sich in diesem ein reiches, vielbewegtes Leben mit seinen verschiedensten Interessen ausbreitete, während wir hier ein einfaches Bild stillen Landlebens vor uns sehen, so findet doch zwischen beiden Romanen ein innerer Zusammenhang statt, ja, die Wahlverwandtschaften leiten geradezu den Ideenkreis des Wilhelm Meister fort. In diesem erkannten wir die Bildung des Individuums zum Leben als das eigentliche Thema der Dichtung, die Handlung entwickelte sich bis zum Ab-

schluß der Ehe; in den Wahlverwandtschaften wird das Wesen der Ehe dargestellt, freilich nicht in einem idyllisch-heiteren Bilde, in welchem wir zufriedene Menschen das Glück des Zusammenlebens und die geistige Befriedigung, welche aus der Harmonie gleichgestimmter Seelen hervorgeht, genießen sehen, auch nicht in einem Gemälde, wie es Jean Paul in seinem Siebenkäs entworfen hat, wo die Ungleichheit des Charakters bei den beschränkten Verhältnissen der Ehegatten zu Verdrießlichkeiten, Differenzen und zur Auflösung der Verbindung führt, sondern in den Wahlverwandtschaften tritt jene Naturgewalt der Liebe als eine die Ehe bedrohende und zerstörende Macht auf, sofern diese nicht auf dem festen Grunde ruht, auf dem sie, um eine wahre Ehe zu sein, ruhen muß. Und je sicherer sich die Ehegatten fühlen, welchen der Mangel, der ihrer Ehe anhaftet, noch nicht zum Bewußtsein gekommen ist, desto mehr erscheint diese Macht wie ein feindliches Schicksal, das auf die Menschen lauert, bei ihrem ersten Schritte aus der Bahn des Rechten sie in immer tiefere Verwirrung bringt und endlich dem Untergang entgegen führt. Der Gedanke, daß der Mensch nicht allzusehr auf seine Festigkeit vertrauen dürfe, daß er immer nöthig habe, sich streng zu bewachen, derselbe Gedanke, der mit anderer Anwendung in den Bekenntnissen einer schönen Seele ausgesprochen ist, daß die Möglichkeit des ärgsten Verbrechens uns innewohne, drängt sich uns auch bei Betrachtung der Wahlverwandtschaften auf. Aber auch dann erst, wenn wir die entfesselten feindlichen Gewalten gegen die Ehe andringen sehen, gewinnen wir aus dem Kampfe, der mit ihnen geführt wird, die wahre Vorstellung von der tiefsittlichen Bedeutung derselben. In diesem Sturme muß sie sich bewähren, wenn sie eine wahre Ehe sein soll; kann sie es nicht, so war der Bund der Herzen nicht für die Ewigkeit geknüpft. In dieser Hinsicht könnte man vor unsern Roman, welcher die sie bedrohenden Mächte in so zerstörender Gewalt darstellt, als Motto das Schiller'sche Wort setzen:

Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet.

Denn bei Eduard und Charlotte scheinen alle Bedingungen vorhanden zu sein, die einen solchen ewigen Bund der Herzen verbürgen. Sie hatten sich schon früher geliebt, aber besondere Umstände hatten ihren Wunsch, einander zu besitzen, vereitelt. Die ehelichen Verbindungen, welche sie darauf eingingen, waren bald durch den Tod wieder gelöst worden. Nun beiderseitig wieder frei, gaben sie sich in einem Lebensalter, wo jugendliche Leidenschaft abgekühlt zu sein pflegt, wo ihr Charakter schon abgeschlossen war, zum Ehebunde die Hand; nach Jahren hatten sie das erreicht, wonach sie sich in der Jugend vergeblich gesehnt hatten. Und wenn nun Alles bei den einander Angehörenden vorhanden scheint, was den inneren Frieden und das Glück der Ehe dauernd zu begründen pflegt, so fehlen auch die äußeren Bedingungen zu einem glücklichen Dasein nicht. Die Ehegatten haben reiche Besitzthümer, aber sie sind auch der höheren Bildung theilhaftig, für welche der Besitz doch nur die erste Grundlage sein soll. Diese Bildung befähigt sie, in weiten, ihren Landsitz verschönernden Parkanlagen Unterhaltung und Genuß zu finden; ihr Reichthum setzt sie in den Stand, in Ausübung der Menschenpflicht durch errichtete Wohlthätigkeitsanstalten ihr Herz zu befriedigen. Aber in der, wie es scheint, so fest begründeten, wie Rosenkranz sagt, „so friedegesättigten Welt Eduard's und Charlottens, worin nach außen hin Alles sich geebnet darstellt, entfaltet das Schicksal seine eherne Macht, und wir lernen aus den tragischen Kämpfen der liebenswürdigsten Personen, wie wenig die äußere Ruhe und Geordnetheit des Daseins ausreicht, uns vor dem Absturz in die zerstörenden Abgründe der Leidenschaft zu bewahren."

Die Ehe muß ebensowohl auf der natürlichen Liebe, als auf der sittlichen Achtung beruhen. Wenn sich die erstere in dem Aufgeben seiner selbst und in der rückhaltlosen Hingabe an den Andern zeigt, wenn sich auf sie die Sympathie der Herzen

gründet, so erweist sich die andere als die Macht, durch welche die Ehegatten sich gegenseitig zum Halte werden, und, ihrer sittlichen Vollendung um so sicherer entgegenstrebend, den höheren Zweck der Ehe erfüllen. Wenn aber die natürliche Sympathie, der Zug des Herzens, welcher nach Schillers Wort des Schicksals Stimme ist, wenn die Liebe, die in der Ursprünglichkeit des Gefühls wurzelt, fehlt, so können die Ehegatten wohl die Heiligkeit der Ehe anerkennen, und durch ihre gegenseitige Achtung Vieles ersetzen, sie können die sittlichen Pflichten, welche die Ehe auferlegt, erfüllen, aber die Verbindung, in welche sie getreten sind, ist noch keine wahre Ehe. Denn es bedarf nur des Erscheinens der wahlverwandten Natur, um die Versuchung zu erzeugen. Dann verlangt das unbefriedigte Herz seine Rechte, und es beginnt der Kampf zwischen der mächtigen Naturgewalt und dem Ernste der Sittlichkeit, in welchem alle Kraft aufgeboten werden muß, um die Heiligkeit des Sittengesetzes nicht zu verletzen, und die Mächte nicht heraufzubeschwören, welche den Abfall von demselben furchtbar sühnen. Eine solche Situation stellt Göthe in seinen Wahlverwandtschaften dar, einen solchen Kampf, in welchem die Kämpfenden theils durch Entsagung über die Naturgewalt siegen, theils aber der maßlosen Leidenschaft anheimfallen und zu Grunde gehen.

Die Verbindung Eduard's und Charlottens ermangelte nicht der sittlichen Achtung, wohl aber der natürlichen Liebe, sosehr auch Beide glauben mochten, daß diese ebenfalls vorhanden sei. Ihr Glaube, der eine frühzeitige Gewöhnung an einander, eine herzliche Zuneigung, der eine auf Achtung beruhende Freundschaft für Liebe hielt, war ein Irrthum. Wie hätten sie auch anders so schnell jene Heirathen eingehen mögen, welche lediglich die Convenienz geschlossen? Auch hatte Charlotte bei der Bewerbung Eduard's dunkel gefühlt, daß sie nicht für ihn zur Gattin bestimmt sei. Sie hatte ihm Ottilien zur Lebensgefährtin vorgeschlagen, aber in der Erregung seines Herzens, welches nur für sie fühlte, hatte dieser es abgelehnt, dieselbe zu sehen. Und noch mehr, durch jene Convenienzheirathen hatten Beide auch die wahre Würde der Ehe verletzt. So waren

sie in Beziehung auf ihre Gefühle für einander im Irrthum, und hatten bei allen sonstigen vortrefflichen Eigenschaften doch einen Mangel an Sittlichkeit an den Tag gelegt. Und nun erscheinen Ottilie und der Hauptmann, von den Ehegatten selbst zu sich beschieden, um, wie sie meinen, die Einförmigkeit des ländlichen Aufenthaltes zu beleben, in Wahrheit aber, um durch den vergrößerten Kreis eine Lücke im Herzen auszufüllen, welche die Ehe nicht völlig auszufüllen vermochte. Da beginnt der Kampf mit der Naturgewalt. In Charlotte und dem Hauptmann ist derselbe, obgleich sie ihre Neigung zu einander bekennen müssen, entschlossen und rein, die Macht der Liebe wird durch den Ernst der Sittlichkeit, durch die Achtung vor dem heiligen Gesetze der Ehe besiegt; Eduard aber wird von seiner maßlosen Leidenschaft fortgerissen; er sucht sie vergebens zu übertäuben, er geht in den Krieg, er bewährt sich als tapferer Streiter auf dem Felde der Ehre, nur nicht als entschlossener Kämpfer gegen das eigne Herz. Als er zurückgekehrt, zieht er auch Ottilien in die wilden Wogen seiner Leidenschaft. Er gibt sich der Hoffnung auf eine Verbindung mit ihr hin, und auch in Charlotte gewinnt der Gedanke an eine Scheidung Raum. Aber unversehens naht das Verhängniß; das Vergehen der Eltern und der Liebenden wird durch den Tod des Kindes furchtbar gesühnt. Ottilien trifft die nächste Schuld; die schreckliche Katastrophe durchbebt ihr Inneres; und es steigt in ihr fest und unerschütterlich der Gedanke des Entsagens auf. Ihr Herz ist gebrochen; sie enthält sich aller Speise und sieht dem Tode entgegen. Aber durch diesen ist auch ihre Schuld gesühnt. Als eine in Gott Verklärte wird sie in der Gruft beigesetzt, wo freundliche Engelsbilder, die ihre Züge tragen, auf sie niederblicken. Und diese Gruft nimmt bald auch Eduard auf; erst im Tode findet an ihrer Seite sein stürmisches Herz die im Leben vergeblich ersehnte Ruhe. So waltet der Tod hier als ernster Rächer der verletzten Heiligkeit des Sittengesetzes; er fordert die Unschuld des Kindes, um die Schuld der Eltern zu bestrafen; er nimmt die „Schuldlos-schuldige", welche

den Frieden der Ehe gestört hatte, und rafft endlich den dahin, der als der Schuldigste noch keine Versöhnung mit sich selber und in Gott gefunden hatte.

Den Plan zu „Wilhelm Meister's Wanderjahren" hatte der Dichter schon gefaßt, als er noch an den Lehrjahren arbeitete; er ließ deshalb am Schlusse dieses Romans noch einige „Verzahnungen" stehen, welche dieselben mit ihm in Verbindung bringen sollten. Indessen bedingte schon die erste Anlage dieses Werkes sowohl einen lockeren Zusammenhang mit dem vorhergehenden, wie auch eine losere Verbindung seiner einzelnen Theile unter einander, durch welche letztere dasselbe eine von den übrigen Romanen Göthe's ganz abweichende Form erhalten hat. Der Dichter selbst sagt, die Wanderjahre seien nicht aus Einem Stück, wohl aber aus Einem Sinn. Als Anfänge und Stock des Werkes erscheinen die vom Jahre 1807 an entstandenen, ihrem Inhalte nach ganz von einander unabhängigen Novellen, welche aber, da sie fast alle das Thema der Entsagung in verschiedenen Lebenssphären behandeln, allerdings aus Einem Sinne geschrieben sind. So „Die pilgernde Thörin", „Das nußbraune Mädchen", „Der Mann von fünfzig Jahren", „Wo steckt der Verräther", „Nicht zu weit", „Die gefährliche Wette." Aber auch andere Stoffe nahm der Dichter in das Werk auf, wie das Märchen „Die neue Melusine", welches er, wie er berichtet, schon in Sesenheim Friederiken erzählt hat. Alle diese, in keinem näheren Zusammenhang stehenden Theile wurden bei den verschiedenen Redactionen der Wanderjahre von 1820—1829 durch eine Reihe fortlaufender Betrachtungen, welche die wichtigsten socialen und sittlichen Verhältnisse berühren, äußerlich verknüpft, und diese wiederum durch Einführung von Personen aus den Lehrjahren, vornehmlich Wilhelms, sowie einer Anzahl neu auftretender in Verbindung gehalten. Aber auch in diesen Betrachtungen wiederholt sich als Hauptthema der Gedanke, daß wir durch Entsagung uns selbst überwinden sollen. Weder hier, noch in den Novellen begegnen wir dem tragischen Schicksale,

das in den Wahlverwandtschaften sich so erschütternd offenbart die sittlichen Collisionen lösen sich alle durch Acte des sich selbst bewußten Willens zu einem glücklichen Ausgange auf.

Wenn man auch allezeit die vortreffliche künstlerische Darstellung in den Novellen anerkannt hat, so hat man sich doch oft weder mit der Form, noch mit dem Inhalt der übrigen Theile des Werkes befreunden mögen. Auch sucht der gewöhnliche Roman- auf dieser, in epischer Weise weit ausgebreiteten Schaubühne trotz des Gewirrs und des Sichdurchkreuzens der Ereignisse, trotz der reichen Anzahl auftretender Personen, vergebens jene spannenden Begebenheiten, Verschlingungen und Entwickelungen, wie sie in den Romanen so sehr geliebt werden. Dazu mag ihm wohl der Inhalt, der einerseits über Alltägliches, über das Handwerk, über die Industrie, z. B. der Garnspinnerei sich verbreitet, und andererseits Fragen der sittlichen und künstlerischen Erziehung behandelt, welche dem Dichter den Vorwurf zugezogen haben, als ob er ein Utopien schildere, trocken und ermüdend dünken. Aber für den sinnigen Leser hat der Dichter eine Fülle von beachtenswerthen Lebensanschauungen, welche er aus einer reichen Erfahrung geschöpft und aus ernstlichen Reflexionen gewonnen hat, in dem Werke niedergelegt. Auch fragt es sich, ob Vieles, was jetzt vielleicht noch als utopisch erscheint, nicht später noch als erstrebenswerth, ja als dringendes Bedürfniß sich kund geben werde; wenigstens hat der Gedanke, massenhafte Auswanderungen zu organisiren, sich schon in unserer Zeit realisirt, sowie auf dem Gebiete des allergewöhnlichsten Lebens ein früher wohl grillenhaft erschienener Vorschlag, den der Dichter in den Wanderjahren thun läßt, sich uns als höchst praktisch zur Befolgung aufnöthigt, nämlich die Kartoffeln theilweise durch andere Feldfrüchte zu ersetzen.

Besonders ausführlich ergeht sich Göthe über die sittlich-religiöse Erziehung des Menschen, welche von dem Familienleben ausgehen und ihre höchste Spitze in dem freien Bunde der Genossenschaft haben soll. Ueber die Welt hin soll sich dieser Bund

verbreiten, und so gewissermaßen eine Realisirung des Kosmopolitismus sein. Für diese Genossenschaft soll sich, wie es in den Lehrjahren schon ausgesprochen ist, der Einzelne nach seiner individuellen Naturanlage ausbilden — auch das Handwerk oder vielmehr die strenge Kunst genießt der gleichen Ehre, wie jede geistige Beschäftigung — und indem er sich selber genügt, auch ein tüchtiges Mitglied der Gemeinschaft werden. Die Kräfte der Menschheit sollen sich nicht zersplittern, sondern durch organisches Zusammenwirken das Größte erreichen. Eng verknüpft sich mit diesen Grundsätzen auch die Forderung an den Einzelnen, daß er besonderen Neigungen und momentanen Wünschen zu entsagen lerne. Um sich in dieser Entsagung zu üben, ist den Gliedern des Bundes, welche eine Irrung oder einen Fehltritt zu büßen haben, auferlegt, eine bestimmte Zeit zu wandern. Keine Annehmlichkeit darf sie reizen, länger als drei Tage an Einem Orte zu verweilen. Aber während dieser kurzen Dauer sollen sie die Stunden nützen, um bereichert an Kenntnissen und Erfahrung in das praktische Leben einzutreten. Neben diesen Wanderungen aber, die den Einzelnen auferlegt werden, wird die Auswanderung nach Amerika von dem Bunde in großartigem Maßstabe geleitet, zur Förderung des materiellen und sittlichen Wohles der Bundesglieder.

Mit den Wanderjahren ist die Thätigkeit Göthe's auf dem Gebiete der epischen Poesie abgeschlossen; nur „die Novelle", erscheint noch neben ihnen als eine selbständige Frucht derselben.

24.

Lyrische Gedichte aus Göthe's späterer Lebensepoche, west-östlicher Divan. Dramatisches.

Wenn in den Werken epischen Charakters und mehr noch in den dramatischen Dichtungen späterer Zeit das allmähliche Zurücktreten der drängenden poetischen Schöpferkraft Göthe's sichtbar wird, wenn wir in den Producten dieser Dichtgattungen aus seinem höheren Alter statt unmittelbarer Empfindung oft der Reflexion, statt lebendig und individuell gestaltender Plastik einer glänzenden aber kalten Allegorie begegnen, so offenbart sich dieselbe in den lyrischen Gedichten aus späteren Jahren oft noch in einer Fülle und Frische, welche uns von der nie alternden Jugend des schöpferischen Genius Zeugniß geben zu wollen scheinen. In der Lyrik hat der Dichter, schon der Natur der Sache nach, nie lange gefeiert; hunderterlei Begegnisse, welche ihn näher oder entfernter berührten, wurden für ihn ebensoviel Anlässe zu Gedichten, freiwillig sich darbietende Stoffe forderten ihn zum Schaffen auf, das freudig bewegte oder schmerzlich berührte Innere tönte in den Schwingungen des Liedes aus. In einzelnen Epochen seines Alters aber erscheinen diese lyrischen Dichtungen reichlicher, mögen nun die Aufforderungen von außen her mannichfaltiger gewesen sein, oder mag eine gesteigerte und nachhaltige Wärme des Gefühls

auch die Schöpferkraft mehr erwärmt haben, sodaß diese vollere dichterische Blüthen hervortrieb, welche bei hoher Formreinheit oft nicht nur die reichste Farbenpracht entfalten, sondern auch des frischesten poetischen Duftes nicht entbehren.

Aus der überaus großen Anzahl lyrischer Producte des verschiedensten Inhaltes und der mannichfachsten Form, welche während der späteren Lebensepoche Göthe's entstanden sind, können wir nur die allerbedeutendsten berühren. Wir beginnen mit dem Anfang des Jahrhunderts; denn außer jenen Gedichten, welche zuerst in den verschiedenen Jahrgängen des Musenalmanachs erschienen sind, gab ein Kränzchen, dessen Mitglieder außer Göthe und Schiller meist aus Damen der Weimarer höheren Gesellschaft bestanden, beiden Dichtern Anlaß zur Abfassung geselliger Lieder, unter denen von Göthe's Seite „Generalbeichte" und „Tischlied" hervorzuheben sind. Auch entstand um dieselbe Zeit das einfach schöne, von dem Hauche weicher Wehmuth durchzogene „Schäfers Klagelied". Ferner fallen unter anderen die Lieder „Dauer im Wechsel", „Frühlingsorakel", „Sehnsucht", „Hochzeitlied", sowie „Die glücklichen Gatten", „Nachtgesang", das eben so bekannte, als ausgezeichnete Lied „Trost in Thränen" und einige Gedichte in Balladenform, „Ritter Curt's Brautfahrt", „Der Rattenfänger", „Wanderer und Pächterin", zu denen Göthe durch seinen Verkehr mit Zelter, dem vortrefflichen Componisten, angeregt wurde, in die Zeit, wo Schiller noch lebte. Der liebeathmenden Sonnette aus dem Jahre 1807 haben wir schon Erwähnung gethan. Auch in dem Jahre 1810 begegnen wir einer Gruppe von Gesellschaftsliedern, welche ihre nächste Entstehung einer errichteten Liedertafel, der „freiwilligen Hauskapelle", sowie der Verbindung des Dichters mit Zelter verdanken. Das Jahr 1813 lieferte „Die Lustigen von Weimar" und „Offene Tafel", sowie drei Balladen: „Der Todtentanz", „Der getreue Eckart" und „Die wandelnde Glocke", welchen die im Jahre 1816 gedichtete „Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen" sich anschließt. Wie sehr der Aufenthalt im Heimathlande Göthe

zum poetischen Schaffen angeregt, haben wir schon früher erwähnt. Die Producte seiner damaligen dichterischen Thätigkeit sind meistens in den west-östlichen Divan aufgenommen, zu dessen kurzer Besprechung wir nun übergehen, nachdem wir aus der späteren Zeit noch der „zahmen Xenien", in welchen der Dichter „sich im Einzelnen manchmal Luft machte, da man seine Dichtungen überhaupt nicht durch Verdruß und Widerwärtiges entstellen soll", sowie der „Elegie" aus der „Trilogie der Leidenschaft", durch welche sich der Dichter von einer späten leidenschaftlichen Liebe befreite, Erwähnung gethan haben.

Göthe's erste Thätigkeit für den west-östlichen Divan fällt schon vor jene seiner poetischen Productivität so günstigen Reisen ins Rheinland, nämlich in das Jahr 1813, wo er durch die Uebersetzung des Hafis von J. v. Hammer angeregt wurde, sich mit der orientalischen Poesie näher bekannt zu machen. So wenig ihm ihr Wesen anfänglich zugesagt hatte, so sehr wurde er in der Folge von ihr angezogen, sodaß er, wie es immer bei den ihn tiefer berührenden Eindrücken der Fall war, gegen ihre wachsende Wirkung erst in der eignen Schöpferkraft das Gegengewicht fand. Doch war dies Aufnehmen und Reproduciren des orientalischen Geistes keineswegs eine oberflächliche Spielerei, sondern es wurde von einem ernstlichen Studium begleitet und unterstützt. Der Dichter ließ sich in seinen vorgerückten Jahren die Mühe nicht verdrießen, noch das Arabische und Persische zu betreiben; er knüpfte mit den Kennern des Orients und seiner Sprachen Verbindungen an und unterrichtete sich nicht nur „im Allgemeinen und Zerstückelten von dessen großer Existenz", sondern er „ging auch tiefer hinein", sodaß es ihm, wie er an Knebel schreibt, war, als wenn er ins Meer geriethe. Aber er fühlte es als etwas Angenehmes, in einem so breiten Elemente zu schwimmen und seine Kräfte darin zu üben. So mochte er denn auch eine reiche Ernte finden und seine Schatzkammer sich mehr und mehr mit Reichthümern aus Osten füllen. Die poetischen Schätze, die er aus diesem Sichversenken in den Orient gewonnen hat,

sind jene Gedichte, welche, theils freie Bearbeitungen eines fremden Thema's, theils Originalpoesien im Gewande morgenländischer Weltanschauung, in dem west-östlichen Divan im Jahre 1819 gesammelt erschienen sind. Und so hat der Dichter, welcher in seiner Jugendzeit den deutschen Genius aus Jahrhunderte langem Schlafe auferweckt, und der in seinem Mannesalter dem germanischen Geiste das schönheitreiche Hellenenthum vermählt hatte, auch noch in seinen spätern Jahren den Blick der Nation auf den Osten gerichtet und ist ihr ein Führer zu den glänzenden Schätzen desselben geworden. Doch verlor er sich auch hier nicht von dem germanischen Geist; „den Turban auf dem Haupte," wie Rosenkranz sagt, „den Gürtel um den Leib, im faltigen Kaftan, Opium in der Schenke schlürfend, blieb er doch von Gemüth ein Deutscher. Nur in der Form erfreute ihn die neue, glänzende Symbolik."

Nord und West und Süd zersplittern,
Throne bersten, Reiche zittern,
Flüchte du, im reinen Osten
Patriarchenluft zu kosten,
Unter Lieben, Trinken, Singen,
Soll dich Chisers Quell verjüngen.

Mit dieser Eingangsstrophe in den west-östlichen Divan kündigt freilich der Dichter seinen Zug nach dem Orient als eine Flucht vor der ihn beengenden Gegenwart an, und so segnet er auch geradezu in einem Briefe an Knebel vom Februar 1815 seinen Entschluß zu dieser Hegira, „denn," sagt er, „ich bin dadurch der Zeit und dem lieben Mitteleuropa entrückt, welches für eine große Gunst des Himmels anzusehen ist, die nicht einem Jeden widerfährt." Aber in den gegen ihn erhobenen Tadel, daß er, während in Deutschland frische Freiheits- und Vaterlandslieder erschollen, seinen Geist in den fern gelegenen Orient habe schweifen lassen, mögen wir, im Hinblick auf sein Alter und die von diesem bedingte nüchterne Stimmung, sowie auf seinen geringen Glauben an den dauernden Erfolg der Freiheitskämpfe für Deutschland, nicht einstimmen; wir begleiten ihn vielmehr gerne, wenn

er in diesem Seelenzustand sich nach der Einfachheit patriarchalischer Zustände hinwendet, die ihn in seiner Jugend schon ganz ergriff, nach dem Reinen und dem Rechten, wo der Glaube weit war und eng der Gedanke, und wo das Wort so wichtig war, „weil es ein gesprochen Wort war." Auch ist die Frucht, welche der Dichter aus seiner Beschäftigung mit dem Orient gewonnen, keineswegs gering. Wie wir in dem west-östlichen Divan Gedichte finden, welche bei der reinsten Form eine reiche und leuchtende Farbenpracht entfalten, wie jenes Lied „Seine Todten mag der Feind betrauern", so sind auch vorzüglich die Lieder der Liebe, welche der Dichter, ebenso wie der greise Hafis, der ihn begeistert hatte, noch in seinem Alter sang, und die besonders reich in Frankfurt und in dem Rheinlande seinem Inneren entströmten, warm vom Pulsschlag frischen Lebens, ja sie erheben sich zuweilen, wie das Lied „Wiederfinden" zu dem erhabensten Fluge dichterischer Begeisterung.

Wenn in dem west-östlichen Divan der Dichter seine Stoffe in die Formen der morgenländischen Poesie kleidete, so erscheinen dieselben in seinen spätern dramatischen Werken meist in dem Gewande der antiken Symbolik. Schon in der natürlichen Tochter sahen wir, wie die Individualität von der Idealität überragt wurde; dieses Ideale gewann aber im Laufe der Jahre immer mehr den Charakter des rein Symbolischen, in welchem der Dichter das Plastische und Lebenvolle der Gestalten, welche früher seine Schöpferkraft hervorgebracht hatte, oft durch kaltlassende Allegorie ersetzen mußte, während dagegen die reine, vollendete äußere Form ihm immer zu eigen blieb.

Wir übergehen die verschiedenen Producte dramatischer Form, wie die Vorspiele und die für Maskenzüge bestimmten Gedichte, wie „Die romantische Poesie" aus dem Jahre 1810 und die allegorische Darstellung „der einheimischen Erzeugnisse der Einbildungskraft und des Nachdenkens", bei Anwesenheit der Kaiserin Mutter Maria Feodorowna im Jahre 1818 verfaßt, um noch die „Pandora"

und „des Epimenides Erwachen" kurz zu berühren und sodann zum Faust überzugehen.

In der Pandora, welche, wie wir wissen, gleichzeitig mit den Wahlverwandtschaften Leben gewann, und zwar auf den äußeren Anlaß zweier junger Freunde aus Wien, die eine Zeitschrift Pandora herauszugeben beabsichtigten, knüpft Göthe an das von ihm in seiner Jugendzeit behandelte Thema „Prometheus" an. Aber sowie dieser blieb auch die Pandora Fragment; der erste Theil der Dichtung wurde ausgeführt, der zweite liegt nur in einem Schema vor. Die veränderte Weltanschauung des Dichters, welche dem Werke einen von jenen Jugenderzeugnissen ganz abweichenden Charakter geben mußte, ließ hier auch nicht jenen „Volltrotz der Naturgewalt" zu; die Dichtung sollte nach Göthe's Intention, sowie alle seine späteren Productionen versöhnend abschließen. Prometheus repräsentirt demgemäß nicht mehr jene egoistisch auftretende starre Naturgewalt, sondern die nimmer müde Thatkraft, und ihm gegenüber ist noch Epimetheus gestellt, als die sinnende, vor- und rückwärts schauende Betrachtung. Erst durch das Zusammenwirken beider soll das Ziel der nach Vollendung strebenden Menschheit, die Bildung durch Wissenschaft und Kunst erreicht werden können. Die Reinheit ihrer Form, welche hier antike und moderne Elemente in sich vereinigt, macht die Dichtung nach dieser Seite hin zu einer der vollendetsten der Göthe'schen Productionen. „Auch hat der Dichter," wie Rosenkranz sagt, „in ihr eine erstaunliche allegorische Bildkraft aufgeboten, welche den Eindruck ächt mythischer Erzeugung macht. Die Vollständigkeit und Genauigkeit, mit der Göthe eine Idee in solcher symbolischen und allegorischen Weise ausführte, der hohe Schwung der reichsten Sprache, die er dann ertönen ließ, nehmen seinen Allegorien viel von der Kälte, welche sonst der Allegorik anhaftet."

Weit farbloser als in der Pandora erscheint die Symbolik in „des Epimenides Erwachen", einem allegorisch-dramatischen Festspiele, welches Göthe auf Ifflands Ansuchen für die Berliner Bühne dichtete, um in ihm den Sieg der Deutschen und ihre

Befreiung von der Fremdherrschaft zu verherrlichen. Doch entschädigt auch hier die Reinheit der Form und „der ganz einzige Sprachpomp", welchen überhaupt Göthe in solchen Dichtungen zu entfalten wußte, einigermaßen für die Blässe der Allegorik. Die Sage von dem Philosophen Epimenides, welcher als Jüngling in einer Höhle vom Schlafe überfallen worden war, aus dem er erst nach vierzig Jahren wieder erwachte, und welcher nun Alles in seiner Vaterstadt verändert sah, mochte Göthe geeignet erscheinen, um an ihr die durch die Freiheitskriege erfolgte große Umgestaltung der Verhältnisse in Deutschland zu veranschaulichen. Die Dämonen des Kriegs, der List und der Unterdrückung erscheinen, und letzterer hat schon die Genien des Glaubens und der Liebe bethört, aber noch ist die Hoffnung frei. Da erwacht Epimenides und es ertönt, von Schaaren kampflustiger Streiter angestimmt, das Lied „Vorwärts", die Bande werden zerbrochen und ein Schlußlied feiert den Sieg der Deutschen. Nach dem Berichte Zelters war die Aufführung des Stückes im März 1815 von großer Wirkung; dem alten Blücher sollen in der Singacademie bei dem Vortrage des Liedes „Vorwärts hinan", die Thränen geflossen sein.

Freilich ist es keine Gabe warmer Begeisterung, welche der dichterische Genius dem befreiten Vaterlande in diesem Festspiele darbrachte; aber wir wissen auch, daß selbst nach den Siegen der Verbündeten seine Hoffnungen auf den dauernden Erfolg des Freiheitskampfes nicht allzu schwärmerisch waren. Ein in Bezug auf unsre Dichtung an Knebel geäußertes Wort belehrt uns von der Ansicht, welche damals Göthe über die Lage der Dinge hatte. „Epimenides", so schreibt er, „ist am 30. März endlich in Berlin erwacht, gerade zu rechter Zeit, um dasselbige, was sich die Deutschen bisher so oft in dürrer Prosa vorgesagt, symbolisch zu wiederholen, daß sie nämlich viele Jahre das Unerträgliche geduldet, sich sodann aber auf eine herrliche Weise von diesem Leiden befreit. Jedermann wird hinzufügen, daß neue Thatkraft nöthig ist, um das Errungene zu schützen und zu erhalten." Uebrigens

heben sich die lyrischen Partien des Stückes oft höchst lebenvoll und kräftig hervor, wie das Lied „Vorwärts" und der Schlußchor, welcher die sieggekrönten Deutschen preist, aber auch, jener Aeußerung des Dichters ganz entsprechend, eine ernste Mahnung an sie für die Zukunft richtet:

So rissen wir uns ringsherum
Von fremden Banden los!
Nun sind wir Deutsche wiederum,
Nun sind wir wieder groß.
So waren wir und sind es auch
Das edelste Geschlecht
Von biedrem Sinn und reinem Hauch
Und in der Thaten Recht.

Und Fürst und Volk und Volk und Fürst
Sind alle frisch und neu!
Wie du dich nun empfinden wirst
Nach eignem Sinne frei.
Wer dann das Innere begehrt,
Der ist schon groß und reich;
Zusammenhaltet euren Werth,
Und euch ist Niemand gleich.

25.

Faust.

Noch bleibt uns der Faust als die zwar schon früh begonnene, aber am spätesten zum Abschluß gelangte Dichtung Göthe's zu besprechen übrig. Gerade der Umstand aber, daß die Anfänge dieses Werkes in seine Jugendjahre fallen, und daß dasselbe, freilich nach manchen langen Unterbrechungen, erst an der äußersten Grenze seines Lebens vollendet wurde, gestattet uns bei dessen Betrachtung noch einmal den ganzen Entwickelungsgang des Dichters zu überblicken. Wir werden im Faust wieder zu der Unmittelbarkeit jugendlich drängender Schöpferkraft zurückgeführt; wir begegnen in ihm Elementen der classischen Periode, und gelangen endlich zu jener allegorischen Dichtweise, welche die letzte Epoche der poetischen Thätigkeit Göthe's charakterisirt. Je unmittelbarer aber der innere Schöpfungsdrang wirkte, welcher die frühesten Theile der Dichtung hervorgebracht hat, desto reiner und vollständiger spiegelt sich auch in ihnen des Dichters eigenste Individualität ab, während in die späteren Partien, vornehmlich in den zweiten Theil des Werkes, die Resultate seiner von außen erworbenen Bildung niedergelegt sind, ja, sogar Vieles nach seinem eigenen Ausdrucke „hineingeheimnißt" worden ist. In der Iphigenie, im

Tasso und Wilhelm Meister reflectiren sich die inneren Zustände des Dichters während einzelner, wenn auch, wie im letzteren, nach Jahrzehnten zählender Epochen des Lebens, im Faust, in dieser reichsten Schöpfung Göthe's, hat sich einestheils das Innere des Dichters bis ins tiefste erschlossen, und andererseits ist in ihm die große Summe seiner gesammten Lebensanschauungen aufbewahrt. Je deutscher ferner die Dichterindividualität gewesen ist, welche sich in jenen unmittelbaren Ergüssen uns enthüllt, um so tiefere Blicke lassen uns diese in das Leben und Weben des deutschen Volksgeistes thun. Wenn im Götz und im Werther dieser deutsche Geist in seiner Kraft und in seiner Gemüthsinnigkeit, in Hermann und Dorothea in seiner biederen Einfachheit sich offenbart, so tritt uns derselbe im ersten Theile des Faust in weit größerer Vielseitigkeit entgegen. Denn wir finden hier höchst charakteristische Zeichnungen des deutschen Volkslebens, wir sehen in einer tragischen Liebe die innersten Tiefen eines ächt deutschen weiblichen Gemüthes sich enthüllen, und begegnen vor Allem jenem idealen Drang, jenem Streben nach dem Hohen und Wahren, welches dem Deutschen vor den andern Nationen eigen ist; wir werden hingeführt zu dessen unversiegbarem Wissensdurst, zu dessen nie ermattendem Verlangen, die Welt mit allen ihren Wundern zu umfassen. In dem ersten Theile des Faust zieht, in einem großen Dichtergeiste abgespiegelt, die ganze innere Geschichte des deutschen Genius lebenvoll an uns vorüber, wie er seit Jahrhunderten gerungen, sich zu befreien von den lähmenden Banden des Gewissenszwangs, wie er sich zur Glaubensfreiheit erhoben, wie er vom Drange des Wissens getrieben, durch Zweifel hindurch bis an die Grenze menschlichen Begreifens emporstrebt, wie er, vom Weltschmerz durchschnitten, das Dasein „zweier Seelen" fühlt; die hohe Befriedigung, die uns das Streben nach Wahrheit gewährt, und alles tiefe Leid, in welches uns dasselbe versenkt, ist rein empfunden in dieser großen poetischen Schöpfung dargestellt. Deshalb zieht es auch immer wie mit magischer Gewalt unsre strebende Jugend und ernste Männerwelt zu den voll und unversiegbar strö-

menden Lebensbächen dieser tiefsten und reichsten, dieser deutschesten Dichtung Göthe's hin. Und selbst der zweite Theil des Werkes, so entfernt er ist von jener Ursprünglichkeit deutschen Lebens, so wenig er aus dem nationalen Geiste geboren ist, hat doch eine sehr nahe Beziehung zu deutschem Wesen, da er die Vermählung des deutschen Geistes mit dem Griechenthum, also die Höhe unserer nationalen Bildung zur Darstellung bringt, freilich in einer Allegorie, deren glänzende Ausführung, deren hohe Formvollendung uns nicht vollständig für den Mangel an Wärme entschädigen kann.

Schon dadurch, daß Göthe zur Faustsage griff, um sie zur Trägerin seiner in ihm lebenden, nach Gestaltung ringenden Welt zu machen, mußte die Dichtung einen deutschen Charakter erhalten. Denn diese Faustsage selbst, die im sechszehnten Jahrhundert entstanden ist, und sich seitdem lebendig bei uns erhalten hat, ist, sowie die Sage vom ewigen Juden, aus ächt deutschem Geiste entsprungen. Daher wurde sie auch beim Aufschwung unserer Literatur im vorigen Jahrhundert von verschiedenen Seiten, wie von Lessing, Klinger, Maler Müller u. A. wieder aufgenommen, aber von Keinem wurde ein so tiefer geistiger Gehalt mit derselben verbunden, als von Göthe. Freilich hat der Dichter auch sie in verschiedenen Zügen umgestaltet, wie er in seiner Iphigenie den griechischen Mythus verändert hat; aber indem er den ganzen Reichthum der ihn und seine Zeit bewegenden Ideen in sie hineinlegte und ihrem Thema, wie dem der Iphigenie, eine unserer Weltanschauung entsprechende Lösung gab, hat er sie zum zweitenmale national gemacht.

Die älteste Darstellung der Faustsage finden wir in dem Faustbuche, welches im Jahre 1587 zu Frankfurt am Main, „allen Christen zur Warnung" erschien. Aus ihm, wie aus anderen Fassungen der Sage erfahren wir, daß zur Zeit der Reformation sich ein Dr. Johann Faust als fahrender Schüler in den Städten Deutschlands, vorzüglich in Erfurt, Leipzig, Augsburg, Mainz umher getrieben habe. Er wird ein Schwarzkünstler genannt,

der sich mit alchymistischen Studien beschäftigt und nachher in einen Bund mit dem Teufel begeben habe. Auch der Pudel, den Göthe in seine Dichtung mit aufgenommen, sowie der Famulus Wagner und Mephistopheles als dienstbarer Geist der Hölle, findet sich schon in der Faustsage. Gemäß seinem mit dem Teufel abgeschlossenen Pacte wird Faust von diesem der Hölle überliefert. Schon nach dem ältesten Faustbuche richtet das vermessene Streben nach unbegrenzter Erkenntniß den Faust zu Grunde. Aehnlich wie im Volksbuche hat sich die Faustsage in dem Puppenspiele erhalten, das zur Jugendzeit Göthe's noch häufig am Rhein und anderwärts aufgeführt wurde, und welches nach eigner Erinnerung und den Berichten Anderer Karl Simrock hergestellt und zum Drucke gebracht hat. In diesem Puppenspiele tritt Faust in demselben Charakter wie im Volksbuche als vermessener Zauberer auf, ferner sein Famulus Wagner, und eine lustige Person Kasperle; sodann erscheinen neun höllische Geister, unter ihnen Mephistopheles, der von Faust zum Begleiter auf seinen Reisen nach Parma und Constantinopel gewählt wird. Faust verschreibt sich auch hier der Hölle, und verfällt ihr nach der bestimmten Frist. Unter dem Zurufe einer Stimme von oben: Fauste, Fauste, in aeternum damnatus es, wird er von ihren Dienern im Feuerregen fortgeführt.

Das Volksbuch sowohl wie das Puppenspiel mochte Göthe schon in seiner Kindheit bekannt gewesen sein, da Frankfurt der Verlagsort aller jener Volksbücher war, und der Knabe dieselben dort zu jeder Zeit für wenige Kreuzer haben konnte, und da auch gewiß jenes Puppenspiel in der Vaterstadt unseres Dichters öfters von den meistens herumziehenden Besitzern solcher Apparate aufgeführt wurde. Doch treten diese Eindrücke aus der Kindheit in den Hintergrund, bis erst in Straßburg das Interesse an dem Gegenstande wieder lebhaft erwachte. Schon vorher war Göthe ganz in die Sphäre der Faustsage hineingezogen worden, als er mit Fräulein von Klettenberg jene cabbalistisch-alchymistischen Studien betrieb. Nun aber, als in Straßburg nach wiederher-

gestellter Gesundheit die poetische Productionskraft in aller Fülle hervorbrach, und als gleichzeitig mit seinem geistigen Streben und Wirken der Sinn für deutsches Wesen unserem Dichter aufging, als sich sein Blick in die Reformationsgeschichte richtete und der ritterliche Götz in seiner schöpferischen Phantasie Gestalt gewann, mußten auch das Leben und die Schicksale des Faust ihn um so mehr fesseln, da er mitten in den Studien stand, denen jener Zauberer der Sage nach so viele Erfolge verdankte, in jenen alchymistischen Geheimlehren, durch die man früher geglaubt hatte, in das Innere der Natur eindringen zu können. Wir wissen von Göthe, daß er sich in Straßburg noch vielfach mit den Schriften des Paracelsus, des Agrippa von Nettesheim, des Peter Poiret und ähnlicher Schriftsteller beschäftigt hat. Freilich drang der klare, Erkenntniß suchende Geist des Dichters durch das Dämmerlicht dieser Schriften zu der Helle philosophischer Forschung durch; aber diese anfänglichen Studien des strebenden Jünglings knüpften dauernd sein Interesse an den Faust der Sage. Dazu war jene Zeit ohnehin eine Zeit des allgemeinen Drängens der Geister nach einem noch in unklarer Ferne liegenden Ziele hin; die Ideen gährten noch in den feurigen Köpfen einer genialen Jugend, nach allen Richtungen hin warf man das Veraltete bei Seite, und suchte Freiheit von den beengenden Formen desselben, Freiheit in bürgerlicher Beziehung, Freiheit im Gebiete der Kunst und Freiheit auf dem Felde des speculativen Gedankens, in der Wissenschaft. Um so lebhafter mußte sich der Dichter zu Faust hingezogen fühlen, in welchem er den nach dem Höchsten der Erkenntniß strebenden deutschen Sinn dargestellt fand. Die poetische Gestalt desselben nahm daher sein ganzes Innere, das von gleichem Streben und von gleichen Stimmungen des Unbefriedigtseins erfüllt war, in sich auf. Zwar wurde die Dichtung in Straßburg noch nicht begonnen, denn Göthe pflegte, wie wir wissen, erst längere Zeit die poetischen Stoffe mit sich herum zu tragen und sie immer lebendiger in sich werden zu lassen, bevor er sie zu Papier brachte; er berichtet nur, daß ihm in Straßburg das

Puppenspiel gar vieltönig im Kopfe gesummt habe. Auch während seines Aufenthalts in Frankfurt hat Göthe wohl ebensowenig als in Wetzlar am Faust gearbeitet. Damals nahm ihn der Götz ganz in Anspruch; und später mußte er erst in Werthers Leiden sein Inneres von dem tiefen Seelenleiden, das ihn erfaßt hatte, befreien, um dann frischen Muthes, wie neu geboren, sich dem Leben und der Dichtung wieder zuzuwenden. Zu dieser Zeit, als sich, wie er selbst berichtet, der Schöpfungstrieb mit wunderbarer Macht bei ihm einstellte, im Jahre 1774, mag er auch die Anfänge des Faust gedichtet haben. Als Klopstock im Herbste desselben Jahres durch Frankfurt kam, konnte er ihm die ersten Scenen der Dichtung vorlesen. Auch die ihn tief erregende Liebe zu Lili hat den Faust wesentlich gefördert: „wenn ich jetzt nicht Dramas schriebe," berichtet er schon am 6. März 1775 an Auguste Stolberg, „ich ginge zu Grunde." Bei einem Besuche Jacobi's zu Frankfurt mußte die Dichtung schon bedeutend vorgerückt sein, denn dieser schreibt, als das Werk in seiner ersten fragmentarischen Gestalt im Jahre 1790 erschienen war: „Von Faust kannte ich beinahe schon Alles, und eben deswegen hat er doppelt und dreifach auf mich gewirkt. Wie ich vor sechszehn Jahren fühlte, und wie ich jetzt fühle, das wurde eins." Düntzer ist der Ansicht, daß bei der Raschheit, mit welcher Göthe's dichterische Kraft sich damals ergoß, es kaum zu bezweifeln sei, daß er die Scenen mit Gretchen in ein Paar Tagen hingeworfen habe, vielleicht gerade zu der Zeit, wo das Verhältniß mit Lili leidenschaftlich zu werden begann. Nach seiner Uebersiedelung nach Weimar wurde der Faust vom Egmont verdrängt; erst ums Jahr 1780 scheint der Dichter, wahrscheinlich durch die Iphigenie dazu angeregt, an dem frühesten Bruchstücke des zweiten Theils, der Helena, zu der er ebenfalls Stoff und Grundlage in dem Faustbuche und dem Puppenspiele gefunden, gearbeitet zu haben. Auch das Manuscript des Faust ging, wie wir wissen, mit nach Italien; am 11. August 1787 schreibt Göthe von Rom aus an Herder: „Faust soll auf seinem Mantel als

Courier meine Ankunft melden.“ Im März 1788 berichtet er, daß er hoffe, den Faden zu ihm wiedergefunden zu haben, auch habe er eine neue Scene ausgeführt, die ihm, wenn er das Papier räuchere, Niemand aus den alten herausfinden solle. Diese Scene ist wohl die in der Hexenküche, welche Göthe, wie er später Eckermann erzählte, in dem Garten der Villa Borghese gedichtet hat, also den romantischen, verwirrenden Zauberspuck mitten unter den Eindrücken der Klarheit und Reinheit der classischen Kunst. In der im Jahre 1790 erschienenen Ausgabe des Werkes findet sich der erste Monolog des Faust, sein Gespräch mit Wagner, ein Theil der zweiten Scene zwischen Faust und Mephistopheles, dessen Monolog und Gespräch mit dem Schüler, sowie die folgende Unterredung mit Faust und die Reihe von Scenen, die sich auf Gretchen beziehen, bis zu derjenigen im Dome; indessen fehlt die Scene, in welcher Valentin auftritt, noch ganz. Auch hatte die Scene zwischen Faust und Mephistopheles im Walde eine andere Stelle, nämlich vor dem Liede „Ach neige, du Schmerzenreiche.“ Auch für den Faust war des Dichters Verbindung mit Schiller höchst fruchtbringend. Er bittet diesen, als er der Dichtung wieder sein Interesse zuwendete, ihm die Forderungen, die er an das Ganze mache, vorzulegen und so ihm seine eignen Träume als ein wahrer Prophet zu erzählen und zu deuten. Und so wurde in der Folge die Idee des Stückes und ihre Ausführung häufig der Gegenstand schriftlichen und mündlichen Verkehrs. In diesem Zeitraum entstanden die Zueignung, das Vorspiel auf dem Theater, der Prolog und andere Stücke der Tragödie des ersten, sowie des zweiten Theils. Aber erst drei Jahre nach Schiller's Tod erschien der erste Theil des Faust im Druck. Nach langem Zwischenraume, im Jahre 1824, nahm Göthe die Faustdichtung wieder auf, um sie zu Ende zu führen; indessen rückte er nur langsam vor, die rasche Productionskraft war nicht mehr vorhanden. „Jetzt kann ich,“ schreibt er, „nur in den frühen Stunden des Tages an meinem Fauste arbeiten, wo ich mich vom Schlafe erquickt und gestärkt fühle und die Fratzen des täglichen Lebens mich noch nicht verwirrt haben.

Und doch, was ist es, das ich ausführe! Im allerglücklichsten Falle eine geschriebene Seite, in der Regel aber nur so viel, als man auf den Raum einer Handbreit schreiben könnte, und oft, bei unproductiver Stimmung noch weniger." Deshalb waren seine Zweifel, ob er das Werk auch zu Ende führen werde, um so mehr gerechtfertigt: „es wäre doch toll genug", schreibt er einmal, „wenn ich es erlebte, den Faust zu vollenden." Doch war die Dichtung noch vor seinem dreiundachtzigsten Geburtstage, wie er es gewünscht und sich fest vorgenommen, abgeschlossen und eingesiegelt; aber erst nach seinem Tode erschien dieselbe im Drucke.

Daß die lange Reihe von Jahren, während welcher Göthe am Faust gedichtet hat, und die in ihnen allmählich sich umgestaltende Weltanschauung eine Ausführung der Idee in Einem Geiste noch weniger zuließ, als eine gleichmäßige äußere Form, ist leicht ersichtlich. Daher hat man in den aus verschiedenen Zeiten herstammenden Partien des ersten Theils schon Ungleichheiten gefunden, besonders aber den zweiten Theil als etwas ganz Heterogenes ihm gegenübergestellt, ja man hat geradezu behauptet, es sei das innere Wesen des ersten Theils der Dichtung, ein Fragment zu bleiben. Der Faust ist ursprünglich eines von den Sujets, in welchen der Dichter zu jener Zeit, als ihm eine unerschöpfliche Productionskraft zu Gebote stand, das stolze Selbstbewußtsein einer kräftigen und strebenden Mannjugend mit kühnem Muthe aussprach. Er ist aus demselben Geiste, wie der Prometheus geboren, nur daß es in ihm das Gebiet der Wissenschaft ist, auf welchem der Held, das Ebenbild des titanisch-trotzigen Dichters, die Schranken des menschlichen Erkennens kühn überfliegen, oder mit gefaßtem Muthe zu Grunde gehen will. Aber wie der Dichter für das Thema des Prometheus, welcher in dem Sturm und Drang der Jugend empfangen war, in seinem höheren Alter einen versöhnenden Abschluß in der Pandora zu geben beabsichtigte, so hat er dem Faust in der spätesten Epoche seines Lebens einen solchen wirklich gegeben, nachdem er ihn schon in den Man-

nesjahren durch einzelne, dem Urstocke zugefügte Scenen eingeleitet hatte. Uebrigens weitete sich das ursprüngliche Thema, die Darstellung jenes Titanismus, der auf dem Gebiete menschlichen Erkennens die Schranken zersprengen und zur Gottgleichheit emporstreben will, schon gleich anfänglich aus, indem sich zu dem unbefriedigten Streben des Helden, zu dem Bewußtsein der Nichtigkeit alles menschlichen Wissens das stürmische Erfassen und Genießen der Freuden und Leiden der Welt gesellte. Ob aber auch in Faust eine edle Seele lebt, die für das Hohe und Wahre zu glühen nicht aufhört, ob derselbe auch im Taumel der Genüsse nie sich ganz zu verlieren sicher ist, so offenbart sich doch in seinem Auflehnen gegen die Weltordnung und in dem gleichzeitigen Hingeben an die Sinnlichkeit sein völliger Abfall von Gott. Doch bleibt das Böse nicht absolut Herr auch über den Abgefallenen; der Funke göttlichen Lichtes, der in seinem Herzen verschüttet war, kann, wiederauflebend, ihm zur Leuchte werden, die ihn auf den rechten Weg zurück führt, sodaß er durch ernstliche Buße und in rastloser Thätigkeit für alles Gute und Menschenbeglückende der Versöhnung in sich selber und der Gnade des Himmels theilhaftig wird. Dies ist die Grundidee des Göthe'schen Faust, dessen erster Theil uns bis zu dem größten Zwiespalt des Helden mit sich selber, aber auch schon zum Anfang seiner Buße führt, während im zweiten seine Versöhnung in sich und seine Gnade bei Gott zur Darstellung kommt.

Bei der näheren Betrachtung des Dichtwerkes, zu der wir nunmehr übergehen, beschäftigen wir uns besonders mit dem ersten Theile desselben, als dem bei weitem bedeutenderen, und begnügen uns, von dem zweiten Theil nur den Entwickelungsgang kurz anzugeben, indem wir für ein näheres Eingehen in die Dichtung auf die Commentare zum Faust, vornehmlich auf die von Weiße und Düntzer verweisen.

Erster Theil des Faust.

Als im Jahre 1790 Faust als Fragment erschien, urtheilte Friedrich Schlegel in seiner im Allgemeinen günstigen Kritik über denselben, es herrsche in ihm kein Hauptton, keine Manier, keine allgemeine Norm, nach der sich der einzelne Gedanke fügen und umbilden müsse; nur das Eine Gesetz scheine sich der Dichter gemacht zu haben, dem freiesten Gange seines Geistes zu folgen. Das bis in sein tiefstes Innere aufgeregte Gemüth des Dichters strömte in dem vollen Strome einer reinen Naturpoesie hervor, und spottete alles Zwanges äußerer Regeln. Daher finden wir in dem Faust auch nicht die dramatischen Gesetze, wie im Egmont in der Iphigenie und im Tasso, ja nicht einmal wie im Götz, beobachtet. Ihm fehlt die Eintheilung in Acte gänzlich, Scene reiht sich an Scene, rein lyrische Gedichte nehmen die Stelle besonderer Scenen ein, ja sogar ein der eigentlichen Tragödie fremder Bestandtheil, der Walpurgisnachtstraum, ist als Intermezzo eingeschoben, sodaß allerdings die tiefste Tragödie Göthe's zugleich auch als die formloseste erscheint. Auch in der Diction finden wir keine durchgängige Einheit, in der Anwendung der Reimverse aber, in denen Hans Sachs so häufig gedichtet hat, eine Eigenthümlichkeit, die nur wenige dramatische Gedichte unserer neueren Literatur mit dem Fauste theilen. Diese Reimverse jedoch, die uns so eigenthümlich anheimeln, geben der Dichtung einen ächt deutschen Charakter; wie aus der derben Volkssprache des Götz, so weht uns aus ihnen der deutsche Geist erfrischend entgegen.

Die eigentliche Tragödie wird durch drei verschiedene Einleitungen eröffnet, welche, jede in ihrer Weise, auf dieselbe hindeuten, durch die „Zueignung", das „Vorspiel auf dem Theater" und den „Prolog im Himmel". Die Zueignung wurde gedichtet, als Göthe im Jahre 1797 nach langer Unterbrechung den Faust wieder aufnahm, um ihn zu Ende zu führen. Als die „schwankenden Gestalten" sich ihm wieder nahten, um

von ihm in der Dichtung festgehalten zu werden, ergriff ihn bei ihrem Erscheinen die Erinnerung an die Jugendzeit, an ihre Liebe und ihre Freundschaft, und der Schmerz um die, welche schon vor ihm „hinweggeschwunden". Der Ton der Wehmuth löst sich in ein Sehnen nach dem Geisterreiche seiner Poesie auf, zu dem sein weich und mild gewordenes Herz nun doppelt mächtig hingezogen wird.

Das Vorspiel auf dem Theater soll des Dichters Verhältniß zum Publikum in Beziehung auf sein Werk näher bezeichnen. Es bringt die verschiedenen Forderungen zur Anschauung, welche von dem Theaterdirector, der lustigen Person, als welche der Schauspieler auftritt, und von dem Dichter an die dramatische Poesie gestellt werden. In den treffendsten Zügen wird von dem Theaterdirector das Publikum geschildert, wie es bei einem Kassenstücke sich zur Bude drängt,

Und mit gewaltig wiederholten Wehen
Sich durch die enge Gnadenpforte zwängt. —
Sie sitzen schon mit hohen Augenbraunen
Gelassen da, und möchten gern erstaunen.

Auch kennt der Geschäftsmann den Geschmack desselben und räth dem Dichter, nicht Prospecte noch Maschinen zu schonen, in dem engen Bretterhause den ganzen Kreis der Schöpfung auszubreiten, und mit bedächtiger Schnelle vom Himmel durch die Welt zur Hölle zu wandeln. Der Schauspieler seinerseits wünscht sich einen großen Kreis, um ihn desto gewisser zu erschüttern. Er will ein Stück, in dem alle Gefühle aufgeregt werden, in dem Phantasie mit allen ihren Chören, Verstand, Vernunft und Leidenschaft, jedoch nicht ohne Narrheit spielen.

In bunten Bildern wenig Klarheit,
Viel Irrthum und ein Fünkchen Wahrheit,
So wird der beste Trank gebraut,
Der alle Welt erquickt und auferbaut.
Dann sammelt sich der Jugend schönste Blüthe
Vor eurem Spiel und lauscht der Offenbarung,
Dann sauget jedes zärtliche Gemüthe
Aus eurem Werk sich melanchol'sche Nahrung.
Dann wird bald dies bald jenes aufgeregt,
Ein jeder sieht, was er im Herzen trägt.

Auf der andern Seite aber hat Göthe Gelegenheit, in dem Vorspiele „des Menschen Kraft, in dem Dichter offenbart“, in Worten, wie sie schöner über die Weihe der Poesie nie ausgesprochen worden sind, zu verherrlichen.

Mit dem „Prolog im Himmel“, dessen Idee der Dichter aus dem ersten Capitel des Buches Hiob entlehnt hat, nähern wir uns der Handlung der Tragödie; in ihm wird zum erstenmale unser Interesse auf den Helden der Dichtung gerichtet, und wir begegnen schon Mephistopheles, dem nachmaligen Gefährten desselben. So mißlich es für den Dichter ist, die Erhabenheit Gottes, der hier von den himmlischen Heerschaaren umgeben erscheint, durch Verkörperung in's Irdische herabzuziehen, so ist doch Göthe in seiner Darstellung desselben von allem Anstößigen ferne geblieben. „Der Herr erscheint bei ihm“, sagt Düntzer, „in jener erhabenen und leidenschaftlosen Ruhe, in welcher sich das Gefühl seiner abgeschlossenen, durch nichts zu störenden Allheit ausspricht, wobei er freilich, sollte er nicht zu einer leblosen Abstraction werden, ganz in menschlicher Weise reden mußte, in dem nur etwas veredelten Tone, welchen der von Göthe früher viel gelesene Hans Sachs den göttlichen Personen beilegt.“ Die Verherrlichung Gottes durch die drei Erzengel, mit welcher die Scene anhebt, sucht an Erhabenheit und Schwung ihres Gleichen in der Poesie aller Völker. In die Herrlichkeit und in den Glanz des Himmels, wo die Engel dem Herrn dienen, ist auch Mephistopheles eingetreten. Er kommt von der Erde, und findet es daselbst, wie immer, herzlich schlecht; er kann nur die Menschen bedauern, sodaß er sie sogar nicht mehr plagen mag. Da erinnert ihn der Herr an Faust, seinen Knecht, und als Mephistopheles glaubt, diesen noch von seinem edlen Streben abführen zu können, erlaubt er demselben, ihn, der in dem dunklen Drange sich des rechten Weges wohl bewußt sei, versuchen zu dürfen:

Du darfst auch da nur frei erscheinen;
Ich habe deines Gleichen nie gehaßt.
Von allen Geistern, die verneinen,
Ist mir der Schalk am wenigsten zur Last.

Des Menschen Thätigkeit kann allzuleicht erschlaffen,
Er liebt sich bald die unbedingte Ruh';
Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,
Der reizt und wirkt, und muß, als Teufel, schaffen.

Indem der Herr die Thätigkeit des verneinenden Geistes, des Schalkes, der die Menschen zu berücken geschäftig ist, und somit die Einwirkung des Bösen auf Erden zugibt, zwingt er dieses zugleich, ihm zu dienen; erst durch den Kampf mit der Versuchung wird der Mensch zur gottgefälligen Sittenreinheit geläutert. Aber dem Bösen gegenüber, dessen Thätigkeit er nicht beschränkt, sendet der Herr auch die Engel aus, die ächten Göttersöhne, um das Reich des Guten durch Schaffen, durch hülfreiche und schützende Liebe zu mehren.

Die Tragödie selbst beginnt mit einer Scenenreihe, welche ein Ganzes bildend, unser Interesse ausschließlich auf den Helden der Dichtung richtet. Ihrem Wesen nach ist diese erste Partie des Werkes fast mehr lyrischer als dramatischer Natur. Faust offenbart in tief aus dem Innern hervorströmenden Ergüssen die wechselnden Gefühle, die ihn bestürmen. Er ist, wenn auch als ein Mann von reiferen Jahren dargestellt, seinem Wesen nach noch ein Jüngling, ein treues Bild des in seinem Jugendmuthe strebenden und in seinem Streben unbefriedigten Dichters. In die Handlung selbst hat Göthe einzelne Züge aus der Faustsage in veredelter Gestalt aufgenommen, wie gleich zu Anfang die Beschwörung des Erdgeistes durch Faust. Zuerst finden wir den Helden der Tragödie in einem hochgewölbten gothischen Zimmer, unruhig am Pulte sitzend. Der erste Erguß seines Inneren ist der Ausdruck der Uebersättigung an den Wissenschaften, die ihm alle Freude entrissen, die ihm nicht Beruhigung und dauernde Zufriedenheit hat gewähren können. Darum hat er sich auch der Magie ergeben, damit er „durch Geistes Kraft und Mund erkenne, was die Welt im Innersten zusammenhält, und alle Wirkungskraft und Samen schaue." Sein Ueberdruß an der todten Wissenschaft und sein Verlangen nach der lebenvollen, Herz und

Sinn erhebenden Natur hat den schönsten Ausdruck in den seelenvollen Worten gefunden:

O sähst du, voller Mondenschein,
Zum letztenmal auf meine Pein,
Den ich so manche Mitternacht
An diesem Pult herangewacht:
Dann über Büchern und Papier,
Trübsel'ger Freund, erschienst du mir!
Ach! könnt' ich doch auf Bergeshöh'n
In deinem lieben Lichte gehn,
Um Bergeshöhle mit Geistern schweben,
Auf Wiesen in deinem Dämmer weben,
Von allem Wissensqualm entladen
In deinem Thau gesund mich baden!

Das Gefühl, daß der Mensch zum Genusse der lebendigen Natur, „da Gott die Menschen schuf hinein", geboren sei, treibt ihn nun an, seiner engen Haft zu entrinnen. Aber ihm, dem idealen Forscher, ist es nicht genug, die Natur zu genießen, er will auch Einsicht in ihr Wesen gewinnen, und diese soll ihm des Nostradamus geheimnißvolles Buch gewähren. Dies Buch, von ähnlichem Charakter, wie diejenigen, welchen der Dichter selbst eine Zeitlang sein Studium zugewendet hatte, soll ihn der Sterne Lauf erkennen, und wenn Natur ihn unterweise, die Seelenkraft aufgehen lassen, wie ein Geist zum andern spreche. Er ruft daher jetzt schon die Geister an, die ihm das Zeichen des Makrokosmus enthüllen sollen. Beim Anschauen dieses Zeichens, welches ihm die Wirksamkeit der Natur im Großen, die geheime Beziehung und Verkettung des Geistigen und Körperlichen aufthun soll, fühlt er schon, wie das innere Toben sich stillt und das arme Herz mit Freude erfüllt wird; er sieht „die Himmelskräfte auf und niedersteigen, und sich die goldnen Eimer reichen, und mit segenduftenden Schwingen vom Himmel durch die Erde dringen." Aber er vermag nicht, das lebendige Wirken der Kräfte im Weltall festzuhalten, das schöne Schauspiel kann ihm eben nur ein Schauspiel sein. Ganz anders empfindet er, als er das Zeichen des Erdgeistes erblickt; diesem fühlt er sich verwandter; sein ganzes Wesen wird mächtig erregt, er glühet, wie von neuem

Wein. Noch kämpfen in ihm, als er das geheimnißvolle Wehen des Nahenden verspürt, das Grauen und der Drang nach Erkenntniß; aber es siegt die Hoffnung, nun am Ziele seiner sehnsüchtigen Wünsche zu stehen und das Wesen der Natur unverhüllt zu erblicken:

Zu neuen Gefühlen
All' meine Sinne sich erwühlen!
Ich fühle ganz mein Herz dir hingegeben!
Du mußt! du mußt! und kostet' es mein Leben.

Von der Erscheinung des Erdgeistes überwältigt, wendet Faust das Gesicht von ihm ab; doch als er, sich wieder ermannend, demselben sich gleichstellt, als er ihm, der in Lebensfluthen, im Thatensturm auf- und abwallt, der am sausenden Webstuhl der Zeit schaffend, der Gottheit lebendiges Kleid wirkt, sich so nahe fühlt, da wird der Augenblick seines stolzesten Glückes ihm zum Momente demüthigender Enttäuschung. Indem er die Worte des Erdgeistes vernimmt, daß er dem Geiste, den er begreife, gleiche, nicht ihm, wird es ihm zur Gewißheit, daß der Mensch nimmermehr das innere Weben der Natur zu ergründen vermöge, und daß auch dem schärfsten Forschergeiste nicht vergönnt sei, durch den Schleier, welcher dasselbe bedeckt, zu schauen. In diesem Momente tiefster Erregung erscheint Wagner, sein Famulus, das Bild des trockenen, pedantischen Gelehrten, welcher geistlos Kenntnisse auf Kenntnisse sammelt, ohne sie in seinem Inneren zu fruchtbringendem Leben erwecken zu können. Er ist daher der reine Gegensatz zu Faust, der überall nicht die äußere Schale, sondern den Kern der Dinge erfassen und durch sein Wissen zum unmittelbaren Anschauen der Wahrheit gelangen will. In diesem Gegensatze der Anschauungen bewegt sich auch das kurze, aber höchst inhaltreiche Gespräch zwischen Faust und Wagner, nach dessen Entfernung jener in die Worte ausbricht, welche treffend den geistlosen Pedanten charakterisiren:

Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet,
Der immerfort an schalem Zeuge klebt.
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt,
Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet.

Die Erscheinung des Erdgeistes hatte Faust niedergeschmettert; er empfindet tief die Ohnmacht der menschlichen Natur; aber doppelt mächtig ist mit dem Gefühle der Nichtigkeit irdischen Wissens nach dem Erschauen des elementaren Geistes auch das Verlangen erwacht, das Wesen der Dinge zu ergründen. Er faßt, in seinem Stolze als Mensch gebeugt, den Entschluß, diesem Leben, das ihm sein Verlangen nicht stillen kann, entschlossen den Rücken zuzuwenden, er besiegt alles Grauen und jeden Zweifel, welche den Blick in das Dunkel des Todes begleiten:

Hier ist es Zeit durch Thaten zu beweisen,
Daß Manneswürde nicht der Götterhöhe weicht,
Vor jener dunkeln Höhle nicht zu beben,
In der sich Phantasie zu eigner Qual verdammt,
Nach jenem Durchgang hinzustreben,
Um dessen engen Mund die ganze Hölle flammt;
Zu diesem Schritt sich heiter zu entschließen
Und, wär' es mit Gefahr, ins Nichts dahin zu fließen.

Aber als er schon im Begriffe steht, den Gifttrank zu nehmen, ziehen die feierlichen Töne der Glocken und die heiligen Gesänge, die den Ostermorgen verkünden, das Glas von seinem Munde. Die Erinnerung an die Jugend, in welcher ihn das beseligende Gefühl kindlichen Glaubens erfüllt hatte, zeigt sich als die Macht, die ihn von dem letzten ernsten Schritt zurückhält. Die Töne der süßen Himmelslieder, des Leben und Seligkeit verheißenden „Christ ist erstanden", lösen sein Herz in Wehmuth und Rührung auf und geben ihn dem irdischen Dasein zurück:

O, tönet fort, ihr süßen Himmelslieder!
Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!

Aus dieser tiefernsten Situation, in welcher in der Stille der Nacht Todesgedanken Faust's unbefriedigtes Herz erfüllten, und die Morgenfeier des Auferstehungsfestes ihn dem Leben wiedergab, führt uns der Dichter in das bunte Treiben eines Osterfeiertags, wo frisches Leben und heitere Lebenslust uns überall entgegen kommen. Wenn wir in den vorigen Scenen das Element einer höheren Lyrik in den Monologen Faust's hervor-

treten sahen, so sind wir jetzt mitten in die Bewegung und den Wechsel der Dramatik versetzt. Bilder reihen sich schnell vorüberfliegend an Bilder, aber ihre wenigen Striche sind so fest und sicher, daß uns aus ihnen das unmittelbarste Leben überraschend entgegentritt. Die Scene spielt vor dem Thore der Stadt, die mit ihrer Umgebung an Frankfurt erinnert. Spaziergänger aller Art füllen den belebten Ort, Handwerksbursche, Dienstmädchen, Schüler, Bürgermädchen, Bürger, Bettler und Soldaten treten auf, und drücken in den wenigen Worten, welche ihnen in den Mund gelegt sind, ganz den Charakter der individuellen Sinnes- und Handlungsweise dieser Volksklassen aus. In dieses bunte Volksgewimmel tritt auch Faust mit seinem Famulus Wagner ein. Er fühlt sich in der zum Leben erwachenden Natur gestärkt und bewegt; er sieht mit Theilnahme aus der düsteren Stadt, „aus der Straßen quetschender Enge" die frohen Menschen hervoreilen, die den belebenden Blick des Frühlings auf den vom Schnee befreiten Fluren genießen wollen; er naht sich dem fröhlichen Getümmel des Dorfes, dem wahren Himmel des Volks, wo Groß und Klein in seiner Beschränktheit zufrieden jauchzt:

Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!

Die Theilnahme an diesem ländlichen Feste soll jedoch Faust abermals an die Unzulänglichkeit menschlichen Wissens erinnern. Indem er sich naht, dankt ihm das Volk als dem Helfer während der schrecklichen Pest, welche vor Jahren die Gegend heimgesucht hatte; er aber, der überall nur den sicheren Erfolg, die ganze Wahrheit anerkannt, gesteht sich selber, daß er mit seinem Vater durch seine alchymistischen Mittel weit schlimmer, als die Pest gehaust habe. Doch sollen ihm Zweifel und Trübsinn das schöne Gut dieser Stunden nicht verkümmern; im Anschauen des herrlichen Sonnenuntergangs erhebt sich seine Seele, und der Flug seines Geistes trägt ihn hoch empor, der Königin des Himmels nach. Aber mit ihrem Verschwinden zerrinnt auch sein schöner

Traum, und ihm bleibt nur das Gefühl jener ahnungsvollen Sehnsucht zurück, die uns so oft in der Stille der Natur aufwärts und in die Ferne zieht:

Doch ist es jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt,
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt,
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimath strebt.

Und als Faust seinem Famulus, der dagegen die Geistesfreuden preist, welche uns von Buch zu Buch, von Blatt zu Blatt tragen, welche Winternächte verschönen und mit seligem Leben alle Glieder wärmen, mit jenen Worten erwiedert, in denen sich sein innerstes Wesen ausspricht, der ideale Drang, der ihn aufwärts hebt, und seine Lust an der Wirklichkeit, die ihn an die Erde fesselt:

Du bist dir nur des einen Triebs bewußt,
O lerne nie den andern kennen!
Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen,
Die eine hält, in derber Liebeslust
Sich an der Welt, mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen,

als er seinen sehnlichen Wunsch, die Weiten der Welt durchfliegen zu können, in die Worte legt:

Ja, wäre nur ein Zaubermantel mein,
Und trüg' mich fort in fremde Länder,
Mir sollt' er um die köstlichsten Gewänder,
Nicht feil um einen Königsmantel sein:

da naht ihm der Versucher, welcher ihn später, seines Winks gewärtig, mit Hülfe seiner Zauberkünste durch die Länder führt. Er umkreist ihn in Gestalt eines Pudels, und begleitet ihn zurück in seine Wohnung.

Hier, in stiller Abgeschiedenheit erfaßt Faust wieder jene ernste Stimmung der Seele, die sich auf das Uebersinnliche richtet:

Verlassen hab ich Feld und Auen,
Die eine tiefe Nacht bedeckt,
Mit ahnungsvollem heil'gem Grauen
In uns die beff're Seele weckt.
Entschlafen sind nun wilde Triebe,
Mit jedem ungestümen Thun;
Es reget sich die Menschenliebe,
Die Liebe Gottes regt sich nun.

Ach, wenn in unsrer engen Zelle
Die Lampe freundlich wieder brennt,
Dann wird's in unserm Busen helle,
Im Herzen, das sich selber kennt.
Vernunft fängt wieder an zu sprechen,
Und Hoffnung wieder an zu blühn;
Man sehnt sich nach des Lebens Bächen,
Ach! nach des Lebens Quelle hin.

Er sehnt sich nach der Offenbarung, und schickt sich an, das heilige Original in „sein geliebtes Deutsch" zu übertragen. Der Dichter hat für diese Uebersetzung die schwierige Stelle am Anfang des Evangeliums Johannes gewählt, und läßt Faust den Begriff des vielgedeuteten Logos schließlich durch „That" wiedergeben, durch einen Begriff, der ihm, welcher das Wort so gering und die Thatkraft so hoch anschlug, vor allem andern zusagen mußte.

Es folgt nun die Beschwörungsscene, die ganz den mittelalterlich-magischen Charakter an sich trägt. Durch den „Schlüssel Salamonis", einem Büchlein, das wahrscheinlich von cabbalistischen Juden verfertigt worden ist, sucht Faust den während seiner Beschäftigung mit der heiligen Schrift unruhig gewordenen Höllengeist zu bannen. Er bedient sich zuerst vergeblich gegen das gespenstische Thier des Spruches der Viere, gegen die vier Arten der Geister, gegen die Salamander, Feuergeister, gegen die Undenen, Wassergeister, gegen Sylphen und Kobolde, Luft- und Erdgeister. Da auch eine stärkere Beschwörung nichts fruchtet, hält er dem Thiere, das er nun als einen Höllengeist erkennen muß, den Namen Christi vor, und zwingt denselben, aus seiner Pudelgestalt hervorzutreten. Mephistopheles erscheint als ein fahrender Scholast. Im Prologe im Himmel haben wir diesen als den verneinenden Geist, und näher als den Schalk, der die Menschen versucht, kennen gelernt. Hier aber tritt er

noch keineswegs als der Verführer auf; er ist vielmehr dem idealen Streben Faust's gegenüber ebenfalls nur Theoretiker. Bis jetzt kennen wir diesen nur als den reinen Menschen, über welchen das Böse blos als Versuchung gekommen war; der Rest von Religion, der ihm noch geblieben war, hatte in ihm, der mit seinem starken und feurigen Geiste die Grenzen der menschlichen Natur überfliegen, und der nach dem Mißlingen dieses Versuches, in seinem Stolze als Mensch gebeugt, sein Leben selber verkürzen wollte, den Sieg errungen über die auf ihn einstürmende Versuchung; er war von der bösen That noch unberührt geblieben. In unserer Scene zeigt sich Faust als ein Forscher in der Schrift, er sucht in ihr Beruhigung und Frieden, wenn auch das böse Princip, in dem Pudel dargestellt, stets geschäftig ist, seine Aufmerksamkeit von dem Worte Gottes abzulenken, und Zweifel bei seiner Uebersetzung in ihm aufsteigen zu lassen. Aber er siegt über dasselbe, es kommt ihm zum klaren Bewußtsein, er weiß es sich entgegenzustellen, und in seiner wahren Gestalt zu erkennen. Mephistopheles ist hier noch ein ganz Anderer, als er sich später erweist, nachdem Faust den Vertrag mit ihm abgeschlossen, und sich in seine Macht begeben hat. Er erscheint hier als der Geist, der stets verneint, sein Grundcharakter ist noch in dem philosophischen Unterschied zwischen Licht und Finsterniß, zwischen Gut und Böse begründet; er offenbart sich mehr als ein allgemeines Wesen, und ist noch nicht als der Einschläferer der Vernunft, als der Erreger trüber Leidenschaft, als der frivole Leichtsinn dargestellt, der die Verhältnisse des Lebens von ihrer sinnlich angenehmen Seite zeigt, und überall Gelegenheit sucht, vom Pfade des Rechten abzuführen. Daher erscheint er später als ein leichtfertiger Junker, der die Welt gründlich hat kennen gelernt, während er hier als ein fahrender Schüler auftritt, der die Hauptfragen der Zeitphilosophie, die sich auf Weltschöpfung und Weltgestaltung beziehen, mit der Schilderung seines Wesens in Beziehung bringt:

Ich bin der Geist, der stets verneint!
Und das mit Recht; denn alles, was entsteht,
Ist werth, daß es zu Grunde geht;
Drum besser wär's, daß nichts entstünde.
So ist denn alles, was ihr Sünde,
Zerstörung, kurz das Böse nennt,
Mein eigentliches Element. —
Bescheidne Wahrheit sprech' ich dir.
Wenn sich der Mensch, die kleine Narrenwelt,
Gewöhnlich für ein Ganzes hält;
Ich bin ein Theil des Theils, der Anfangs alles war;
Ein Theil der Finsterniß, die sich das Licht gebar,
Das stolze Licht, das nun der Mutter Nacht
Den alten Rang, den Raum ihr streitig macht.

Mephistopheles ist in der Gewalt des Faust; er kann ohne seinen Willen nicht aus dem Zimmer; aber aus der Ironie, mit welcher er sich als seinen Gefangenen bekennt, ergibt sich die Macht, die er schon über ihn gewonnen hat, und als es ihm gelingt, denselben mit anmuthig sinnlichen Phantasiegebilden zu beschäftigen, mit dem „Gesange der Geister", in welchem Faust's erste unbestimmte Lust an den Weltfreuden poetisch dargestellt ist, entrinnt er der Kraft des Bewußtseins, die ihn vorher gebannt hatte, und die, nun eingeschläfert, ihre Energie verloren hat.

In der Zeichnung des Mephistopheles hat Göthe die höchste Aufgabe gelöst, welche man für die Kunst der poetischen Darstellung aufstellen kann; er hat den Begriff des Bösen in seinem ganzen Umfang in eine Individualität, in eine menschliche Gestalt verkörpert, welche ebensowohl das von nun an immer mehr hervortretende diabolische, das höllische Element, wie es der Volksglaube dem Teufel zuschreibt, als auch das Böse in der menschlichen Natur zur Erscheinung bringt; Mephistopheles ist Teufel und menschliche Individualität zugleich. Sein Wesen ist zu verneinen, sein eigentliches Element ist das Zerstören. In der eben besprochenen Scene hat Mephistopheles, um den Faust um so sicherer in seine Gewalt zu bekommen, meist nur in der Form theoretischer Philosophie das Verneinende seines Wesens ausgesprochen. So kehrt er auch in der Folge in seinen Reden mit einer scharfen Ironie die schlimme Seite der Dinge hervor,

und hält diese der mit Wärme ausgesprochenen idealen Ansicht Faust's entgegen. In dieser nüchternen und scharfen Ironie ist er oft in seinem Urtheile wahr. Wenn ihm jene Idealität in ihrer Maßlosigkeit, oder wenn ihm überhaupt verkehrte Zustände entgegentreten, behält er Recht, sodaß wir seiner Rede vollkommen beipflichten müssen. Erst da, wo er selbst in seiner Ironie schrankenlos wird, beginnt sein Unrecht. Aber neben diesem kalten Hohn des Wortes ist Mephistopheles auch thätig, und hierin zeigt sich im Verlauf der Dichtung seine ganze diabolische Natur, welche den Menschen vom Wege des Reinen wegzuführen stets geschäftig ist. Zwar zeigt er in seiner äußeren Erscheinung sich als ein leichtfertiger Junker, den nach Rosenkranz Worten die Cultur des Jahrhunderts beleckt hat, nur das Hinken am linken Fuße und die sarkastische Miene, mit der er überall, wie Gretchen sagt, so spöttisch drein sieht, sind als die äußeren Zeichen des Teufels geblieben. Aber in seinen Handlungen erweist er sich immer mehr als Teufel; nachdem er, wie derselbe Kritiker bemerkt, als fahrender Schüler sich als der Theoretiker des Bösen, dem Schüler gegenüber als hämischer Satyriker, in Auerbachs Keller als Taschenspieler, in der Hexenküche als Hexenmeister, später als Schatzgräber, und dann als Lügner, Kuppler und Raufer, der blutige Händel sucht, sich offenbart, und so im Laufe der Handlung die diabolische Natur immer mehr hervorgekehrt hat, zeigt er sich in der Brockenscene als der Fürst des Bösen in seiner höllischen Glorie. Faust gegenüber erscheint er als der Verführer, der ihn „seine Straße sachte führt" und ihn dem Abgrund immer näher zieht, aber nach der vollbrachten sündhaften That sich ihm wie die Sünde selbst in ihrer nackten Blöße zeigt. In dieser Beziehung ist er als Eine Person mit Faust aufzufassen; je mehr aber dieser den Menschen in seiner Allgemeinheit darstellt, um so mehr erscheint auch Mephistopheles als die dunkle Seite im Menschen überhaupt, welche der Dichter, zu einer Person verkörpert heraus- und der idealen, dem Höheren zugewendeten Seite gegenübergestellt hat. Gemäß dieser Doppel-

natur des Mephistopheles ist es aber für die mimische Darstellung desselben nothwendig, daß er nicht blos als der Teufel der Volkssage, wenn auch gemildert, aufgefaßt wird, ebensowenig aber als der bloße Doppelgänger des Faust, wodurch seine individuelle Lebendigkeit ganz verflüchtigt würde, sondern seine Darstellung muß, wie Rötscher sagt, ebenso beweglich und mannichfach sein, als das poetische Gebilde es ist. „Sie fordert also nichts geringeres, als die Reproduction dessen, was die Poesie geleistet hat, nämlich die Durchdringung des individuell Menschlichen und schlechthin Bösen, das, wenn es auch in eine besondere menschliche Gestalt eingeht, und in eine menschliche Maske schlüpft, dennoch deshalb nicht aufhört, das selbstbewußte Böse zu sein, welches also gewissermaßen immer über der Maske steht, die es angenommen hat."

Die folgende Scene enthält den förmlichen Vertrag des Faust mit Mephistopheles und seine Verschreibung an ihn. Mephistopheles erscheint diesmal als Junker, zuversichtlich und mit keckem Humor. Faust selbst befindet sich in einer ähnlichen Stimmung, wie in den ersten Scenen, nur daß die Berührung mit dem Bösen sich in der ungeduldigen Hast, in dem Verfluchen alles dessen kund gibt, was dem Menschen Freude, Trost und Erhebung gewährt; jene Idealität des Strebens ist schon mehr und mehr verschwunden, und der Bruch mit der Welt und ihrem Schöpfer tiefer geworden. Dem Mephistopheles wird es daher leicht, ein so unbefriedigtes Gemüth, das alles Hohe in den Staub gezogen, und jeden edleren Genuß des Lebens verflucht hat, zu überreden, sich in das Gewühl der Welt zu stürzen, und in den Tiefen der Sinnlichkeit die glühende Leidenschaft zu stillen. Es ist dies jener Umschlag von der idealen Höhe herab in den verzehrenden Genuß der Welt, welcher öfter schon gerade bei großen Geistern stattgefunden hat. Zwar erkennt Faust die Leerheit alles dessen, was ihm Mephistopheles auf dem Wege durch's Leben zu bieten vermag, die Schalheit und Nichtigkeit der Lust, die aus unlauteren Quellen

ihre Nahrung zieht, aber er will mit Bewußtsein, weil er von allem Wissen übersättigt ist, den verzehrenden Taumel des Lebens genießen. Und doch hat er auch hier das ideale Streben noch nicht ganz verloren; er will aus seinem Schmerze den Schmerz der Menschheit kennen lernen, ihr Wohl und Wehe in seinem Busen genießen:

Du hörest ja, von Freud' ist nicht die Rede.
Dem Taumel weih' ich mich, dem schmerzlichsten Genuß,
Verliebtem Haß, erquickendem Verdruß.
Mein Busen, der vom Wissensdrang geheilt ist,
Soll keinen Schmerzen künftig sich verschließen,
Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen,
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh' auf meinen Busen häufen,
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern,
Und, wie sie selbst, am End' auch ich zerscheitern.

Und wie wenig er befürchtet, der Sclave des Vergnügens und seiner Leidenschaft zu werden, wie sehr er sein Selbst sich bewahren will in dem Gewühle des Lebens, wie sehr er überzeugt ist, daß die Welt keine fesselnde Freude für ihn habe, das hat er schon vorher in jenen Worten ausgesprochen, durch welche er den Zeitpunkt bezeichnet, wo er sich dem Mephistopheles überliefern will:

Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
So sei es gleich um mich gethan!
Kannst du mich schmeichelnd je belügen,
Daß ich mir selbst gefallen mag,
Kannst du mich mit Genuß betrügen,
Das sei für mich der letzte Tag!
Werd' ich zum Augenblicke sagen,
Verweile doch! du bist so schön!
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn!
Dann mag die Todtenglocke schallen,
Dann bist du deines Dienstes frei,
Die Uhr mag stehn, der Zeiger fallen,
Es sei die Zeit für mich vorbei!

Doch ehe sich die Beiden anschicken, die Wanderschaft durchs Leben anzutreten, naht ein Schüler, der gekommen war, „um hier außen was rechts zu lernen," und nun von Faust über die

Einrichtung seines Studiums und über das Wesen der verschiedenen Wissenschaften sich belehren lassen will. Mephistopheles übernimmt die Rolle des Faust, und obwohl die Explicationen von dem verneinenden Geiste, der die Kehrseite aller Begriffe und Wesen ausspricht, gegeben sind, so enthalten doch diese berühmt gewordenen ironischen Aussprüche vortreffliche Wahrheiten über die Mängel, welche Theorie, Studium und praktische Anwendung der Facultätswissenschaften an sich tragen.

Aus dem stillen Studierzimmer Faust's führt uns der Dichter in Räume, welche von tobendem Lärm widerhallen, in Auerbachs Keller zu Leipzig. Die Beziehung, welche dieser Ort zu der Faustsage hat, ist bekannt. Es soll nämlich, wie ein altes, sich auf den heutigen Tag noch dort befindliches Bild zeigt, der Schwarzkünstler Faust auf einem Fasse aus demselben herausgeritten sein. Wie in jener Scene vor dem Thore finden wir auch in dieser die trefflichste Zeichnung des unmittelbaren Lebens; vier Zechbrüder, welche alles höheren Strebens bar sind, und nur im sinnlichen Genusse schwelgen, werden in ihrer flachen Burschikosität, in ihrer Lust am Weine, in ihrem Wohlgefallen an nichtssagenden Liedern, in ihrem Abscheu vor allem Ernste des Lebens und in ihrer schließlich ausbrechenden Bestialität geschildert, welche ihren Zorn und ihre Streitlust selbst gegen den richtet, der ihnen durch Spendung ausgesuchter Weine sich gefällig gezeigt hat. Mephistopheles bezeichnet sehr treffend den Charakter dieser Gesellschaft mit den Worten:

Ich muß dich nun vor allen Dingen
In lustige Gesellschaft bringen,
Damit du siehst, wie leicht sich's leben läßt.
Dem Volke hier wird jeder Tag ein Fest.
Mit wenig Witz und viel Behagen
Dreht jeder sich im engen Zirkeltanz,
Wie junge Katzen mit dem Schwanz.
Wenn sie nicht über Kopfweh klagen,
So lang' der Wirth nur weiter borgt,
Sind sie vergnügt und unbesorgt.

Am Schlusse der Scene, nachdem Mephistopheles die trunkenen Gesellen, die auf ihn einstürmen, durch seine Künste ge-

bannt hat, reitet er mit Faust auf einem Fasse aus dem Keller davon.

Aus Auerbachs Keller werden wir in die phantastisch ausgeschmückte Hexenküche versetzt. Mephistopheles bringt den Faust dorthin, um ihn durch einen Zaubertrank sich verjüngen zu lassen. Dieser Zaubertrank soll aber auch die Gluth sinnlicher Liebe in ihm entzünden, und ihn, den die rohe Genußsucht der Zecher unberührt gelassen, in den Schlamm niedriger Sinnlichkeit herabziehen. Uebrigens ist die Darstellung der Hexen zu einer Zeit, wo der Glaube an sie verschwunden war, gerade deshalb auch eine ganz andere, wie diejenige der früheren Zeit. Shakespeare's Hexen im Macbeth sind Verkörperungen des Bösen, sie sind dem Menschen feindlich gesinnte, tückische Wesen; in Göthe's Hexe finden wir nur das Abgeschmackte und Nichtige der Hexennatur, welche keine Wahrheit mehr für uns hat. Außerdem aber hat der Dichter die Scene auch zu Anspielungen auf Zeitverhältnisse benutzt; er hat mit tiefer Ironie in dem Unsinn der Hexenreden die flachen Philosophen, welche ihre erborgte Weisheit in dunkle Floskeln hüllen, gegeißelt, so besonders in dem Hexeneinmaleins, der geflissentlichen Aufhäufung des tollsten Unsinns. Aber Faust, dem es wunderlich bei diesem Aberwitz zu Muth geworden, sieht, während der Zaubertrank für ihn bereitet wird, in einem Spiegel das Bild eines Weibes, das ihn mit unwiderstehlicher Macht anzieht. Die Empfindung für das weibliche Geschlecht ist in ihm erweckt, und Mephistopheles hofft, daß er, mit dem Trank der Hexe im Leibe, bald Helena in jedem Weibe sehen werde. Allerdings entbehrt auch Faust's Liebe zu Gretchen, dessen Charakterbild nun in der Dichtung erscheint, anfänglich aller jener höheren Gefühle, welche eine erste Liebe begleiten; aber darin täuscht sich Mephistopheles, daß er glaubt, diese Liebe werde ihn in Genußsucht versinken lassen. Sie führt ihn zwar in Schuld, aber sie gerade erhebt ihn auch wieder, und wird Anlaß zu seiner Buße und Läuterung.

In den nun folgenden Scenen, die voll der reinsten Natürlichkeit, voll des unmittelbarsten Lebens sind, offenbart sich in ge

drängter Kürze eine Fülle von warmem Gefühle, von glühenden Leidenschaften, von hoher Seligkeit und unergründlichen Schmerzen, und in Gretchen entwickelt sich ein tragischer Charakter, dessen Schicksal bis zum tiefsten Grunde unsere Seele erschüttert und jene Furcht und jenes Mitleiden erweckt, welche das Anschauen jeder wahren Tragödie begleiten müssen. Gretchen trägt als eine dichterische Gestalt aus der Jugendepoche Göthe's, wie alle Frauencharaktere aus derselben, jenen durchgreifenden Zug der Innigkeit und Naivetät an sich, während die Gestalten der späteren Zeit hauptsächlich die höhere Bildung und die aus ihr hervorgehende bewußte Sittlichkeit darstellen, wie die beiden Leonoren, Iphigenie und selbst Dorothea, welche diese Bildung durch ihre Verständigkeit und Besonnenheit ersetzt. Die meiste Aehnlichkeit hat Margarethe mit Clärchen, die durch die Liebe aus der bürgerlichen Beschränktheit hoch über die Schranken ihres Standes erhoben wird. Auch in Gretchen ist die Liebe die Grundlage ihres ganzen Wesens und Handelns, ihr ganzes Selbst geht in der Liebe auf. Aber darin unterscheiden sich wesentlich beide tragische Charaktere, daß Clärchen, frei von Schuldbewußtsein einem freiwilligen dem Tode entgegengeht, als sie den Geliebten unwiederbringlich verloren sieht, während Gretchen, von derselben aufopfernden Liebe erfüllt und getragen, in sich die reinste Tragödie des Weibes zur Darstellung bringt, ihre Unschuld, ihren Fall und ihre Erlösung. Aber welche tiefe Innigkeit hat der Dichter in diese weibliche Seele gelegt, die sich unschuldvoll dem Sonnenstrahle der Liebe geöffnet hat und nun ganz in ihr und durch sie lebt; welche Fülle von Seligkeit strömt aus dem reinen Herzen uns entgegen, als es das Glück der Liebe genießt; welcher unsägliche Schmerz bricht aus ihm hervor, als es durch die Liebe in Schuld gekommen ist, und als die Folgen des Falles sich verwüstend über das Leben ergießen; welche reuevolle Buße, die die Seele gerettet dem Urquell des Lichtes wieder zuführt! So ist wohl mit Recht gesagt worden, Margarethe sei unter den weiblichen Schöpfungen Göthe's die Krone; Iphigenie,

Leonore, Clärchen, Dorothea, so vollendet sie seien, müßten ihr weichen, weil keine derselben die tiefsten Tiefen des weiblichen Gemüthes so sehr erschlösse, als sie.

Mit Rücksicht auf die vollständige tragische Entwickelung ihrer beiden Hauptcharaktere ist unsere Dichtung die Tragödie des menschlichen Geistes selber genannt worden. Der edle, dem Idealen zugewendete Faust gelangt in ihr zum völligen Abfall von sich selber, aber von innerer Qual verzehrt, öffnet er der Reue sein Herz, und wird nach langer Buße der Erlösung theilhaftig. Derjenige Trieb, der des Mannes schönste Zierde ist, das Streben nach dem Höheren, hat ihn in seiner Schrankenlosigkeit in Schuld gebracht, aber seine andauernde Buße und seine Thätigkeit zum Nutzen der Menschheit gibt ihn wieder sich selbst zurück. In Gretchen erwächst aus dem Triebe des Weibes, der als sein edelster Schmuck gepriesen wird, aus der innig sich hingebenden Liebe, die Schuld, welche sie in Verzweiflung stürzt; aber das Böse konnte ihre Natur wohl berühren, aber nicht bleibend beflecken; deshalb wird ihr Versöhnung und Gnade zu Theil. So stehen sich beide Charaktere ergänzend gegenüber, und stellen einander in ihrer Zusammenfassung als Mann und Weib die Tragödie des menschlichen Geistes dar. Wir haben früher den Faust die deutscheste Dichtung Göthe's genannt. Auch in dieser Beziehung ergänzt Gretchen den Charakter ihres Helden. Wenn in Faust der deutsche vorzüglich in jenem unabläßigen Streben nach Erkenntniß sich offenbart, so ist Gretchen, das holde Naturkind, die gläubige Seele, diese, wie Rosenkranz sagt, schüchterne liebedurstige Jungfrau, diese süß schwärmerisch auflächelnde Rosenknospe, deren Ruhe dahin, deren Herz so schwer ist, seit sie ihn gesehen, die nur Einen Gedanken hat, die nach ihm nur zum Fenster hinausschaut, das ächt deutsche Mädchen in allen seinen Eigenschaften bis zu jener köstlich schnippischen Weise, mit der sie auf dem Kirchgang den zudringlichen Faust von sich weist:

Bin weder Fräulein, weder schön,
Kann ungeleitet nach Hause gehn.

Schon bei diesem ersten Begegnen ist Faust ganz bezaubert von der lieblichen Erscheinung:

Beim Himmel, dieses Kind ist schön!
So etwas hab' ich nie gesehn.
Sie ist so sitt= und tugendreich,
Und etwas schnippisch doch zugleich.
Der Lippe Roth, der Wange Licht,
Die Tage der Welt vergess' ich's nicht!
Wie sie die Augen niederschlägt,
Hat tief sich in mein Herz geprägt,
Wie sie kurz angebunden war,
Das ist nun zum Entzücken gar!

In hastiger Leidenschaft entbrennend, wünscht er sogleich sie zu besitzen, und Mephistopheles soll die Mittel finden, durch welche er sich ihr nähern kann. Aber er muß, als er sich in den Taumel des Genusses stürzen will, die süße Macht der Liebe erfahren. Er hatte den Mephistopheles veranlaßt, einen Schmuck herbeizuschaffen. Als er mit diesem heimlich in ihr Zimmer, in die friedliche Wohnung der Unschuld, tritt, da erfüllt die beseligendste Wonne seinen Busen, die Hütte wird ihm zum Himmelreich, und er fühlt sich im Liebestraum zerfließen. Gleich nach Faust's und Mephistopheles Entfernung erscheint Gretchen, und indem sie das Kästchen mit dem Schmucke im Schranke findet, und, um ihre kindliche Neugierde zu befriedigen, es aufschließt, vernehmen wir den schönsten Erguß holder Naivetät und Unschuld. „Nur in dem Seufzer, der sich am Schlusse aus ihrem Herzen stiehlt, ahnen wir, daß das einfache Kind aus seinem Geleise herausgetreten ist, indem sie ihre Wünsche weiter schweifen läßt, als ihre Lage es gestattet“:

Nach Golde drängt,
Am Golde hängt
Doch alles! Ach wir Armen!

Sehr bedeutungsvoll hat der Dichter in der unbewußten Beengung und Aengstlichkeit, welche sich in der Stube, in welcher Mephistopheles gewesen war, Gretchens bemächtigt, jene Scheu der Reinheit vor der Berührung des Bösen, jenes ahnungsvoll bange Gefühl der Unschuld in der Nähe desselben

dargestellt. Gretchen sucht sich ihre Bangigkeit hinwegzusingen, und hier hören wir die schöne Ballade Göthe's, „Der König in Thule", welche in ihrer Schilderung der Treue bis zum Tod in jenen einfach ergreifenden Worten zur ausdrucksvollen Sprache für die Jungfrau wird, in deren Gemüth als dunkle Ahnung die Liebe eingekehrt ist. — Mephistopheles weiß auch ferner Rath, Faust und Gretchen einander näher zu bringen, die Nachbarin Marthe, hofft er, werde die Hand dazu bieten. Diese steht der jugendlichen Unerfahrenheit Gretchens als das in allem Niedrigen und Schlechten wohl erfahrene, mit Schmach bedeckte Alter gegenüber, und übt einen ähnlichen verderblichen Einfluß auf die Unschuld Gretchens durch geflissentliches Herbeiführen der Versuchung aus, wie Mephistopheles auf Faust. Indem sie die Tochter zur Unwahrheit gegen die fromme Mutter verleitet, nicht durch jene offene Verführung, die an dem reinen Sinne Gretchens gescheitert wäre, sondern durch ein unscheinbares schleichendes Gift, durch die Erweckung der Eitelkeit in dem kindlich unbefangenen Gemüthe, hat sie mit diesem Anhauch des Bösen den reinen Seelenspiegel schon getrübt, ohne daß sich das harmlose Kind des kleinen, ersten Fehlers bewußt geworden wäre. Bei ihr, von welcher Mephistopheles sagt:

Das ist ein Weib, wie auserlesen,
Zum Kuppler- und Zigeunerwesen,

wird es daher auch leicht, sie für Zusammenkünfte zwischen Faust und Gretchen in ihrer Wohnung zu gewinnen.

In der Scene in Marthens Garten zeigt sich in meisterhafter Darstellung die Unschuld, Naivetät und Anspruchlosigkeit Gretchens, welche in der Beschränktheit des stillen Familienlebens die höchste Zufriedenheit und das heiterste Glück gefunden hat. Aber hier sehen wir auch ihre Liebe zu Faust wie eine schöne Blumenknospe sich entfalten. Wie herzlich und aufrichtig ist das Bekenntniß derselben in den schlichten Worten:

Bester Mann! von Herzen lieb' ich dich!

und wie naiv tritt der unschuldige, bescheidene Sinn des einfachen Naturkindes in den Worten hervor:

Du lieber Gott! was so ein Mann
Nicht alles, alles denken kann!
Beschämt nur steh' ich vor ihm da,
Und sag zu allen Sachen ja.
Bin doch ein arm unwissend Kind,
Begreife nicht, was er an mir find't.

Im Contraste aber zu dieser schönen Entfaltung des unschuldvollen jungfräulichen Gemüthes und zu der reinen Stimmung Faust's, welchen die Beseligung süßer Liebe erfüllt, steht Marthe und Mephistopheles, mit der lächerlichen Bemühung der einen, den Schalk sich zu gewinnen, und mit der Ironie des andern, welcher ihren Andeutungen bis zu einem gewissen Punkte Gehör gibt, und nachher durch absichtliches Mißverstehen schlau ausweicht. Denn er hat noch nicht vergessen, was er bei seinem ersten Besuche bei Marthe gesagt hatte:

Nun mach ich mich bei Zeiten fort,
Die hielte wohl den Teufel selbst beim Wort.

Aus Marthens Garten führt uns der Dichter in die majestätische Natur, wo sie Berge aufgethürmt, Höhlen gebaut und mächtige Wälder gepflanzt hat. In dieser Umgebung begegnet uns Faust in einsamem Sinnen, gehoben von jenem idealen Streben, welches als der Grundzug seines Charakters ihn stets der Natur zugewendet hatte. Die innige Befriedigung, welche er früher in der Betrachtung derselben gefunden, sucht er auch jetzt in ihr; die Leidenschaft, welche ihn mächtiger ergriffen hatte, deren Gluth er entfliehen wollte, soll sich hier verkühlen, und Ruhe und Friede in den Armen der Natur in sein Herz zurückkehren. Von solchen Empfindungen erfüllt, beginnt er den schönen Monolog:

Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles,
Warum ich bat. Du hast mir nicht umsonst
Dein Angesicht im Feuer zugewendet 2c.

Aber die Gefühle seiner Wonne werden getrübt durch den Gedanken an den Gefährten, den er schon nicht mehr entbehren kann, wenn er gleich, kalt und frech, ihn vor sich selbst erniedrigt. Wie ihn Faust geschildert, so tritt auch Mephistopheles in dieser Scene wieder auf, als der zudringlich geschäftige Versucher, welcher sich bemüht, den Blick des klaren Bewußtseins zu trüben. Zwar erscheint er nicht als der offene Verführer, sondern er verwundet heimtückisch wie eine Schlange an der leicht verletzbaren Seite. Er verspottet den idealen Drang Faust's, den Ernst seiner Betrachtungen, in welchem er die Rückkehr zum Guten fürchtet; er schildert, als Faust die neue Lebenskraft ihm preist, welche er aus diesem Wandel in der Oede ziehe, die Einsamkeit Gretchens, ihre Sehnsucht, ihre Thränen:

Die Zeit wird ihr erbärmlich lang;
Sie steht am Fenster, sieht die Wolken ziehn
Ueber die alte Stadtmauer hin.
Wenn ich ein Vöglein wär'! so geht ihr Gesang
Tagelang, halbe Nächte lang;
Einmal ist sie munter, meist betrübt,
Einmal recht ausgeweint,
Dann wieder ruhig, wie's scheint,
Und immer verliebt.

Er spricht von Gretchens Befürchtung, daß er sie verlassen habe, und sucht ihn glauben zu machen, daß er halb und halb ihr schon entflohen sei. Und als Faust die ganze Stärke seiner Liebe in die Worte legt:

Ich bin ihr nah, und wär' ich noch so fern,
Ich kann sie nie vergessen, nie verlieren,
Ja, ich beneide selbst den Leib des Herrn,
Wenn ihre Lippen ihn indeß berühren,

da gießt Mephistopheles in diese Liebesflamme das Oel der sinnlichen Leidenschaft, das in wilder Entzündung jeden festen Vorsatz, jedes edle Gefühl mit seiner Gluth verzehrt.

Was ist die Himmelsfreud' in ihren Armen!
Laß mich an ihrer Brust erwarmen!
Fühl' ich nicht immer ihre Noth?
Bin ich der Flüchtling nicht? der Unbehaus'te?

Der Unmensch ohne Zweck und Ruh?
Der wie ein Wassersturz von Fels zu Felsen brauf'te,
Begierig wüthend nach dem Abgrund zu.
Und seitwärts sie, mit kindlich dumpfen Sinnen,
Im Hüttchen auf dem kleinen Alpenfeld,
Und all' ihr häusliches Beginnen
Umfangen in der kleinen Welt.
Und ich, der Gottverhaßte, hatte nicht genug,
Daß ich die Felsen faßte
Und sie zu Trümmern schlug!
Sie, ihren Frieden mußt' ich untergraben!
Du, Hölle, mußtest dieses Opfer haben!
Hilf, Teufel, mir die Zeit der Angst verkürzen!
Was muß geschehn, mag's gleich geschehn!
Mag ihr Geschick auf mich zusammenstürzen
Und sie mit mir zu Grunde gehn.

Zu dieser Unruhe, dieser Verzweiflung, welche sich der Leidenschaft Faust's zugesellt, bildet einen schönen Gegensatz der süße Schmerz der Liebe, welchem Gretchen in dem einfach schönen Liede Worte leiht:

Meine Ruh' ist hin,
Mein Herz ist schwer,
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr 2c.

Die folgende Scene hat die Liebenden wieder zusammengeführt, und entfaltet eine neue Seite von Gretchens Charakter, indem sich in ihr der gottesfürchtige, kindlich fromme Glaube derselben offenbart. Das ganze Wesen der in bürgerlicher Schlichtheit erzogenen Jungfrau hängt mit hundert Wurzeln an jenem kindlichen Glauben, der voll Vertrauen und Ergebung zu dem allliebenden Vater aufblickt, und in Christus den Gottessohn und Welterlöser bekennt. Wohl kommen die Gebete, „halb Kinderspiel, halb Gott im Herzen" über die Lippen, aber die religiösen Gefühle durchdringen aufs innigste die Seele, und weihen sie zu einem Tempel der reinsten Gottesverehrung. Gretchen muß daher auch bald den Mangel an positivem Glauben an ihrem Freunde empfinden, wenn sie auch nicht ahnen mag, welche Kluft sie Beide voneinander trenne:

Nun sag', wie hast du's mit der Religion?
Du bist ein herzlich guter Mann,
Allein ich glaub', du hältst nicht viel davon.

Auf ihre Frage:

Glaubst du an Gott?

gibt Faust ihr als sein Bekenntniß die berühmt gewordenen Worte, in welchen des Dichters eigne Glaubensrichtung zur Entstehungszeit der Dichtung ausgesprochen ist, das Bekenntniß des Pantheismus in der edelsten und ernstesten Haltung. Sehr leicht aber hat Gretchen in ihrer Unbefangenheit den Unterschied zwischen ihrer und des Freundes Glaubensrichtung heraus gefühlt; obgleich sie den treffenden Punkt nicht finden konnte, folgt doch auf Faust's Bekenntniß unmittelbar ihr Bedauern, daß derselbe kein Christenthum habe. Ahnungsvoll schreibt sie diesen Mangel christlicher Ueberzeugung dem Umgang mit Mephistopheles zu, vor dem sie ein unbewußtes Grauen empfindet, ein Grauen, das selbst die Liebe im Herzen auslöschen könnte.

Doch zieht auch das Schuldbewußtsein in ihre reine Seele ein, die unbegrenzte Liebe zu Faust, die sie nach seinem Willen treibt, führt sie vom Wege des Reinen ab. Wir finden sie wieder vor einem Andachtsbild der mater dolorosa, in den ergreifendsten Worten die Gottesmutter um Hülfe vor Noth und Schmach anflehend:

Ach neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!

Und nun, als Gretchen so verlassen ist in ihrem Grame, als sie keine Stütze mehr in sich selber findet, ist auch der Böse geschäftig, sie immer tiefer in's Elend zu stürzen. Die Schuld kommt nicht allein, sie zieht stets ein Gefolge von Verderben nach; es ist der Fluch der bösen That, daß sie fortwährend Böses erzeugen muß.

In der nächtlichen Scene vor Gretchens Thür tritt Valentin, ihr wackerer Bruder, auf. Ihn erfüllt das bitterste Gefühl der Schmach um seiner Schwester willen und gerechter Zorn gegen den, welcher so viel Unglück über sie und ihre ganze Familie gebracht hat. Faust aber war mit Mephisto-

pheles ebenfalls vor Gretchens Wohnung gekommen, nicht mit der Freudigkeit, welche ihn sonst beseelte, sondern von der Last seiner Schuld niedergedrückt:

Wie von dem Fenster dort der Sacristei
Aufwärts der Schein des ew'gen Lämpchens flämmert,
Und schwach und schwächer seitwärts dämmert,
Und Finsterniß drängt ringsum bei!
So sieht's in meinem Busen nächtig.

Als Valentin ihn und seinen Gefährten gewahrt, greift er in gerechtem Zorngefühl zu seiner Waffe; aber Faust hat die Kunst des Bösen auf seiner Seite, und der Bruder der Geliebten sinkt von seinem Schwert durchbohrt, als ein Opfer der höllischen Macht. Höchst ergreifend sind die Worte, welche der sterbende Bruder an die Schwester richtet, und in denen er seinen Fluch über die Gefallene ausspricht:

Sollst keine goldne Kette mehr tragen!
In der Kirche nicht mehr am Altar stehn!
In einem schönen Spitzenkragen
Dich nicht beim Tanze wohl behagen!
In eine finstre Jammerecken
Unter Bettler und Krüppel dich verstecken,
Und wenn dir denn auch Gott verzeiht,
Auf Erden sein vermaledeit!

So mag wohl, das quälende Bewußtsein der Schuld im Herzen, bei Jammer und Noth, welche sie betroffen, Gretchen vergeblich Trost und Ruhe für ihre Seele suchen. Wir finden sie im Dome, wo sie in den Tagen ihrer Unschuld, wie Mephistopheles sagt, für nichts zur Beichte gegangen, jetzt unter der Last ihrer Schuld erliegen. Die Scene ist überaus wirkungsreich durch den eingeflochtenen Gesang des alten

Dies irae, dies illa
Solvet saeclum in favilla.
Tagt der Rache Tag den Sünden,
Wird das Weltall sich entzünden.

Das böse Gewissen stürmt immer mächtiger auf sie ein und droht ihr Herz zu zersprengen, und dann ertönen jene ernsten Klänge wie ein Gottesgericht über sie:

Judex ergo cum sedebit,	Sitzt der Richter dann und richtet,
Quidquid latet adparebit,	Wird, was dunkel ist, gelichtet,
Nil inultum remanebit.	Keine Schuld bleibt ungeschlichtet.

Und als Gretchen in ihrer sie erdrückenden Angst ausruft: „Mir wird so eng'! die Mauernpfeiler befangen mich! das Gewölbe drängt mich! Luft!“ spricht in den Worten des bösen Geistes ihr Gewissen zu ihr: „Verbirg' dich! Sünd' und Schande bleibt nicht verborgen. Luft? Licht? Weh dir!“ und es ertönt der feierliche Gesang:

Quid sum miser tunc dicturus?	Ach, was werd' ich Armer sagen?
Quem patronum ragaturus?	Welchen Schutz und Rath erfragen?
Cum vix justus sit securus.	Da Gerechte selber zagen.

So ist Gretchen von der Qual der Schuld bis in's tiefste Herz durchschnitten, alles Trostes und aller Stützen beraubt, einsam und verwaist in der weiten Welt. Denn auch die Mutter war zur langen, langen Pein hinübergeschlafen, gemordet durch einen Gifttrank aus Faust's Hand, dessen höllische Kraft sie Beide nicht kannten. Der Geliebte aber hat sie verlassen und folgt der Macht des Bösen in Mephistopheles, der ihn auf den Blocksberg, den Sammelort alles Unreinen führt. Er flieht den Anblick des Unglücks, das er selbst verschuldet, und sucht in Entfernung und wilder Zerstreuung sein Gewissen zu betäuben. Wohl liegt die Blutschuld wegen Valentins Ermordung auf ihm, doch stand es in seiner Macht, die vereinsamte Geliebte fortzuführen, und sie in ihrem Jammer aufzurichten. Aber die nichtigen Genüsse, die ihm Mephistopheles bietet, vermögen selbst im wildesten Getümmel nicht das Andenken an das unglückliche, verlassene Mädchen wegzubannen, und die Unruhe seines schuldbelasteten Herzens zu beschwichtigen. Es konnte aber der Dichter keinen besseren Ort wählen, um all' das Böse, das in seiner Blöße und Schamlosigkeit freilich auch die Macht zur Verführung über einen nicht total in die Sünde Versunkenen verlieren muß, in seinem Treiben concentrirt darzustellen, als den Brocken, wo

sich nach der alten Sage in der Walpurgisnacht die Hexen alljährlich versammeln. Jedoch würde eine lediglich Darstellung dieser verworfenen, niedrigen Schlechtigkeit kaum unser Interesse gewinnen, wenn nicht mit derselben auch die ironische Schilderung des Albernen und Geistlosen verbunden wäre, welches in den verschiedensten Verhältnissen damaliger Zeit zur Erscheinung gekommen ist. So sehen wir in diesem Hexenspuk sich auch Gestalten umhertreiben, welche theils als Charaktermasken ihr unbeholfenes Wesen und ihr Unvermögen kund geben, mit der neuen Zeit voranzuschreiten, theils als carrikirte Bilder wirklicher Personen in diesem Haufen erscheinen, um mit der treffendsten Ironie vom Dichter gegeißelt zu werden. Die ergötzlichste Figur aber ist der Proktophantasmist, in welchem wir den Buchhändler und Schriftsteller Fr. Nicolai aus Berlin erblicken, der zur Zeit der aufstrebenden Genies Alles vor seinen Richterstuhl zog, und, ähnlich wie Gottsched in einer früheren Periode der deutschen Literatur, über jede Erscheinung in dem Gebiete derselben sein Urtheil abgeben zu müssen glaubte. So läßt ihn auch hier der Dichter sagen:

Ich sag's euch Geistern in's Gesicht,
Den Geistesdespotismus leid' ich nicht;
Mein Geist kann ihn nicht exerciren.

Der „Walpurgisnachtstraum" oder „Oberons und Titania's goldne Hochzeit" war anfänglich von dem Dichter für den Musenalmanach des Jahres 1798 bestimmt, um gewissermaßen die Xenien fortzusetzen; doch wollte sich Schiller diesmal alles Polemischen enthalten, und Göthe bestimmte ihn daher zur Einlage in den Faust. Wir sehen in ihm ein Theater im Theater, in welchem die verschiedensten Personen und Charaktermasken bunt durcheinander auftreten, und in kurzen vierzeiligen Epigrammen sich selber persifliren. So werden denn die verschiedenen Richtungen, welche sich in einzelnen Wissenschaften, besonders in der theologischen und philosophischen geltend gemacht haben, vorgeführt. Orthodoxe, Dogmatiker, Idealisten, Sceptiker, Realisten, Supranaturalisten haben ihre Vertreter im Walpur-

gisnachtstraum. Daneben erblicken wir einzelne literarische Notabilitäten, welche in ergötzlicher Weise ihre schwache Seite offenbaren, wie Campe als der Purist, Lavater als der Kranich, und abermals Nicolai als der neugierige Reisende, der überall Jesuiten spürt. Und mitten unter ihnen repräsentireu Hexen die Schamlosigkeit, Windfahnen die leicht wechselnde Ansicht, Irrlichter und Sternschnuppen die ephemere Erscheinung einzelner Literaten, und Frösche, Mücken, Grillen und Fliegen treten in phantastischer Weise als Musikanten auf.

Wir begegnen Faust und Mephistopheles auf ihrem Gange nach dem Brocken zuerst am Fuße des Berges in der Gegend von Schirke, inmitten des abenteuerlichen Zauberspuks, in dessen Schilderung Göthe jene romantische Kunstanschauung, welche Alles belebt und mit Dämonen wunderbarer und schauerlicher Gestalt erfüllt, mit ächt dichterischer Gewalt angewendet hat. So tritt dieses nächtlich Abenteuerliche und Geisterhafte vorzüglich in dem Wechselgesang des Faust, Mephistopheles und des Irrlichts hervor:

In die Traum- und Zaubersphäre
Sind wir, scheint es, eingegangen.
Führ' uns gut und mach' dir Ehre!
Daß wir vorwärts bald gelangen
In den weiten öden Räumen.
Seh' die Bäume hinter Bäumen,
Wie sie schnell vorüber rücken,
Und die Klippen, die sich bücken,
Und die langen Felsennasen,
Wie sie schnarchen, wie sie blasen!

Und nun ertönt der Laut des Uhu, des Käuzchens und des Hähers, und es erscheinen Molche, Mäuse, und Funkenwürmer fliegen, und die irren Lichter mehren und blähen sich; ein Nebel verdichtet die Nacht, der Sturm heult durch die Wälder, daß die Eulen schreiend auffliegen und Bäume brechen und zusammenstürzen, und durch das Knarren und Dröhnen der windbewegten Stämme, durch das Brausen des Sturms ertönt von nah und fern der Zaubergesang der Hexen. Und wie sie sich niederlassen

und die ganze Heide weit und breit mit ihrem Schwarm bedecken:

Das drängt und stößt, das rutscht und klappert!
Das zischt und quirlt, das zieht und plappert!
Das leuchtet, sprüht und glüht und brennt,
Ein wahres Hexenelement.

Mitten aber in dem tollen Treiben auf dem Gipfel des Berges, in diesem Gewühle des Phantastischen, in diesem Lärm der niedrigen Lust, in welchen sich Faust Zerstreuung suchend gestürzt hat, zeigt sich ihm ein Bild, welches seinen Sinn unwiderstehlich fesselt und ihn den ganzen Jammer seiner Geliebten sehen läßt:

Mephisto, siehst du dort
Ein blasses, schönes Kind allein und ferne stehen?
Sie schiebt sich langsam nur vom Ort,
Sie scheint mit geschloss'nen Füßen zu gehen.
Ich muß bekennen, daß mir däucht,
Daß sie dem guten Gretchen gleicht.

Und wenn auch Mephistopheles ihn zu beruhigen sucht, und ihm die Gestalt als ein lebloses Zauberbild schildert, so kann doch Faust seinen Blick nicht von ihr wenden:

Fürwahr es sind die Augen einer Todten,
Die eine liebende Hand nicht schloß. —
Welch' eine Wonne! welch' ein Leiden!
Ich kann von diesem Blick nicht scheiden.
Wie sonderbar muß diesen schönen Hals
Ein einzig rothes Schnürchen schmücken,
Nicht breiter als ein Messerrücken!

Wie sich aber dieses Gesichte Faust's furchtbar bewahrheitet, erfahren wir nun, indem wir mit raschem Schritte dem Schlusse der Tragödie entgegengehen. Schon hat unsägliches Leiden die Unglückliche getroffen, welche durch ihre Liebe in Schuld verfallen war; in der Nacht wahnsinniger Verzweiflung, die ihre Seele umzogen, hat sie ihr Kind ertränkt, und die Gerechtigkeit hat die Missethäterin in den Kerker geworfen. Nun begegnen wir Faust und Mephistopheles noch einmal an trübem Tage auf dem Felde; jener ist in der wildesten Verzweiflung über das Elend, in welches er Gretchen gestürzt hat, in diesem erblicken wir den

kalten Hohn der Hölle, die über das Opfer triumphirt, das ihr gefallen ist. Der unseligste Bruch des Bewußtseins tritt uns in dieser Scene entgegen; Faust steht dem Verführer in ohnmächtiger Wuth gegenüber und häufet Fluch um Fluch auf ihn; aber der früher schmeichelnde, dienstfertige Begleiter und Diener tritt ihm mit der schadenfrohen Lust, die sich an der Verzweiflung weidet, kalt und gebieterisch entgegen. Mephistopheles erscheint hier als das Böse nach der in Leidenschaft verübten, schuldvollen That, als der bittre Stachel des Gewissens, das auf den begangenen Frevel zurückschaut, und ihn in seiner unverhüllten Gestalt erblickt, „als jener rathlose und verzweifelnde Gedanke, daß das Geschehene nie und nimmer ungeschehen gemacht werden kann.“ Aber zugleich tritt auch seine andere Seite unverhohlen hervor; er zeigt sich als der wahre Abgesandte der Hölle, als der Feind der Menschheit, der den Frieden der Glücklichen untergräbt, als der Teufel, der über den Sieg der Sünde, über den Fall der Unschuld und über die Gräuel der menschlichen Natur frohlockt. Von dieser Gestalt wendet sich Faust voll Abscheu weg; er flüchtet sich zu dem Unendlichen mit der Bitte, ihn von diesem furchtbaren Gefährten zu befreien. „Großer, herrlicher Geist, der du mir zu erscheinen würdigtest, der du mein Herz kennest und meine Seele, warum an den Schandgesellen mich schmieden, der sich am Schaden weidet und an Verderben sich letzt!“ Und doch treibt ihn die Verzweiflung wieder zu ihm hin, um ihn zur Rettung Gretchens aufzufordern. Mephistopheles verspricht ihm, bei ihrer Befreiung aus dem Kerker behülflich zu sein. Nun läßt uns der Dichter einen flüchtigen Blick auf die in nächtlicher Stunde Vorübereilenden thun, wie sie auf schwarzen Rossen daher brausen; in der Ferne steht der Rabenstein, umschwebt von unheimlichen Geistern, die ihn nach Faust's Worten für ein baldiges Opfer einweihen. Dann gelangen wir zu der meisterhaft ausgeführten und in ihrer tragischen Wirkung tief erschütternden Schlußscene der Dichtung. Faust naht, um den Kerker, welcher die wahnsinnig Gewordene umschließt, zu ihrer

Befreiung zu öffnen. In der Schilderung dieses zerstörten und in seiner Zerstörung noch die Last einer schweren Schuld fühlenden Gemüthes, der hellen Augenblicke, welche durch die finstre Nacht des Wahnsinns dringen, der noch wachenden zarten Sorge um die Angehörigen, die im Tode vorangegangen sind, der unbegrenzten Liebe, deren Seligkeit selbst dies unaussprechliche Wehe durchbricht, der steigenden Bedrängniß und Noth des Herzens, der schrecklichen Gewißheit des nahen Todes, der Flucht vor dem Bösen, welches in Mephistopheles wieder erscheint, und des Hinwendens zu der barmherzigen Liebe, um bei ihr Schutz für die geängstigte Seele zu suchen, in dieser tieftragischen Situation fühlen wir die Macht der Dichtkunst über unser Gemüth in ihrer erschütterndsten Gewalt.

Für Faust wird der Augenblick, wo er den herzzerreißenden Jammer, den er selber verschuldet hat, in seiner ganzen Größe übersieht, zum Momente seiner Umkehr zur Buße. Wenn ihn auf seinem Gange durchs Leben die Lust der Menschheit wenig berührt und kein dauernder Genuß ihn gefesselt hatte, so wurde sein Herz nun tief von dem Wehe ergriffen, das durch seine Schuld in seiner Nähe zerschmetternd über die Hütte des harmlosen Glückes hereingebrochen war. Diese Schuld, die er durch die Verführung Gretchens, durch den Mord des Bruders, durch die gänzliche Zerstörung der Familie auf sein Haupt geladen, lastete schwer auf ihm; aber bei dem Anblick des unnennbaren Elends kehrt mit den Worten: „O wär' ich nie geboren," die tiefste Reue schon bei ihm ein. Doch bedarf er noch eines langen Lebens voll Arbeit und Entsagung, voll Selbstbeschauung und Buße, um sein Herz wieder dem Urquell des Guten freudig zuwenden zu können, um der Versöhnung in sich und der Gnade des Himmels theilhaftig zu werden.

Eine vollständig abgerundete dramatische Figur erblicken wir in Gretchen, an die sich auch gegen das Ende des ersten Theils der Dichtung hauptsächlich unser Interesse knüpft. Ihr Charakter ist vollkommen abgeschlossen, ihre Schuld und ihre Buße, sowie

die Versöhnung und Gnade, welche ihr zu Theil werden, sind vollständig in demselben dargelegt. Als ein liebliches Bild naiver Jungfräulichkeit erscheint sie zuerst unsern Blicken; da erschließt sich die zarte Blume dem Strahle der Liebe, und es zeigt sich uns in schönster Entfaltung ein ganz sich hingebendes weibliches Gemüth. Und diese Liebe durchdringt von nun an ihr ganzes Wesen. Die Liebe schuf ihr die höchste Seligkeit ihres Daseins, die Liebe preßte ihr die Seufzer der Sehnsucht aus und brachte sie um ihre Ruhe, die Liebe erweckte ihr die ersten Sorgen um das Heil des Freundes, die Liebe stürzte sie in Schuld und Noth, die Liebe war ihre einzige Stütze, als sie vereinsamt war, die Liebe brach noch durch die Nacht des Wahnsinns hindurch, und Liebe ist der letzte verhallende Ton, der als eine unendlich sehnsüchtige, warnend zurückrufende Stimme die Tragödie schließt. Und doch trifft sie, welche nur Liebe war, unergründliches Leid; seitdem der Fluch der Sünde auf ihr lastet, versinkt sie in Elend und Noth, und was sie in wahnsinnigem Muthe verbrochen, verlangt die Strafe irdischer Gerechtigkeit: Sie ist gerichtet. Das aber ist der tieftragische Eindruck, den die Dichtung auf uns macht, daß die, welche zum Genusse des schuldlosesten Friedens, des reinsten Glückes für sich und Andere geboren schien, die Qualen des bittersten Leides erfahren mußte. Aber ihr Vergehen ist auch mit dem Tode gesühnt; jener Act der Gerechtigkeit nimmt jeden Rest von Schuld von ihr hinweg, und unser Blick darf sich beruhigt aufwärts wenden, wohin ihr besseres Theil gelangt. Sie ist gerettet.

Voll Angst und Grauen vor dem Bösen, der aus dem Boden heraufgestiegen ist, flüchtet sie sich zu der allerbarmenden himmlischen Gnade:

> Gericht Gottes! dir hab' ich mich übergeben!
> Dein bin ich, Vater! Rette mich!
> Ihr Engel! ihr heiligen Schaaren
> Lagert euch umher, mich zu bewahren!

Von ihnen geschirmt ist ihre Seele vor der Macht des Bösen sicher und eilt gerettet den lichten Räumen des Himmels zu.

Zweiter Theil des Faust.

Wenn der erste Theil des Faust, in welchem eine reine Naturpoesie in vollem Strome sich ergießt, uns freilich den Mangel einer äußeren Gliederung empfinden läßt, so finden wir dagegen im zweiten Theile der Dichtung, dem Producte einer reflectirenden Kunstpoesie, die Gesetze der äußeren Form genau beobachtet. Größer aber noch erscheint der innere Gegensatz, in welchem beide Theile der Gesammtdichtung zu einander stehen. Dort begegneten wir überall der unmittelbarsten Frische, der reichsten Gemüthsfülle, den lebenvollsten Gestalten, hier sehen wir den poetischen Gedanken zwar in dem Wohllaut einer vollendeten Sprache ausgesprochen, aber in den Schleier der Allegorik gehüllt. Und so reich und glänzend auch die Gebilde dieser Allegorien sein mögen, so müssen sie doch jener Wärme entbehren, welche die Schöpfungen aller unmittelbaren Poesie durchdringt. Während daher der erste Theil des Faust ein Kanon lebendiger, das Menschengemüth tief ergreifender Dichtung für alle Zeiten bleiben wird, wird der zweite Theil desselben, wenn er auch mehr und mehr Eingang bei der Nation finden wird, immer nur einen beschränkten Kreis von Lesern haben.

Faust hatte durch seine Leidenschaft, welche in ihm über das edlere Gefühl gesiegt hatte, Gretchen ins Elend gestürzt. Aber als er sie, deren holde Unschuld, deren unbegrenzte Liebe ihn beseligt hatte, als ein Bild namenlosen Jammers im Kerker sah, drang der Stachel der bittersten Reue tief in seine Seele ein. Aus dieser Reue mußte für den Gefallenen die volle Erkenntniß seiner Schuld hervorgehen und mit ihr eine dauernde Buße in ihm erweckt werden. Aus der Tiefe seines Abfalls von Gott arbeitet sich durch dieselbe Welt, in deren Lust er versunken gewesen war, sein besseres Selbst wieder zum Himmel empor. Und dieser Läuterungsgang des Helden ist in dem zweiten Theil der Tragödie zur Darstellung gebracht. Zwar beginnt er denselben wieder an der Seite des Mephistopheles, aber dieser hat seine Macht über ihn verloren, ja das Verhältniß hat sich

geradezu umgekehrt. Wenn derselbe früher durch seine heimlichen und offenen Verführungskünste Faust immer mehr in die Macht der Sünde verstrickt hatte, so erscheint er nun als völlig von ihm abhängiger Diener, wenn auch manchmal noch seine diabolische Natur unheimlich hervorleuchtet. Das Bewußtsein seiner Schuld erhebt von nun an den Faust über alle sinnlichen Neigungen und spornt ihn zur rüstigen Thätigkeit in guten Werken an. Nur in diesem ernsten Streben und dieser unausgesetzten Wirksamkeit darf er auch eine bleibende Versöhnung seines Inneren erwarten.

Zuerst ist es die Hoheit vollendeter Kunst, welche seinen Geist in eine reinere Sphäre erhebt. Die Annäherung an dieselbe und ihr Erfassen ist in den drei ersten Acten der Dichtung dargestellt. Nachdem in der Eingangsscene auf das Geheiß des Ariel die Elfen in dem „Unglücksmanne" des Herzens grimmen Strauß besänftigt, des Vorwurfs bittere Pfeile entfernt, und sein Inneres von erlebtem Graus gereinigt haben, sodaß des Lebens Pulse ihm wieder frisch lebendig schlagen, und ein kräftiges Beschließen, zum höchsten Dasein immer fortzustreben, sich in ihm regt, sehen wir ihn mit Mephistopheles als Negromanten am Kaiserhofe. Hier herrscht große Verwirrung und Geldnoth, gegen welche letztere Mephistopheles die Anfertigung von Papiergeld vorschlägt. Aber trotz dieser bedenklichen Zustände will der junge Kaiser doch auch genießen, er erfreut sich an den Karnevalslustbarkeiten und an den Zauberkünsten des Faust. Dieser jedoch ist seinerseits keineswegs von dem hohlen Glanze des Kaiserhofes geblendet, er gibt vielmehr seine Ansicht über das Treiben an demselben in jenem Mummenschanze zu erkennen, in welchem er Plutus, den Gott des Reichthums, darstellt, dem man hier allein dient, während man die Poesie, die als Knabe Wagenlenker erscheint, nicht achtet. Die schaulustige Menge will von Faust unterhalten sein; er soll die Helena und den Paris erscheinen lassen. Um sie ans Tageslicht zu bringen, muß er zu den Müttern hinabsteigen. Mit dieser Allegorie deutet der Dichter an, daß alle wahre Schönheit als angeborne Idee in dem

Menschen liege; die „Mütter" sind demnach eine Personification der Kategorien, der Grundformen im menschlichen Geiste. Faust steigt mit den Schattenbildern der Helena und des Paris wieder herauf; aber er selbst wird von der hohen Schönheit der ersteren so sehr entzündet, daß er sie umarmen will. Die Geister verschwinden und Faust stürzt bewußtlos nieder. Diese Allegorie ist wohl dahin zu deuten, daß man sich des Ideales der Schönheit, welches in Helena verkörpert ist, nicht sogleich bemächtigen könne, daß es erst eines besonnenen Studiums bedürfe, um ihr wahres Wesen zu erfassen.

Um sich das Ideal der Schönheit wirklich anzueignen, muß Faust die Welt der griechischen Kunst kennen lernen. Er versenkt sich in dieselbe, und hier nun wird Homunkulus, der ihm auf seiner Wanderung voranleuchtet, und der im Anstoßen an den Wagen der Galathea, welche hier als Vertreterin der höchsten Schönheit erscheint, zerschellt, als das unablässige Ringen nach dieser gedeutet, das, wenn es sein Ziel erreicht hat, in eine reine und stille Befriedigung sich auflöst. In der classischen Walpurgisnacht, deren Schauplatz die pharsalischen Felder, der obere Peneios und die Felsbuchten des ägäischen Meeres sind, beginnt Faust bei den rohesten Gestalten der antiken Kunst, um zu den vollendeteren fortzuschreiten. Aber Helena hat er hier noch nicht gefunden; um sich ihr zu nahen, muß er noch tiefer, zur Unterwelt selbst hinabsteigen.

Im dritten Acte erscheint Helena auf der Oberwelt. Faust nähert sich ihr, und in ihrer beiderseitigen Verbindung wird Faust's Erfassen der classischen Schönheit versinnbildlicht. Worin Göthe selbst den Höhepunkt seiner dichterischen Thätigkeit erreicht hat, und wodurch er zugleich den Höhepunkt unserer Nationalliteratur bezeichnet, die Vereinigung und völlige Verschmelzung des romantisch-germanischen und des classischen Kunstprincips, sehen wir in diesem formvollendetsten Theile der Dichtung symbolisch dargestellt.

Aber das Erfassen des Kunstideals ist nicht das Höchste, wonach der Mensch zu streben hat; seine Beschäftigung mit der

Kunst ist noch nicht frei von nur ihn selbst befriedigendem Genusse; die rastlose Thätigkeit für das Wohl Anderer ist ein höheres Ziel, welchem er entgegenringen soll. Daher muß sich Faust zum Schaffen und Wirken für die Menschheit erheben; dadurch nur vermag er sich von der Schuld, die auf ihm lastet, zu befreien. Und so sehen wir ihn denn von nun an einer solchen Thätigkeit alle seine Kräfte weihen. Der Kampf mit der Riesenmacht des Meeres ist es, der ihn jetzt anzieht; er will mit der von einem bewußten Willen geleiteten Kraft des Menschen der Zerstörung des Elementes entgegentreten, er will diesem Boden abringen, um auf demselben Raum zu schaffen für thätige Menschen. Mephistopheles hatte gehofft, ihn im Kriege, der entbrannt war, durch Feldherrnruhm zu fesseln, aber er zieht dem großen das schlichte Heldenthum vor; auf freiem Boden freie, glückliche Menschen zu sehen, ist sein höchster Wunsch. Von seiner rastlosen Thätigkeit läßt er sich durch nichts abhalten; wohl naht das Alter mit seiner Schwäche, er achtet es nicht; jemehr der Körper für die Arbeit erlahmt, desto rüstiger ist der Geist zu neuen Entwürfen. So begegnen wir ihm im Genusse eines glücklichen Alters, an Reichthum gesegnet, im Geiste beruhigt und befriedigt durch das Bewußtsein rastloser, der Menschheit nützender Thätigkeit. Da naht ihm endlich der Tod. Sein Erscheinen wird eingeleitet durch eine Scene, die wegen ihrer Kürze und Verständlichkeit als Beispiel der Allegorik des zweiten Theiles der Dichtung dienen mag. Vier graue Weiber treten um Mitternacht auf, die sich Mangel, Schuld, Sorge und Noth nennen, und in den Palast des Faust einzudringen versuchen.

Erste:
Ich heiße der Mangel.

Zweite:
Ich heiße die Schuld.

Dritte:
Ich heiße die Sorge.

Vierte:
Ich heiße die Noth.

Zu drei:
Die Thür ist verschlossen, wir können nicht ein,
Drinn wohnet ein Reicher, wir mögen nicht 'nein.

Mangel:
Da werd' ich zum Schatten.

Schuld:
Da werd' ich zu nicht.

Noth:
Man wendet von mir das verwöhnte Gesicht.

Sorge:
Ihr Schwestern, ihr könnt nicht und dürft nicht hinein,
Die Sorge sie schleicht sich durch's Schlüsselloch ein.
(Verschwindet.)

Mangel:
Ihr, graue Geschwister, entfernt euch von hier.

Schuld:
Ganz nah an der Seite verbind' ich mich dir.

Noth:
Ganz nah an der Ferse begleitet die Noth.

Zu drei:
Es ziehen die Wolken, es schwinden die Sterne!
Dahinten, dahinten! von ferne, von ferne,
Da kommt er, der Bruder, da kommt er — — — — der Tod!

Und als die Sorge den Greisen durch ihren Anhauch blind gemacht, und als Faust, obgleich die Nacht tiefer hereindringt, dennoch nicht niedergebeugt wird, sondern am inneren Lichte seine Stärke fühlt, als er in der Lust an dem Werke, das auf seinen Befehl fremde Hände noch vollenden können, nämlich da Boden für die Menschheit zu gewinnen und fruchtbare Fluren zu schaffen, wo vorher die Fluth gebraust, in die Worte voll innerer Befriedigung ausbricht:

Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch' ein Gewimmel möcht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn. —
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick:

als er nach langem, bald stürmischem, bald ruhigem Lebenslauf sich endlich befriedigt und glücklich sieht, da trifft ihn der Tod als ein pünktlicher Vollstrecker des Geheißes der Macht, der er vor Zeiten in seinem Pacte sich hingegeben hatte. Hier knüpft also der

Dichter wieder an die alte Faustsage an, um sie zum Hebel des Fortgangs der Handlung zu benutzen. Aber ebenso wie er jenes Eingehen des Bündnisses mit dem Teufel in der Weise umgestaltet, daß er Faust dasselbe nicht auf eine festgesetzte Zeit abschließen läßt, sondern den Verfalltermin von einem bestimmten Seelenzustande abhängig macht, so idealisirt er auch den schließlichen Erfolg desselben. Der Teufel der Volkssage hat für den Dichter keine Wirklichkeit mehr, und so muß derselbe, statt die Frucht seines langen Dienstes in der Wegführung Faust's zum höllischen Feuer zu genießen, von seiner gehofften Beute ablassen, er muß selber als Scheinwesen zu Grunde gehen. Faust war nach den Verirrungen und Vergehen früherer Zeiten seit einer langen Reihe von Jahren zum Wege des Rechten und Guten zurückgekehrt; er war mit sich und seinem Gotte versöhnt; die Gewalt des Bösen war machtlos über ihn; daher geht er nach aufrichtiger Buße, nach innerer Reinigung, nach eifriger Wirksamkeit im Dienste der Menschheit in den Himmel ein. Es zeigt sich bei ihm die Wahrheit der Worte:

Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.

Daher singen die Engel, die seine Seele emporheben:

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen;
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben Theil genommen,
Begegnet ihm die selige Schaar
Mit herzlichem Willkommen.

Das Streben nach dem Höheren hatte ihn dem Himmel zugeführt; das Ewig-Weibliche, die ewige Liebe, hatte ihn nach oben gezogen.

Als eine der Büßerinnen erscheint auch Gretchen, schon der Seligkeit des Himmels theilhaftig; sie führt ihn in die Regionen des himmlischen Lichtes, wo er die Wahrheit, der er entgegengestrebt, nun schauen soll.

Vom edlen Geisterchor umgeben
Wird sich der Neue kaum gewahr;
Er ahnet kaum das frische Leben,
So gleicht er schon der heiligen Schaar.
Sieh, wie er jedem Erdenbande
Der alten Hülle sich entrafft,
Und aus ätherischem Gewande
Hervortritt erste Jugendkraft!

So schließt die große Dichtung in dem Chorus mysticus, in welchem der Grundgedanke derselben, noch einmal kurz zusammengefaßt, hervortritt:

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichniß;
Das Unzulängliche,
Hier wird's Ereigniß;
Das Unbeschreibliche,
Hier ist es gethan;
Das Ewig=Weibliche
Zieht uns hinan.

26.

Göthe's Tod.

„Mein ferneres Leben", so äußerte Göthe gegen Eckermann, als er den zweiten Theil seines Faust beendigt hatte, „kann ich nunmehr als ein reines Geschenk ansehen, und es ist jetzt im Grunde ganz einerlei, ob und was ich noch etwa thue." So wurde ihm nach allen reichen Gaben eines freundlichen Geschicks, nach der Fülle des Guten, welches er während seines Lebens genossen, auch die den Sterblichen so selten verstattetete Gunst zu Theil, am Ende desselben sein menschliches und dichterisches Wirken völlig abgeschlossen vor sich zu sehen und keinen unbefriedigten Wunsch mehr im Herzen zu hegen. Am Leben gesättigt, mochte er nun mit Ruhe den Blick auf seine ganze Laufbahn zurückrichten, und sie überschauen, „wie ein langes, durchwandertes Thal vom Hügel gesehen wird." Aber nur noch kurze Zeit war ihm diese Rückschau vergönnt; das, was er ahnungsvoll am Tage vor seinem letzten Geburtsfeste empfunden, sollte sich bald erfüllen, der Abend seines Lebens neigte sich zu Ende.

Den Winter vom Jahre 1831 auf 1832 verlebte Göthe in Gesundheit und gewohnter heiterer Thätigkeit. Am fünfzehnten März, an welchem er noch die Großherzogin bei sich sah, und in ihrer Gesellschaft, sowie bei Tisch noch sehr lebhaft und munter war, scheint er sich durch das Hinübergehen aus seinem geheizten Zimmer über die Treppe in die Gesellschaftszimmer und zurück eine Erkältung zugezogen zu haben. Doch stellte sich nach einer unruhigen Nacht am folgenden Tage wieder Besserung ein. In der Nacht vom neunzehnten auf den zwanzigsten März jedoch

nahm die Krankheit plötzlich einen bedenklicheren Charakter an. Er fühlte Kälte über den Körper sich verbreiten und hatte Beklemmungen auf der Brust. Die Beengung und Unruhe ließen erst nach den lindernden Mitteln seines Arztes Dr. Vogel nach. Den einundzwanzigsten saß er den Tag über in seinem Lehnstuhl, den er von jetzt an nicht mehr verließ. Die Körperkräfte nahmen allmählich ab, aber seine Geistesthätigkeit behielt er bis zu Ende seines Lebens. Er sprach öfters mit Ruhe, versuchte sich noch durch Lesen zu unterhalten und bedauerte, daß er seine Freunde nicht mehr empfangen könne. Spät Abends verlangte er das Verzeichniß derer, die sich im Laufe des Tags nach seinem Befinden erkundigt hatten, und nachdem er lange beim Durchlesen verweilt, äußerte er, man dürfe die bewiesene Theilnahme ja nicht vergessen, wenn er wieder gesund wäre. Er ließ die Seinigen sich alle zur Ruhe begeben. Zu seinem Copisten John, der die Nacht über bei ihm wachte, sagte er wiederholt: „Halten Sie treulich bei mir aus, es kann doch nur noch ein Paar Tage dauern." Doch scheinen diese Worte nicht eine Aeußerung der Vorahnung seines Todes gewesen zu sein, da er nach des Arztes Berichte noch auf Genesung hoffte. Selbst an seinem Todestage äußerte er noch gegen seine Schwiegertochter Ottilie, der April bringe auch manche schöne Tage, dann wolle er sich durch Bewegung im Freien stärken.

Am Morgen des zweiundzwanzigsten machte er mehrere Versuche, in seiner Stube auf- und abzugehen, doch fühlte er sich sehr schwach und ging bald zu seinem Lehnsessel zurück. Fremde, selbst den Großherzog ließ man nicht mehr zu ihm; im Zimmer waren außer den Bedienten nur seine Schwiegertochter, seine Enkel und der Arzt. Der Name Ottilie war oft auf seinen Lippen. Er bat sie, sich zu ihm zu setzen, und hielt ihre Hand lange in der seinigen. Bisweilen phantasirte er, aber es waren nur angenehme Bilder, die ihn beschäftigten. Die Sprache wurde immer mühsamer und undeutlicher. Mehr Licht! waren, wie man sagt, seine letzten vernehmlichen Worte. Um halb zwölf

entschlummerte er in seinem Lehnsessel so sanft, daß es lange währte, bis die Umstehenden überzeugt waren, daß er ihnen entrissen sei.

Im Tode bot er das Bild eines ruhig Schlummernden; „tiefer Friede und Festigkeit waltete auf den Zügen seines erhaben edlen Gesichtes. Die mächtige Stirne schien noch Gedanken zu hegen." Der Sarg, der seine irdische Hülle aufnahm, war nach derselben Zeichnung gearbeitet, welche er, als Schiller's Ueberreste beigesetzt wurden, entworfen hatte. Am sechsundzwanzigsten März, Nachmittags fünf Uhr, fand die Begräbnißfeier statt. Der lange Trauerzug bewegte sich durch das Frauenthor über den Friedhof nach der großherzoglichen Gruft. Hier stimmte ein Chor das Göthe'sche Logenlied an: „Laßt fahren hin das Allzuflüchtige." Generalsuperintendent Röhr hielt die Grabrede. Darauf erfolgte die Beisetzung in der Fürstengruft. Dort ruht er neben Schiller, seinem Freunde und Geistesgenossen. Dasselbe Grabgewölbe umschließt auch seine ihm vorangegangenen fürstlichen Freunde Karl August und Luise.

Uns aber wurde Göthe nicht entrissen, als sich die Fürstengruft über seiner Hülle schloß. Sein Geist, in unsterblichen Dichtungen offenbart, lebt noch mitten unter uns, und wird noch für späte Geschlechter leben. Denn in ihrem ganzen Umfange lassen sich auf unsern Dichter seine eignen Worte anwenden:

So wirkt mit Macht der edle Mann
Jahrhunderte auf seines Gleichen:
Denn was ein guter Mensch erreichen kann,
Ist nicht im engen Raum des Lebens zu erreichen.
Drum lebt er auch nach seinem Tode fort,
Und ist so wirksam als er lebte;
Die gute That, das schöne Wort,
Es strebt unsterblich, wie er sterblich strebte.
So lebst auch du durch ungemess'ne Zeit.
Genieße der Unsterblichkeit!

Druck von C. W. Leske in Darmstadt.

Spieß, August,

Goethe's Leben und Dichtungen

Wiesbaden 1854